EMIL ERTL

# Das Lattacherkind

A10a
196

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/daslattacherkind0000emil

Emil Ertl

# Das Lattacherkind

# Das Lattacherkind

Ein Roman aus der Bergwelt

von

Emil Ertl

EIGENTUM
der Arbeitsgemeinschaft
der Deutschen Vereine
der Suedseite, CHICAGO.

A III

L. Staackmann Verlag / Leipzig
1929

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, Dramatisierung, Verfilmung u. Radiosendung, vorbehalten. Für Amerika: Copyright 1929 by L. Staackmann Verlag G. m. b. H., Leipzig
Printed in Germany

Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

Hoch oben im Gebirge, wo die letzten sturmzerzausten Tannen und Zirbelkiefern sich bis an die Baumgrenze vorwagen, steht ein Brunnen, vom Volke der Steinkäserbrunn genannt. Aus seinem hölzernen Auslauf plätschert in einen roh gehöhlten Baumstamm, der als Brunnentrog dient, ein Wasserstrahl von seltener Klarheit und Frische.

Ein einsamer Bergwanderer, der sich im Vorbeigehn durch eine kurze Rast und einen belebenden Trunk erquickt, setzte nun seinen anstrengenden Weg mit verdoppelter Beharrlichkeit fort. Über die Gletschermoräne, deren vorgeschobener Schuttwall nur wenige hundert Schritt hinter dem Brunnen sich aufbäumt, strebte er rüstig aufwärts, gegen die schwer zugänglichen Eisfelder des Hohen Rauchenkatsch.

Das grobe Geröll und Geschiebe, über das er sich hinaufarbeitete, geriet unter seinem eisenbeschlagenen Bundschuh ins Kollern, die natürliche Mauer, die den ewigen Schnee gegen alles Lebendige abriegelt, mußte überstiegen werden. Aber auch nach ihrer Bezwingung war der eigentliche Ferner noch lange nicht erreicht. Zwischen ihm und den vorgelagerten Schuttdämmen dehnten sich erst noch die gänzlich verkarsteten eisfreien Stein-

wüsten, aus denen der seit Jahren in rückläufiger Bewegung befindliche Gletscher sich vorübergehend zurückgezogen hat. Fest und sicher trat hier der Fuß auf gewachsenen Fels, über dessen klaffende Schründe den bergvertrauten Wanderer sein übermannshoher Haselstock leichten Schwunges hinwegtrug. Und schließlich tat eine tiefeingeschnittene Schlucht sich auf, deren eisiger Schatten die brennende Stirn des unentwegt Berganssteigenden wohltuend kühlte.

Nur als ein langes schmales Band schlängelte sich jetzt der strahlende Sommerhimmel über ihm hin. Grauwollene Sterne von Edelweiß wiegten sich im Morgenhauch, beiderseits aus den Felswänden grüßend, unbeachtet von ihm, vielleicht kaum bemerkt. Sein Sinnen und Trachten stand nach ganz anderem Lohn als nach der vielumworbenen Alpenblume.

Die Kluft wird enger und enger, bis schließlich der sichtbar ausgetretene Pfad sich spurlos in jäh aufragenden Steilwänden verliert. Nun geht es ans Klettern. Mit Griffen und Tritten schier lotrecht empor, den Leib in die sich darbietenden Spalten und Risse geduckt, höher und höher. Die Bergspinnen haben es leichter, denkt er; sie meistern den Menschen in der Kunst, eine senkrechte Wand hinaufzulaufen. Atemlos keuchend muß er eine Zeitlang innehalten, hoch über dem Abgrund hängend. Kundschaftend streicht der Blick aufwärts. Da grüßen bereits vom lichten Rande überhängende Wuchten grünweißen Gletschereises.

Freudig durchbebt es ihn, wie er ihrer ansichtig wird,

gleich einer Verheißung. Und wachen Auges träumt er den Traum seiner Träume. Unter diesem Eise, irgendwo dort oben, da wölbt sich der smaragden schimmernde Palast aus Kristall, in welchem der Sage nach die Bergfeien hausen. Die Bergfeien, die huldreichen oder zürnenden, geheimnisvolle Wesen der Höhe, auch Wildfrauen genannt, märchenhafte Gestalten, die nach einem weitverbreiteten Glauben Anteil an den Geschicken der Menschen nehmen und unsichtbar auch hinter den Begebenheiten walten, die hier geschildert werden sollen.

Denn mit dem einsamen Bergwandrer wandern auch wir aus der nüchternen Welt der Wirklichkeiten ins Reich des sinnvoll Deutsamen empor. Mit ihm lassen wir uns von Sehnsüchten und Hoffnungen aufwärts locken, mit ihm greifen wir, indem wir die wehenden Gewänder von Lichtgestalten zu haschen und festzuhalten glauben, in wallende Nebelschleier, hinter denen, nur in seltenen gesegneten Augenblicken ahnungsvoll aufdämmernd, unenträtselte Geheimnisse sich verbergen . . .

Ein grollendes Geräusch, sturmartig sich nähernd, schreckt den in eine Runse der Felsmauer Geschmiegten aus seinen Träumen.

„Steinschlag! Trachtet ihr mir nach dem Leben?"

Donnernd saust die Schuttlawine in die Tiefe. Felstrümmer und Steinbrocken krachen, sich überstürzend, knapp an ihm vorbei. Ein gelles Auflachen antwortet dem verhallenden Gepolter.

„Bin kein Neuling! Weiß mich vorzusehn!"

Und trotzig weiter, unerschrocken der Höhe entgegen.

Die Hand oft nur in engste Klumsen verkrampft, der Fuß schon auf dem schmalsten Bande Halt suchend und findend. Heftig klopft sein Herz, und nicht bloß von der Anstrengung des Kletterns. Es ist ihm bange zumut, und die erregten Pulse der Schläfen raunen ihm hämmernd und pochend das warnende Wort zu, das im Volk über die Huldinnen der Berge umgeht: „Zu Stein erstarrt, wer sie erschaut."

Daneben aber nistet ihm auch ein seltsames Klingen im Ohr, schwer zu deuten und wunderbar. Ist es das Rauschen des Blutes, das durch die Adern stürmt? Ist es das Klingen der Berge, das lockende, Sehnsucht weckende, das ihn schon oft bezauberte? Der himmlische Gesang der Geister, der von den Höhen tönt?

Unaufhaltsam und immer ungestümer zieht es ihn aufwärts.

Nicht die Lust des Jägers, das Gemswild zu beschleichen, ist es, was seinen Willen beflügelt, und nicht der Ehrgeiz, einen noch unbezwungenen Gipfel zu erklimmen, oder sonst eine Höchstleistung körperlicher Kraft und Gewandtheit zu setzen. Die Ziele, die dem Stadtmenschen vorschweben, wenn er dem Bergsport huldigt, ihm bieten sie keinen Anreiz. Kaum kannte er sie, kaum wußte er davon. Nur spärlich bisher war ferne Kunde von dem Leben der Menschen da draußen in der Welt bis zu ihm gedrungen, dem Sohn des einschichtigen Kleinhäuslers im Ponholzforst, jenem finsterſten Winkel des finsteren Rabenwaldes, wo die sanfteren Bodenwellen des Landes sich jählings zu Springfluten bäumen und

den Himmel stürmend schließlich bis zu den Gefilden des ewigen Schnees aufwachsen.

Höhen und Tiefen dieser Berge, ihm waren sie von Jugend auf vertraut, ihre Wälder und Weidetriften, ihre Riffe und Schluchten, Felseinöden und starren Eiswüsten. Aber auch den Stimmen der Berge, die dem Begnadeten nicht stumm bleiben, hatte er schon als halbwüchsiger Junge begierig gelauscht. Und je reifer er wurde, um so geheimnisvoller dünkten sie ihn, und um so drängender wuchs sein Verlangen, das wundersame Klingen zu enträtseln, das von Zeit zu Zeit wiederkehrend über den funkelnden Höhen schwebte, bald wie ein betörendes Locken, bald wie ein segnender Orgelton.

Nicht einem jeden war es vernehmbar und auch ihm selbst nicht an jedem beliebigen Alltag. Aber schon nach dem ersten Male hatte er es nie wieder vergessen können und sich oft seither danach gebangt, in wahrer Herzensnot.

Wie eine Mahnung, die zu Taten spornt, klang ihm dieses heimliche Tönen und wie eine Verheißung zugleich, die Unerdenkliches, Zauberhaftes in Aussicht stellt. Aus Niedrigkeit und Enge hob es empor, mit dem Gefühl eines reineren und freieren Daseins beglückend. Und immer anders und doch immer gleich süß und beseligend war es, ob es im Glast der Mittagssonne als ein einsames, hoch über dem glitzernden Eise schwingendes Läuten das Grollen der Lawinen begleitete, oder mit dem Abendwind, der den Duft des rosenüberblühten Gletschers talwärts zu tragen schien, zu volleren Akkorden

anschwoll, oder endlich im Schein des Mondes über den bleich gewordenen Schneefeldern zitterte, an das Seufzen verliebter Lautensaiten erinnernd.

„Zu Stein erstarrt, wer sie erschaut!" . . .

Abermals kam ihm die überängstliche Warnung in den Sinn, die Feiglinge erfunden und in Umlauf gesetzt haben müssen. Was kümmerte ihn solches Gerede? Letzte Kraft! Nahes Glück! Und entschlossen schwang er sich über den Rand des Gletschers empor und sah nun endlich, schon näher vor sich, die zerklüfteten Klippen und Riffe aus dem Eise ragen, die den Hochgipfel des Rauchenkatsch umdrängen. Der Anblick festigte seinen Wagemut. Schon knirscht der Schuh im Firn, Eisen klirrt gegen Eis. Haushoch schoben Schollen sich übereinander, und gleich gefrorenen Wogen der sturmzerrissenen See zackte und loderte es blaugrün eine ungeheure Lehne hinan, die steil wie ein Kirchendach war.

Schwierig und zeitraubend ist das Vorwärtskommen auf solch abschüssigem Gletscher. Längst hat das Tagesgestirn die Höhe des Mittags hinter sich gelassen, Schritt für Schritt muß er sich seinen Pfad erkämpfen. Aber kein Hindernis kann seine Zuversicht brechen, er glaubt an sich und seine Berufung. Und wenn sonst jedem Sterblichen, i h m werden sie ihren Anblick so wenig versagen, die verklärten Gestalten im hellgoldnen Haar, wie sie es ihm versagten, ihren holden Gesang zu vernehmen, wenn er tief unten im Tal darauf lauschte. Ihm, dem Ponholz-Frieder m ü s s e n sie sich zeigen, ohne ihn dafür zu strafen, daß es ihn drängte, die Sehn-

sucht zu stillen, die sie selbst in ihm weckten. In ihres Paradieses Frieden einzudringen, mag Frevel sein, wie manche Leute behaupten, wenn der Vorwitz es versucht. Und vielleicht trifft es auch zu, daß der Segen, den die Huldinnen über diese Täler ausstreuen, sich ins Gegenteil verwandeln kann, wenn ein Unwürdiger aus lüsterner Neugier sich ihnen naht, oder mord- und raubgierig an einem der freilebenden Geschöpfe sich vergreift, die unter ihrem Schutze stehn. Von all dem weiß Frieder sich frei. Er begehrt nichts für sich, sein Wille ist rein, ihn treibt kein irdisches Verlangen, ihm liegt auch die Absicht fern, die Kreise der Seligen zu stören.

Nur sie zu schauen begehrt er, ein einziges Mal nur sie zu schauen, die hehren Gebieterinnen der Höhe, in ihrer leuchtenden Schönheit, wenn sie singend auf einer der Klippen über dem Gletscher sitzen, die elfenhaften Leiber in schimmernden Silberzindel gehüllt.

Vermessenheit wär' es, ein so unschuldiges Verlangen zu stillen? Das leuchtet ihm um so weniger ein, je entscheidender die Wendung seines inneren Zustands wäre, die ihm davon abzuhängen scheint. Denn ginge dieser sehnlichste Wunsch ihm in Erfüllung, dann wollte er sich bescheiden und nicht mehr murren gegen sein armes freudloses Leben da unten in der Enge. Dann zöge Beruhigung ein in sein oft so ungestüm pochendes Herz. Dann erst hätte er volle Gewißheit darüber gewonnen, daß es sie wirklich gibt, die huldreichen Feen der Berge. Daß es kein müßiger Aberglaube ist, was die Sage von ihnen überliefert oder die Menschen im Tale sich von ihnen

erzählen. Und daß kein Trug der Sinne ihn narrte, so oft er ihren über den fernen Höhen schwebenden wundersamen Gesang zu vernehmen meinte.

Nach allen Seiten um sich spähend, dringt er unaufhaltsam höher, allen Schwierigkeiten zum Trotz. Besonders die hohen Riffe hält er scharf im Auge, ob die erwartete Erscheinung sich auf ihnen nicht zeigen wolle, sobald das Abendrot, das nicht mehr fern sein kann, den Schnee festlich erglühen macht. Indessen geschah es ganz wider sein Erwarten, daß, je weiter die Stunde vorrückte, die Farben nicht aufblühten, sondern im Gegenteil mehr und mehr zu welken begannen. Die Lüfte sind stumm geworden und wie tot. Plötzlich spürt er im Antlitz eine unnatürliche Wärme. Wie heißer, fiebernder Atem haucht es ihn an. Ist der Föhn aufgestanden?

Eine weiße Fahne flattert unversehens vom Rauchenkatsch. Sie entfaltet sich, wird größer, Flügel wachsen ihr, Schwingen eines Riesenvogels, mit denen sie den Hochgipfel umarmt. Ein fernes Wimmern in den Lüften, wie der Sturm um die Felsklippen saust. Jetzt heult er auch über die Schneeflächen heran, umklammert ihn mit sehnigen Armen, versucht ihn hochzuheben und umzuwerfen. Graue Wolkenschiffe kommen gesegelt, stranden am Gletscherrand, verwandeln sich in gestaltlose Ungetüme und kriechen näher. Im Nu ist die Sonne, die nahe dem Untergang stand, verhüllt, sind Riffe und Felsen verschwunden.

Und siehe! Weiße Gewänder, wehende Schleier wallen um Frieder, hauchzarte Leiber in Silberzindel,

Schatten gleitender Gestalten. In leidenschaftlicher Begier versucht er sie zu haschen, versucht er sie festzuhalten. Seine Hand greift in Luft. Leer! Fort! Spotten sie sein, die Geister des Lichts? Blind rennt er an gegen Nebel und Sturm, packt abermals zu.

„Hab' ich euch? Halt' ich euch? Steht!"

Wiederum schließt seine Faust sich um nichts als um feuchten Dunst. Die Heftigkeit, mit der er sich auf das vermeintlich Greifbare gestürzt, der Sprung eines Raubtiers, wirft ihn zu Boden. Verzweifelt duckt er sich in den Schnee, schlägt die Hände vors Antlitz.

„Erbarmt euch mein! Stillt mein Sehnen! Reicht mir ein Krümchen Seelenbrot! Enthüllt mir euer wahres Wesen und sagt mir, daß ich erkoren bin!"

Zitternd am ganzen Leibe lauscht er in die brausende, gellende, kreischende, aber völlig unsichtbar gewordene Unendlichkeit hinaus. Und da war's, als erhöbe sich wirklich aus dem Toben des Orkans ein sanfterer Ton und hinter weißem Wehen und Vorüberhuschen hervor ein vernehmliches Klingen.

Weckte sein brünstiges Rufen ein Echo? Sind's Stimmen aus den Lüften, die ihm antworten?

„Weg ins Weite, Weg ins Ferne
Holt vom Himmel nicht die Sterne.
Nur eingeborne Kraft
Macht dich genesen.
Denn Gottes Eigenschaft
Ist Wesen."

Nachträglich, wenn er an jene Augenblicke zurückdachte, stiegen ihm oft Zweifel darüber auf, ob er damals, nach den fast übermenschlichen Anstrengungen der Bergwanderung und in der seelischen Verfassung, in der er sich befand, seiner Sinne noch mächtig gewesen sei. Klangen wirklich solche oder ähnliche Worte ihm ins Ohr? Hatte er sie sonst irgendwo einmal gehört oder gelesen, und standen sie jetzt aus dem Unbewußten wieder in ihm auf? Die Singweise, auf deren Flügeln sie mitten durch das Tosen und Sausen des Windes an ihn heranflatterten, hallte noch lange in ihm nach; die Worte selbst, ihr Sinn, ihre Bedeutung, waren verweht. Sie fanden den Weg nicht zu Herz und Verstand. Sie versetzten ihn nur in Zorn, in Raserei, weil sie ihm dunkel blieben. Er empörte sich gegen sie.

„Gebt ihr mir Rätsel zu raten? Mit Schall und Rauch speist ihr mich ab? Ich zwinge euch noch, mir Rede zu stehn!“

Und entschlossen, selbst gegen die Gewalten der Hölle sich den Weg zu den Gletscherjungfrauen zu bahnen, wo immer sie sich verborgen halten mochten, sprang er wieder auf die Füße und stürmte weiter. In vergeblicher Wut stemmte der immer noch heftiger anschwellende Sturmwind sich ihm entgegen. Ein Schneegestöber, das plötzlich eingesetzt hatte, umhüllte ihn mit einem so dichten Flockenwirbel, daß es unmöglich wurde, auch nur einen Schritt weit vor sich hin zu sehen. Und die unnatürliche Dämmerung, die eine vorzeitig einbrechende Nacht anzukündigen schien, machte den Nebel noch undurchdringlicher.

Unter solchen Umständen war es kein geringes Wagnis, die abgrundtiefe Randkluft zu übersetzen, die zwischen dem Gletscher und dem Felsengipfel des Rauchenkatsch klaffte, weil die Sonnenwärme des Steins das Eis bis weit hinunter hatte schmelzen machen. Ein Sprung auf Leben und Tod trug Friedern hinüber. Fast wider Erwarten glückte es ihm, auf der entgegengesetzten Seite, wo nur ein schmaler, flacher Rand blieb, festen Fuß zu fassen.

Unmittelbar dahinter stieg die klippige Steile zur höchsten Spitze des Gebirges an. Schweres, fast nächtlich finsteres Gewölk umlagerte sie. Von Zeit zu Zeit flammte ein rötlicher Schein darin auf, blieb sekundenlang zitternd stehn und zuckte dann fahl auf benachbarte Wolkenmassen hinüber. Der Donner rollte. Er sammelte sich zwar nicht zu einzelnen wuchtigen Schlägen, dafür wirkte er durch die Beharrlichkeit seines ununterbrochen grollenden Getöses nur um so schauriger.

In Frieder aber lebte nur ein Gedanke: seinen Willen durchzusetzen, geschehe, was da wolle.

Mit zerschundenen und blutenden Händen am gänzlich unsichtbar gewordenen Geklippe sich festhaltend, kletterte er durch die zerrissenen Felsen aufwärts. Und so im Fieber einer unselig verblendenden Leidenschaft höher und immer noch höher . . .

*

Der sogenannte Steinkaserbrunn, jener Born, an dem Frieder vor seinem Aufstieg in die Gletscher sich

gelabt, lehnt sich mit dem Rücken an die Außenseite eines halbverfallenen, aus Fundsteinen roh geschichteten Männerchens, das eine enge, verwahrloste Begräbnisstätte umfriedet.

„Sieh, Kleinchen, wie schön Steinbrech und Fingerkraut blühn!“ sagte die alte Kohlrachin, vor einem der winzigen Grabhügel haltmachend, zu ihrem darunter liegenden Kind. „Jedes Jahr kommen sie aufs neue und ganz von selbst, man braucht sie nicht eigens zu hegen. Wie die Mutterliebe sind sie, so treu. Das andre Zeug alles ist mehr wie dein Vater, hat keinen Verlaß, hat keinen Bestand . . .“

Lange war's her, daß das unglückselige Körperlein, das hier moderte, kaum geboren, auch schon wieder der Erde hatte zurückgegeben werden müssen. Niemand erinnerte sich daran oder wußte noch davon. Nur die Kohlrachin konnte es nicht vergessen. Es war ihr Kind gewesen.

Die Vef, ihre Ziehtochter, die zugleich mit ihr den kleinen Bergfriedhof betreten hatte, schüttete eine volle Schürze Alpenpflänzchen am Rande des Grabes aus. Unermüdlich hatte sie auf dem Weg zur Höhe herauf sich damit beschäftigt, sie zu sammeln und samt den Würzelchen auszugraben.

„Hier — genug zum Anpflanzen, wenn das Unkraut erst gejätet ist.“

Die Sonne schien bereits schräg durch das zur Hälfte verdorrte und mit Bartmoos behangene Geäst der wenigen wetterharten Bergtannen und Zirben, die sich hier

oben noch behaupteten. Ihre Schatten streckten sich in die Länge und zeichneten dunkles Gitterwerk über die verstreuten Gräber hin. Die kühle Abendluft schwieg. Nur das Murmeln und Plaudern des einsamen Wasserstrahls war vernehmbar, den der Steinkaserbrunn in den davor stehenden Holztrog rieseln ließ.

Still nebeneinander stehend, verrichteten die beiden Frauen erst noch ein stilles Gebet, ehe sie sich anschickten, die von Vef gesammelten Kräuter einzupflanzen. Nicht ganz ohne Stöhnen ging es ab, als die Kohlrachin ins Wildgras niederkniete.

„Die Glieder werden steif — früher als nötig klopft das Alter bei mir an. Arbeit und Kummer, das ist's, was einen herunterbringt. Aber meinst du, ich ließe mich die Mühe verdrießen?" redete sie wieder zu ihrem Kindchen unter der Erde. „Bunt soll dir dein Hüglein beblumt sein!"

Mit dem Stiel eines mitgebrachten Blechlöffels begann sie an den verrottetsten Stellen, die Vef vom wilden Geniste gesäubert hatte, Grübchen zu graben. Das junge Mädchen las die Pflänzlinge aus und reichte sie ihr zu. Sorglich versenkten sie die Würzelchen und häuften nährendes Erdreich darum. Aber mitten in der Arbeit hielt Vef plötzlich inne, sichtlich beunruhigt lauschte sie zu den Höhen empor.

„Hört, wie heut wieder die Gletscher klingen!"

Aufhorchend legte die Kohlrachin die Hand an die Ohrmuschel. Sie schüttelte den Kopf.

„Ich höre nichts."

„Wie gläserne Glocken klingt's aus dem Eis — aber nicht wie Hochzeitsglocken, eher wie Trauergeläut."

„Da ich jung war, hörte ich's oft. Wie ein Halleluja in der Kirche, so klang's."

„Mir klingt es heut mehr wie ein Kyrie-eleison!"

Angestrengt lauschte die Alte. War denn ihr Kopf schon völlig ertaubt? Die Stimmen der Berge, ihr blieben sie stumm. Das Mädchen wunderte sich, bang preßte es die gefalteten Hände aufs Herz.

„Jetzt schwillt es an wie Grabgesang aus fernem Orgelgebraus! Das müßt Ihr doch hören?"

„Nichts! Keinen Ton."

„Und nun erstirbt es in Seufzern und Klagen!"

Die Kohlrachin bekreuzte sich und wendete sich wieder ihrer Arbeit zu.

„Daß der Herr uns gnädig sei!"

Gräser, Farren und Gestrüpp aller Art überwucherten den durch das Mäuerchen umfriedeten einsamen Platz, in dessen Mitte die lebensgroße Gestalt einer Schmerzhaften Muttergottes ragte, aus Holz geschnitzt, die einst bunten Farben der Bemalung verwittert oder abgeblättert. Von dem winzigen Hüglein abgesehn, das die beiden Frauen betreuten, waren nur wenige Gräber noch kenntlich, und selten ereignete es sich, daß ein neues hinzukam. Denn die Bauern des Rabenwaldes bestatten ihre Toten für gewöhnlich nicht hier, in der Nachbarschaft des öden Gesteins und ewigen Schnees, sondern weit unten im Tal, auf dem Friedhof des Pfarr- und

Gemeindedorfes Olsach, dessen Gräber und Kreuze gleich einer furchtsamen Herde sich rings um die Kirche scharen.

So abseits und verlassen, wie es auf dem stillen Bergfriedhof ist, möchte kein ehrlicher Christenmensch dem Tage der Auferstehung entgegenharren. Nur die neugeborenen Kindlein, die noch vor Empfang der heiligen Taufe dem schönen Erdendasein wieder entsagen mußten, beerdigt man an diesem halb verrufenen Orte, in aller Stille und ohne priesterlichen Segen werden sie hier eingescharrt. Fern von jeder menschlichen Siedlung müssen ihre dürftigen Knöchelchen in ungeweihter Erde modern, weil man annimmt, daß sie sich nicht im Stand der Gnade befanden, als sie das Zeitliche segneten. Denn so kurz ihr diesseitiges Leben währte, nach der starren Satzung der Kirche belastet die Erbsünde, die nicht rechtzeitig mehr von ihren armen kleinen Seelen konnte abgewaschen werden, sie auch noch drüben mit schwerer Schuld.

Dem Herzen des Volkes freilich fehlt es am rechten Verständnis für solche Härte — Geschöpfen gegenüber, die nie zum Bewußtsein erwachten. Und das ist der Grund, warum der Volksmund jenen hoch im Gebirge gelegenen Kinderfriedhof den Gottesacker der Unschuldigen nennt . . .

Auch das Kind der Kohlrachin, das hier begraben lag, war solch ein schuldbeladenes Unschuldswurm. Von seinem Vater verlassen, hatte sie es im Elend geboren und in ihrer Erschöpfung und Benommenheit versäumt, ihm die Nottaufe zu geben, ehe es mit dem ersten Quengeln

und Wimmern sein bißchen Atem aushauchte. Die Unterlassung bedrückte sie schwer. Sie fühlte sich verantwortlich dafür, daß das dürftige Seelchen deswegen dem Fegefeuer, wo nicht gar der ewigen Verdammnis anheimfallen sollte. Und sie klammerte sich an die vielverbreitete Meinung, wonach auch eine liebevolle Pflege des Grabes, nicht bloß die Gebete, die daran verrichtet werden, den Jenseitigen irgendwie zugute kommt.

Voll Genugtuung betrachtete sie deshalb, als das kurze und schmale Hüglein jetzt sauber gejätet und neu bepflanzt war, ihr gemeinsam mit Vef vollbrachtes Werk.

Und wieder sprach sie in die Erde hinein zu ihrem Kind: „Freu dich, Kleinchen, bald endet deine Not! Die Schlüsselblume wird dir den Himmel aufschließen, das Heilsglöcklein läutet die Herrlichkeit ein. Dann brauchst du in der Dreikönigsnacht nicht ruhelos mehr in der Heimchen Zug zu geistern. Wie die Schurkheit des Vaters dich ins Unglück brachte, so erlöst dich die Liebe der Mutter vom Fluch!"

„Unschuldig, wie es war, sollt' es büßen müssen?" gab Vef zu bedenken. „Unser Herrgott ist gerecht, er wird ihm die fehlende Taufe nicht entgelten lassen!"

„Gäb's eine Gerechtigkeit in dieser Welt der Sünden," entgegnete bitter die Kohlrachin, „dann hätte die Strafe freilich nicht das Kind, dann hätte sie seinen Vater treffen müssen. Dem aber ging alles stets nach Wunsch — solange wenigstens, als ich noch von ihm hörte. Das war ein Mensch! Ohne Ehre und Scham,

Bosheit und Greuel sein Element. Ein Lotter! Ein Nichtsnutz voll Rücken und Tücken! Ein Schubiak, wie die Erde noch keinen gesehn! . . ."

Sie mochte in Vefs Mienen die Frage lesen, wie sie sich dennoch mit einem so Verworfenen hätte einlassen können? Und sie kam ihr mit der Antwort zuvor.

„Aber wie schlau konnte der sich verstellen!" sagte sie. „Ein Schauspieler war an ihm verdorben, sonst wär' ich ihm nicht auf den Leim gegangen! In der Kunst, eine Maske vorzustecken, blieb er Meister unter den Männern, das will schon was sagen. Denn darauf verstehen sie sich alle, einer wie der andre, wenn's gilt, ein einfältig Mädel scheinheilig zu betören. Nimm Rat an, Vef! Laß dich mit keinem ein! Kein Schöntun und Um-die-Mitte-Nehmen! Auf ja und nein bist du entehrt und verlassen, ein Kind an der Brust, das keinen Vater hat. Denn immer sind es zuletzt wir Weiber, die betrogen daran glauben müssen."

Wie von einem auf ihr lastenden Schicksal gebeugt, senkte Vef das Antlitz.

„Wenn uns die Liebe in die Arme nimmt, dann werden wir wehr- und willenlos!"

„Und fügsam wohl gar?" horchte die Kohlrachin mißtrauisch auf.

Des Mädchens scheues Verhalten, schon eine längere Zeit hindurch, und jetzt seine Worte, die auf ein geheimes Wissen deuteten, hatten sie stutzig gemacht. Sie faßte es am Kinn und hob ihm den Kopf hoch. Als sie in diese Augen sah, die eine Schuld und ein Glück zu

bekennen schienen, wurde ihr plötzlich zur Gewißheit, was bis dahin nichts als eine unbestimmte Ahnung ihrer schlaflosen Nächte gewesen.

„Vef! Du wirst doch nichts unter dem Herzen tragen? . . . Du schweigst? Kind! So wär's schon so weit? Wer ist es? Nenn ihn! Du willst mir's nicht beichten? Der Hochhinaus etwa, der Ponholz-Frieder? Der Nebelspinner! Das sind schon die Wahren, die sich im Grunde selber zur Last sind und, niemals zufrieden, nach Wundern ausschauen!"

Der scharfe Angriff gegen den heimlich Geliebten erweckte in Vef, was an Mut und Widerstand in ihr war.

„Treu ist mein Frieder und meint es mir gut. Der Tod nur kann mich von ihm scheiden!"

Bestürzt schlug die Alte die Hände zusammen.

„So hab' ich's erraten? Grad der mußt' es sein? Dasselbe Blut, das deines Geschlechtes Erbfeind und Verderber gewesen!"

Eigentlich wider Willen war ihr das Wort entschlüpft, das ein bis dahin vor jedermann sorglich bewahrtes Geheimnis halb und halb preisgab. Da sie es auch Vef gegenüber gehütet hatte, so war diese, die Frieders Vater, den Ponholzkeuschler, als einen braven, allgemein geachteten Mann kannte, in Unkenntnis davon aufgewachsen, daß der Ponholzer einen Bruder Basilius gehabt hatte, gewöhnlich Basil geheißen, eben jenen, auf den die Alte anspielte. Denn ein wegen seiner Untaten verrufener Mensch, hatte er vor Jahren, da

die Kohlrachin noch jung gewesen, in verruchter Weise in das Schicksal von Vefs Elternhaus eingegriffen. Aber das junge Mädchen ahnte nichts davon und sah die Ziehmutter erstaunt und verständnislos an.

„Der Sohn des Niklas ist er, den sie den Ponholzkeuschler nennen."

„Und der Bruderssohn jenes Basil, des größten Übeltäters, der je im Rabenwald sein Wesen trieb!"

„Basil —? Ein Name, mir fremd wie ferne Sage."

„Basil, der mich und mein Kind verdarb! Derselbe Basil, der deinen Vater um Hof und Gut, um Glück und Wohlstand brachte!"

„Ihr sagtet mir, arm sei mein Vater gewesen?"

„Der Lattachbauer, der Reichste im Land? Als ich dich von der Straße auflas, da war er freilich längst auf dem Hund. Ein Opfer des Unholds, starb er als Bettler, nichts ließ er als Erbgut zurück als — dich!"

„So wär' ich ein Lattacherkind?" staunte Vef.

Es war ihr, als wankte plötzlich der Boden unter ihren Füßen. Das Neue, Unerwartete, das auf sie einstürmte, benahm ihr den Atem.

„Mit Absicht verbarg ich es dir bisher, und so wenig wie du hat's niemand erfahren. Ich kenne Basil! Dem Schensal ist Rache ein Festgericht, er wäre imstand, auch dich zu verderben. Darum gab ich dich für ein Findelkind aus."

„Was tat ich ihm an? Weiß kaum seinen Namen!"

„Aus seinem Munde hört' ich den Schwur: Austilgen wollt' er das Lattacherblut!"

„Wie hätt' er Ursache, mir Böses zu sinnen?"

Hilflos solchen Rätseln gegenüberstehend, begriff Vef nicht, warum sie sich den Haß eines Mannes sollte zugezogen haben, den sie ihr Lebtag nicht gesehn, von dem sie kaum jemals gehört. Nur ältere Leute erinnerten sich noch seiner, und auch die redeten nicht gern von ihm.

In ihrem Unmut hatte die Kohlrachin sich hinreißen lassen, mehr zu verraten, als sie eigentlich wollte. Sie strebte jetzt dem Ausgang des Friedhofs zu, es wäre ihr lieb gewesen, das Gespräch beendet zu wissen. Aber das junge Mädchen, aufgewühlt durch die ihm unverständlichen Andeutungen, bedrängte sie mit Fragen. Sie sah ein, daß ihr schließlich nichts mehr übrig bleiben würde, als alles zu sagen, was sie wußte.

Aus dem Gottesacker der Unschuldigen tretend, ließen die beiden Frauen an der Außenseite des Steinmäuerchens sich im Grase nieder. Schweren Herzens entschloß sich die Kohlrachin, die Schleier zu lüften, die Längstvergangenes verhüllten, und begann ihre trübseligen Erinnerungen auszukramen.

Beklommen lauschte Vef ihren Worten. Aber während sie ihr zuhörte, entgingen ihr doch die Veränderungen nicht, die sich im Bilde der Landschaft inzwischen vollzogen hatten oder fortschreitend weiter vollzogen. Noch knapp vor ihrem Scheiden war die Sonne hinter schwere Wolken getaucht, eine drückende Schwüle lastete vom bleigrauen Himmel herab, dem Abend zuvorkommend stellte unnatürliche Dämmerung sich ein. Und Vef beobachtete, wie gespenstische Nebel die Berghänge her-

aufkrochen und weißen, wehenden Gewändern gleich die Höhen umhüllten. Bange horchte sie gegen die Gletscher empor, aus denen jetzt wieder jenes seltsame Klagen und Wimmern von vorhin vernehmbar wurde, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch ein dunkles, donnerähnliches Rollen, das die Lüfte erschütterte. Bisweilen hätte man glauben können, die Felsgipfel wollten herniederbrechen.

Die bedrohlichen Anzeichen ängstigten das junge Mädchen. Die alte Bergsage kam ihr in den Sinn, wonach die verklärten Jungfrauen der Höhen sich grollend zur Wehr setzen, wenn ein Unberufener ins Reich des ewigen Schnees eindringt, ihren Frieden zu stören. Und inbrünstig betete sie im stillen zu Gott, daß nicht gerade der eine und einzige, der ihrem Herzen naheſtand, der Frevler sein möge.

*

Frieders Vater, dem Ponholzkenschler, hatte ein böses Geschick einen erheblich jüngeren Bruder beschert, Basil mit Namen, der so gänzlich verschieden von ihm nach Art und Wesen war, wie Brüder nur sein können. Schlicht, einfältig und ehrlich der Ältere, großsprecherisch, gerissen und spitzbübisch der andre.

Während Niklas sein karges Gütlein im Ponholzforst unter Mühsalen bewirtschaftete, wendete Basil, arbeitsscheu wie er war, sich früh einer einträglicheren Laufbahn zu. Nichtstuer und Windbeutel von Haus aus, verstand er es schon als ganz junger Mensch, sich

durch allerhand Bauernfängereien und Gaunerpfiffe ein Einkommen zu verschaffen, das es ihm ermöglichte, auf verhältnismäßig großem Fuße zu leben. Und als dann gerade um jene Zeit dank den Naturschönheiten, mit denen der Rabenwald gesegnet war, die Anfänge eines regeren Fremdenverkehrs sich darin bemerkbar zu machen begannen, sattelte er ins Weltmännische um und wurde Hochstapler.

Manchen arglosen Reisenden, der auf die Unberührtheit und Biederkeit des Landvolks vertraute, erleichterte er durch Vorspiegelungen, die seine üppig blühende Laune ihm eingab, um kleinere oder größere Beträge, ohne daß es von gerichtlicher Seite gelungen wäre, ihm ein Bein zu stellen. Seinem Ehrgeiz aber genügte eine solche Beschäftigung nicht lange, ging es doch dabei immer nur um die Börse eines einzelnen. Das fleckte ihm zu wenig. Er war keine Natur, die sich auf die Dauer an Kleinigkeiten genügen läßt, er fühlte etwas wie einen napoleonischen Drang und Zug in sich. Sein Bildungseifer hatte ihn zum fleißigen Lesen spannender Abenteurer-Romane, das Bedürfnis, seine Weltkenntnis zu erweitern, auch zu einer gelegentlichen Reise nach der Hauptstadt veranlaßt, wo er von der Leinwand der Lichtspiele die wertvollsten Anregungen empfing. Nach Verbrauch seiner Barschaft in den Rabenwald zurückgekehrt, hielt er sich endlich für reif, den letzten Rest der Eischale abzustreifen, der ihm von seiner Herkunft noch anklebte, und ein Großunternehmer von zeitgerechterem Zuschnitt zu werden.

Er beschloß deshalb, die aus Büchern gesammelten Erkenntnisse und die in der Stadt gewonnenen Eindrücke möglichst fruchtbringend zu verwerten und sich an den von Reisenden zwar vielbefahrenen, von Landjägern aber wenig begangenen Straßen der lieben Heimat als Buschklepper und Schnapphahn aufzutun. Mit einer kleinen, aber erlesenen Schar Gleichgesinnter, die ihn trotz seiner jungen Jahre als führenden Geist anerkannten, gefiel er sich darin, den Postkutschen, die in jener Gegend damals noch als einziges Verkehrsmittel im Gebrauch standen, einen Hinterhalt zu bereiten. Die Pferde wurden ausgespannt, Wagenlenker oder sonstige Begleitpersonen mit Pistolen in Schach gehalten, die Insassen ihrer Koffer oder Köfferchen, ihres Bargelds, ihrer Uhren und übrigen Wertsachen beraubt. Wer sich nicht gutwillig in sein Schicksal ergab, dem pfändete er wohl auch die Kleider vom Leibe, ja, es soll vorgekommen sein, daß er einzelne besonders Widerspenstige bis aufs Hemd hatte ausziehen lassen. Doch belegte er mit solchen Strafen grundsätzlich nur Männer, gegen Frauen befleißigte er sich einer gewissen Zuvorkommenheit. Er setzte einen Stolz darein, ein ritterlicher Räuber zu sein.

Das Geschäft gedieh glänzend. Schon ein einziger gutbesetzter Stellwagen lieferte manchmal so reiche Ausbeute, daß der glückhafte Briganten-Konzern einen annähernd gleichen Wert kaum in einem halben Jahr ehrlicher Arbeit hätte verdienen können. Störungen des Betriebes kamen selten vor, jedenfalls sah Basil mit den Seinen sich durch die gegen ihn aufgebotenen Häscher

minder hartnäckig bedrängt als sein biederer Bruder, der Ponholzkeuschler Niklas, durch den Steuerboten. Die Hauptmacht der Schutzmannschaft war in den Städten und Fabriksorten mit dem Niederhalten politischer Kundgebungen oder ausständiger Arbeitermassen genügend in Anspruch genommen, fürs flache Land blieben bestenfalls einige wenige vereinzelt umherspazierende Männerchen verfügbar, die sich in diesen Waldbergen verloren wie ein paar Ameisen auf einer großen Wiese.

Überdies bot der Rabenwald schwer zugänglicher Schlupfwinkel die Fülle. Seine Ausdehnung machte es den Wegelagerern leicht, wenn ein bestimmtes Gebiet recht in Verruf geraten war, ihre Tätigkeit in ein anderes, davon entferntes zu verlegen, wo der Reiseverkehr noch arglos vor sich ging, weil man den berüchtigten Freibeuter und seine Spießgesellen am entgegengesetzten Ende der Gegend beschäftigt glaubte. Wenn aber äußerste Gefahr drohte, dann wuschen die Teilhaber der sauberen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaft die Schwärzung von ihren Gesichtern und tauchten, sich verstreuend, in ihren unterschiedlichen Heimatsdörfern auf, wo sie dann eine Zeitlang das bittere Brot des Feldarbeiters, Handlangers oder Holzfällers in harmloser Bescheidenheit zu verzehren sich um so williger entschlossen, als es der Freiheit zuliebe geschah und sie wohl wußten, daß dieser fromme Zustand ohnedies nur ein vorübergehender sein würde.

Solch einer bewährten Führung, wie sie der Umsicht Basils zu danken war, standen die Behörden hilflos

gegenüber. Niemals gelang es ihnen, einem seiner Leute, geschweige ihm selbst, etwas Schlimmes nachzuweisen. Von den kurz bemessenen Zwischenzeiten abgesehn, wo er den braven Staatsbürger spielte und augendienerisch irgendeiner im Handumdrehn erfundenen Scheinbeschäftigung nachging, bekam kein Landjäger ihn jemals zu Gesicht, dafür umsohäufiger die wehrlosen Reisenden. Vergeblich bemühte sich der hohnvoll mißachtete Arm des Gesetzes, diesen Überall-und-nirgends, der den ganzen weiten Rabenwald unsicher machte, auf frischer Tat zu ertappen und dessen Nämlichkeit mit dem übelbeleumundeten Bruder des armen aber rechtschaffenen Ponholzkeuschlers nachzuweisen. Was immer man in dieser Absicht plante, schlug fehl, scheiterte an der überlegenen Schlauheit des in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Gegners, um dessen Gestalt ein förmlicher Sagenkreis sich zu ranken begann, anfangs örtlich begrenzt, dann mehr und mehr ins Weite dringend.

Denn die öffentliche Meinung war allmählich auf das Treiben im Rabenwald aufmerksam geworden. Halb empört und halb belustigt verfolgte sie die ohnmächtigen Anstrengungen der Obrigkeit, den Schädling dingfest zu machen. Viele entrüsteten sich über seine Untaten, mehr noch gab es, die ihm ob der Geschicklichkeit, mit der er immer wieder den Maschen des Netzes zu entschlüpfen wußte, ihre Bewunderung nicht versagten. Die einen hielten seine Wesensgleichheit mit Basil für glaublich, die anderen nicht, man stritt sich darüber und erprobte sich selbstgefällig in scharfsinnigen Beweisführun-

gen. Darin aber stimmten alle überein, daß der große Unbekannte, der fast noch mehr von sich reden machte als der halb fabelhafte Wolf oder Bär, von dem man gelegentlich in den Zeitungen las, daß er wieder einmal in dieser oder jener Gebirgseinöde ein Schaf oder Stück Jungvieh gerissen habe, kein alltägliches Wundertier sei. Er war, das wurde durchwegs anerkannt, ein eigenwüchsiger und fesselnder, ein gelungener, ein geradezu spannender Spitzbube.

Basil selbst letzte sich im stillen an der wachsenden Beachtung, die seinen Taten entgegengebracht wurde. Es war ja kein guter, es war ein übler Ruf, den sie ihm eingetragen hatten, aber immerhin, es war ein Ruf. Wenn man wollte, konnte man es auch Ruhm nennen. Und Basil bedauerte, der einzige — von seinen Helfershelfern abgesehn — zu sein, der diesen, wie er meinte, wohlverdienten Ruhm mit voller Sicherheit auf seine Person beziehen durfte. Es schmeichelte ihn, daß man von einem Rinaldini des Rabenwaldes sprach, der seines geschichtlich gewordenen Vorbildes nicht unwürdig sei, er war stolz darauf, die bis dahin so stiefmütterlich behandelte Gebirgsgegend in aller Mund gebracht zu haben, und rühmte sich seinen Genossen gegenüber einer wirksameren Werbetätigkeit für seine engere Heimat, als sie dem geschäftigsten Fremdenverkehrsverein jemals hätte gelingen können. Ein gesteigertes Selbstbewußtsein setzte seinem stetig anwachsenden Wohlstand, der sich züchtig hinter dem Decknamen eines Bankguthabens verbarg, die Krone auf. So blieb ihm fast nichts zu

wünschen übrig, er fand die Welt schön und die Schöpfung vortrefflich eingerichtet. Und er wäre vielleicht mit der Zeit zum platten Spießer entartet und in die Breite gegangen, hätte ihm das Schicksal nicht in der Gestalt eines Mannes, der keinen Spaß verstand, einen Widersacher erweckt, an dessen eiserner Entschlossenheit das flotte Schifflein des Erfolges schließlich doch zerschellen sollte.

Dieser Mann, mit dem beide Brüder, Nikolaus und Basilius, in ihren jungen Jahren befreundet gewesen, war kein anderer als der Lattachbauer, auch Lattacher Veit genannt, der kürzlich neuerwählte Gemeindevorsteher von Olsach. Ein aufrechter und verläßlicher Verfechter von Ordnung und Sitte, erblickte er einen schmachvollen Zustand darin, daß der Rabenwald als eine unsichere, ja, gefährliche Gegend weit und breit in Verruf geraten sei, und versteifte sich auf den Gedanken, dem Unwesen müsse endlich gesteuert werden. Seinem festen Willen gesellte sich der Vorteil, daß er von gemeinsamen Knabenstreichen her alle Schlupfwinkel ebenso gut kannte wie Basil selbst und auf Grund seiner Erfahrung auch dessen verborgene Gedanken und Absichten zu erraten wußte. Mit solcher Eignung ausgestattet, setzte er die auf sein Betreiben erheblich verstärkte Olsacher Gemeindewache auf des findigen Fuchses Fährte und hetzte sie mit Hurra und Hussa hinter ihm drein.

Das Gelingen war kein vollkommenes, denn Basils habhaft zu werden glückte auch diesmal nicht. Indessen übertraf es die bisherigen Ergebnisse doch insofern, als

dem Halunken der Boden unter den Füßen zu brennen anfing. Er sah seine Beutelager entdeckt und ausgehoben, seine Unterschlupfe aufgespürt, sich selbst daraus vertrieben wie der Dachs aus dem Bau. Gleich einem umstellten Wild, das in fremde Jagdgründe hinüberwechselt, war er eines Tages verschwunden, niemand wußte wohin. Seither hatte der Rabenwald Ruhe vor ihm, er blieb verschollen, als hätte die Erde ihn eingeschluckt. Man sah und hörte nichts mehr von ihm. Aber in höchst unwillkommener Weise sollte man doch noch einmal an ihn erinnert werden.

In einer finsteren Sommernacht breitete sich ein ungeheurer Feuerschein über den Wolkenhimmel aus. Der Lattachhof brannte. Wohnhaus, Scheunen, Ställe, Speicher, alles stand in Flammen. Auch im zugehörigen Hochwald, weit den Berg hinauf, loderten tausend Fackeln. Sogar über die Feldbreiten hin, auf denen das Getreide schnittreif der Ernte entgegenharrte, hüpften und tummelten sich die roten Hähne. Basil hatte ganze Arbeit verrichtet. Denn daß das Feuer gelegt sei, und daß kein anderer als er es gelegt haben könne, daran zweifelte niemand.

Seither heißt ein ziemlich ausgedehnter und gänzlich verwüsteter Erdstrich mitten im grünen Rabenwald die Olsacher Heide. Es ist der Ort, wo umgeben von seinen Waldungen, Wiesen und bebauten Feldern einst die stattlichste aller Bauernwirtschaften, der Lattachhof, stand.

Wie es unvorsichtigerweise oft vorkommt, so war auch

hier an Brandschaden-Versicherung gespart worden. Was dem Lattacher Veit übrig blieb, reichte eben hin, für sich und die Seinen die Überfahrt nach dem Westen zu bestreiten, wo er ein neues Leben beginnen wollte und sich wieder hinaufzuarbeiten hoffte. Er ist aber nie wieder auf einen grünen Zweig gekommen. Die Frau und mehrere Kinder waren ihm drüben verstorben, notdürftig hatte er sich als Handlanger durchbringen müssen. Schließlich kehrte er mit dem jüngstgeborenen Töchterchen, das ihm noch verblieben war, als ein kranker und gebrochener Mann in die Heimat zurück. Als Bettler ist er wenige Tage später in Olsach gestorben . . .

Das Kind, das den Namen Genoveva trug, hatte die Kohlrachin, eine arme Kleinhäuslerin, die um Tagelohn diente, als Ersatz für ihr eigenes, knapp nach der Geburt verblichenes Würmchen zu sich genommen und aus Angst, Basil könne seine Wut auch noch an dem letzten Sprößling des Lattacherstammes auslassen, die Märe verbreitet, es sei ihr von durchziehenden Dörcherleuten vor die Tür gelegt worden.

Viel Zeit war verstrichen, seit solches geschehn. Ältere Leute erinnerten sich wohl noch daran, das jüngere Geschlecht wußte nichts mehr davon. In Vergessenheit geraten war das Räuberunwesen, das einst den Rabenwald unsicher gemacht, in Vergessenheit geraten, daß es einen Lattacherhof und einen Lattachbauer gegeben hatte, in Vergessenheit geraten der verwüstende Brand, dem die Olsacher Heide ihr Dasein dankte, und der einst so übel berufene Name Basils.

Selbst die alte Kohlrachin hatte diesen Namen seit vielen Jahren nicht mehr in den Mund genommen, und wenn sie es an jenem Abend tat, wo sie sich mit Vef an dem Mäuerchen, das den Gottesacker der Unschuldigen umfriedet, im Grase niedergelassen, so geschah es, weil am Grab ihres Kindes die ganze Niedertracht des Mannes ihr wieder lebendig geworden, der dieses Kind gezeugt und es dann im Elend hatte verkommen lassen. Und es geschah vor allem auch aus Unmut und Sorge darüber, daß nun ihre Ziehtochter, verführt durch den Bruderssohn dieses selben ruchlosen Menschen, vielleicht dem gleichen Schicksal entgegengehen würde wie einst sie selbst. Darum wohl war es, daß sie sich dazu entschloß, dem ahnungslosen Mädchen die Vergangenheit zu enthüllen. Darum wohl, daß sie das bis dahin streng gehütete Geheimnis von Vefs Herkunft preisgab. Darum wohl auch, daß sie sich gar nicht genugtun konnte, Basil der Schuld an der Zerstörung von Vefs Elterngut und am Untergang ihrer Angehörigen anzuklagen.

Hoffte sie dadurch das Mädchen doch noch von ihrem Liebsten abspenstig zu machen? Wer vermöchte es zu entscheiden? Sogar die Handlungen der Menschen entbehren nur allzu oft einer strengen Folge; um wieviel weniger noch wird eine solche in den Worten sich nachweisen lassen, die aus einem bekümmerten Herzen kommen.

Unter so manchem für sie Überraschenden, worein Vef an jenem Abend in der Nähe des kleinen Bergfriedhofs Einblick gewann, begriff sie nun auch den tödlichen Haß, den Basil allem Lattacherblut und mithin

auch ihr selbst geschworen haben sollte. Es konnte ihr nicht gleichgültig bleiben, was aus dem gefährlichen Galgenvogel weiters geworden, und ob er noch am Leben sei — sie fragte danach. Die Kohlrachin indessen mußte die Antwort schuldig bleiben. Keine sichere Kunde von ihm war, seit er aus dem Rabenwald verschwunden, an ihr Ohr gedrungen. Gerüchtweise hatte wohl einmal verlautet, er sei, sein nichtswürdiges Abenteurerleben irgendwo auswärts fortsetzend, schließlich doch noch eines Tages der Polizei ins Garn gegangen und zu einer schweren Strafe — man sprach von lebenslänglichem Kerker — verurteilt worden. Aber die Stichhältigkeit dieses Gerüchts zu überprüfen, war niemand in der Lage. So wenig wie die Kohlrachin selbst hatte irgendwer sonst etwas Gewisses über den Verschollenen in Erfahrung bringen können.

Und schließlich gab es ja auch kaum jemand, der es sich gewünscht hätte, überhaupt von ihm zu erfahren. Im Gegenteil! Alle, die ihn gekannt hatten, waren froh, durch nichts mehr an ihn erinnert zu werden. Es gab Leute, die es für ein Glück hielten, daß er gewissermaßen vom Erdboden verschwunden war, sie schwuren Stein und Bein darauf, seit er die Gegend verlassen, sei manchmal wieder das ferne Klingen von den Gletschern des Rauchenkatsch zu vernehmen, das gänzlich verstummt gewesen, solange er sich noch darin umtrieb. Die Saaten, behaupteten sie, gediehen seither besser als früher, besonders beim Flachs hätte es lange keinen Mißwachs mehr gegeben. Und sie folgerten daraus, daß die huldreichen

Jungfrauen der Berge, die sich während der Zeit, da Basil im Rabenwald sein Unwesen trieb, aus der Gegend zurückgezogen hätten, nun wieder segnend ihre Hände über diese Täler breiteten.

Wie immer dem sein mochte, auf alle Fälle bewährte sich auch hier wie überall die natürliche Tatsache, daß nur vermißt wird, wer Gutes stiftet, während dem Selbstsüchtigen oder gar Gemeinschädlichen, wenn er eines Tages nicht mehr da ist, niemand eine Träne nachweint.

*

Auch für die alte Kohlrachin stand es unumstößlich fest, daß die Wildfrauen auf die Geschicke der Menschen Einfluß nähmen, sei es zum Guten, sei es zum Schlimmen. Je nachdem ein Sterblicher ihre Gunst errungen oder sich ihre Ungnade zugezogen, verhießen sie Lohn oder Strafe, und beides lag im Bereich ihrer Macht. Von ihrem Hochsitz im ewigen Schnee beherrschten sie die Niederungen, brauten sprießende Sonne und fruchtreifen Regen oder böse Ungewitter und Hagelschlag, ließen die Saaten gedeihen oder verderben, die Ernte reifen oder mißglücken und taten ihren geheiligten Willen in den wundersamen Stimmen kund, die zu Zeiten von den Höhen klangen, friedvoll und segensreich, oder zürnend und unheilsschwanger. An dies alles glaubte die Kohlrachin so felsenfest wie an ihren Herrgott.

Von Basils Schandtaten erzählend und sich immer heißer in Zorn gegen den Ungetreuen hineinredend, dem sie als jungfrische Dirn ihr Kränzel zu opfern so töricht

gewesen, achtete sie kaum des unheimlich heraufziehenden Unwetters, das den Bergen inzwischen dicke Nebelkappen übergestülpt und den dämmernden Abend vorzeitig umdüstert hatte. Ein Donnerschlag, vom Felsgipfel des Rauchenkatsch niederrollend und Steine aus dem Friedhofsmäuerchen bröckelnd, an dessen Außenwand sie mit Vef im Wildgras saß, riß jäh den Faden ihrer eifernden Geschwätzigkeit ab. Bestürzt horchte sie auf, zu spät kam ihr zum Bewußtsein, daß sie sich hier oben allzulange versäumt. Die Nacht konnte nicht mehr ferne sein, schon sandte sie ihre Finsternisse vor sich her.

Der Donner grollte weiter, er setzte nicht mehr aus, er stand als ein einziger dunkler Ton der Anklage oder Drohung über den Gletschern. Und dahinter noch andere Laute, an menschliche Seufzer oder Angstrufe erinnernd. Schneller, als sie es selbst für möglich gehalten, war sie auf den Beinen.

„Nun hör' auch ich die Stimmen! Schlimm kommt es, wenn sie so aus dem Rauchenkees klagen!"

Ein Schein vom Steinkaserbrunn her blendete sie. Auch Vef hatte ihn erblicktund sprang erschrocken auf die Füße.

„Seht, ein Irrlicht! Oder ist es das Seelchen eines Kindes, das geistert?"

„Eine Mannsgestalt regt sich im Dunkeln!" flüsterte die Kohlrachin. Und Mut fassend, rief sie das Lichtlein an: „Wer ist da?"

Die Blendlaterne wurde hochgehoben.

„Ein halblahmer Alter, nichts weiter!" kam eine mühselige Stimme aus der Finsternis. „Gelobt Jesus Christ!"

„In Ewigkeit! Amen," antwortete Vef.

„Der Ponholzkeuschler!"

Die Kohlrachin wunderte sich. Was wollte der hier? Suchte er etwa nach dem Golde, von dem die Sage ging, es sei im Kies der Wasserader zu finden, die vom Steinkaserbrunn absickert? Müßiges Gerede! Schon mancher bemühte sich vergebens darum.

„So fromm Ihr seid, wird's Euch nichts nützen. Wühlt Ihr im Sande? Wo nichts ist, hat selbst unser Herrgott das Recht verloren."

„Ihr seid es?" erkannte nun auch Niklas, der Ponholzkeuschler, die Alte. Und die flache Hand hinstreckend, leuchtete er mit der Laterne: „Seht her! Drei Körnlein glatt und rund!"

„Drei Körnlein Goldes! Wie's glitzert und gleißt!" staunte Vef, die Hände zusammenschlagend.

Der Augenschein heilt rasch von Zweifeln. Was dem Niklas gelang, könnte es nicht auch anderen gelingen?

„Ei seht, da wärt Ihr ein reicher Mann! Wie kommt man dazu? Um Christi willen, seid hilfreich und vertraut mir die Kunst!"

Der Ponholzkeuschler aber wollte von einer Kunst, die er angewendet haben sollte, nichts wissen. Die Bergfeien hätten ihn begnadet, wie unwürdig er auch sei.

„So glückt es mir eben," sagte er, „ganz ohne mein Verdienst; indes andre, die nach Reichtümern gieren, vergebens im Sandgrus wühlen."

Offenbar, er wollte ihr nichts gönnen und aus Neid

sein Geheimnis bei sich behalten. So legte die Kohlrachin sich's zurecht.

„Sucht Ihr, um ärmer zu werden, nach Gold?"

„Was ich seit Jahren erwühlt und gefunden — reicher hat es mich nicht gemacht."

Denn von all dem vielen Golde, das er mit langem Bemühen gesammelt, gehöre kein Pfifferling ihm, beteuerte er; einem anderen Eigner bleibe es gutgeschrieben, eine Schuld zu tilgen, sei es bestimmt. Er selber habe es nie berührt, ein mühseliger Kenschler nach wie vor, der sich sein Lebtag geplagt und geschunden, wolle er auch in Armut sterben.

„Und gerade darum mag es sein," sagte er, „daß die Himmlischen walten."

Auf einen übermäßig gläubigen Boden fielen seine Worte nicht. Aber noch hatte die Kohlrachin nicht Zeit gefunden, ihre Zweifel daran zu äußern, da brach das Wetter los, als jagte das Wildgejaid über die Gletscher hin. Schwarze Nacht umgab mit einer undurchdringlich scheinenden Mauer die drei kleinen hilflosen Menschenskinder in diesem ungeheuren Toben wild entfesselter Gewalten. Der Wasserstrahl des Steinkaserbrunns, in dessen Nähe sie standen, sprühte ihnen, vom Sturm gepeitscht, über Gesicht und Kleider. Der Ponholzkenschler bekreuzte sich.

„Frevel in den Höhen! Wehe, wenn einer sich sträflich vermessen! Werde ihm der verdiente Lohn!"

Wieder betete Vef im stillen: „Gebe Gott, daß es nicht Frieder ist!"

Ein Blitz zuckte knapp am Brunnentrog in die Felsen. Die Kohlrachin kreischte auf.

„Jesus! Was geschehen für Zeichen!"

„Folgt mir, kommt! Hier ist der Tod, uns Hilflose rettet nur schleunigste Flucht!" So übertönte des Ponholzers erquälte Stimme das Sausen, das in den Lüften war.

Im spärlichen Schein der Laterne, mit der er vorausleuchtete, machten sie sich an den Abstieg. Aber die Zugluft, die durch die enge Felsenklamm wie ein Wildbach stürzte, löschte das Flämmchen. Nun ging es im Dunklen weiter, die bleichen Lichtpunkte, die Leuchtkäfern gleich rings umherschwirrten und taumelten, konnten den Pfad nicht erhellen. Waren es Irrwische? Ruhlose Seelen? Oder Pütze und andere Geister, entfesselt und losgelassen? Der Niklas, der mit Stein und Schwamm die Laterne wieder anzustecken versuchte, rannte in der Finsternis gegen irgendein Unbekanntes an.

„Bist du ein Klotz, oder bist du ein Mensch?"

„Das Wetterwichtel vom Niederjoch!"

„Ein Feuerputz!" stöhnte die Kohlrachin.

Man konnte jetzt die feurigen Umrisse des Wichtels ganz deutlich durch die Finsternis glimmen sehn, jedoch war es, als stünde nur ein Rumpf vor ihnen, ein hauptloser Rumpf auf zwei Beinen. Entsetzt fragte Vef: „Was trägt er so behutsam im Arm?"

„Das ist mein Kopf!" gellte die Antwort.

„Und der glührote Punkt in der Mitte?"

„Das Pfeiflein, das ich schmauchen tu'!"

Ein Auflachen, und der Geist war, den Weg freigebend, im Abgrund verschwunden. Gleichzeitig erhob sich unbändiger Lärm von allen Seiten. Die Habergeis krächzte, umherschwirrende Fledermäuse pfiffen, der Kluppa-Johler, von dem die Sage geht, daß er mit dem äußersten Gegenpol des Höllenfeuers gezüchtigt werde, jammerte irgendwoher aus der Finsternis: „Helft mir aus der kalten Pein! Auweh, au! Werd's nicht mehr tun! Kalt! Kalt! Helft mir 'raus!"

„Stockan! Teufelswirtschaft!" fluchte der Ponholzkeuschler, abermals gegen irgendetwas anrennend, das aber diesmal ein Felsen war. „Ich seh' nicht mehr als ein blindes Huhn! Glimme, verdammter Zunder!"

Da sprang der Funke, es gelang ihm, die Laterne wieder zu entzünden.

„Hier ist der Felssteig, er senkt sich jach, rafft euch auf, mir auf den Fersen!"

Vorsichtig Tritt vor Tritt setzend, tasteten sie sich den schmalen halsbrecherischen Pfad hinunter. Im schwachen Schein des Lichtes sahen sie ein Männlein vor sich her geistern, das einen rotglühenden Stein schleppte. Sie begriffen sofort, daß es ein Bäuerlein war, das seinen Grund und Boden widerrechtlich hatte erweitern wollen. Nun mußte es zur Buße den brennendheißen Markstein in Händen tragen und sofort wieder aufnehmen und weiterschleppen, wenn es ihn, weil's nicht mehr auszuhalten war, hatte fallen lassen. Eintönig leiernd, wie man eine Litanei betet, sang es vor sich hin:

„Rührt euch, rührt euch, Steine!
Niemand merkt's, niemand kennt's,
Über Nacht mach' ich euch Beine!
Heiß! Heiß! Ach, wie brennt's!"

Mit einem Schmerzenslaut warf es den glühenden Stein weg und ließ ihn in einen Wassertümpel fallen, der sich in einer Felsmulde gesammelt hatte. Zischend stieg gerade vor Niklas eine Dampfwolke auf.

„Grenzmarkfälscher! Steinverrücker! Muß er's grad in die Pfütze schmeißen! Wo kommt nur das Gesindel her? Aus der Macht der heiligen Frauen ringt sich alles Böse frei, stürzt wie eine Herde Säne rüsselnd über Mensch und Land!"

„Verwünscht der vermessene Gesell," schalt die Kohlrachin, „der den Frieden der Berge gebrochen! Wollt's Gott, daß sein Frevel ihm heimgezahlt würde, hundert- und tausendfach!"

Das war dem Ponholzer aus dem Herzen gesprochen.

„Glaubt mir, der hat nichts zu lachen! Stürzte der Donner ihn nicht in den Abgrund, so brauen die empörten Geister ihm doch kein beneidenswertes Geschick!"

Der armen Vef tat es in der Seele weh, so hart über einen mutmaßlichen Täter urteilen zu hören, von dem man so wenig wußte, wie von der Tat selbst. Sie sah kein unsühnbares Vergehen darin, wenn ein allzukühner Bergstürmer den Weg ins Reich der ewigen Reinheit sich gewaltsam hätte erzwingen wollen. Und sie sagte: „Wäre denn sein Beginnen so sträflich? Leicht, daß ein

unbezwingbares Sehnen ihn aufwärts und immer höher trieb!"

Aber die Kohlrachin anerkannte keine mildernden Gründe.

„Das ist's ja, was er verfehlte! Wer immer was Besseres will, der endet als Nörgg oder Putz!"

„Die armen Seelen, die geistern, haben weit Schlimmres getan."

„Die schlimmste Sünde ist Hoffart, weil sie die erste war."

„Und drängt nicht zum Licht unser Hoffen, nach einem höheren Ziel?"

„Wer das Höchste erreichen möchte, erreicht gewöhnlich nichts!"

Aus einer Seitenrunse, die talwärts führte, kam etwas herabgestiegen, Niklas ließ einen Schein darauf fallen, im ersten Augenblick meinte man, es sei ein Mensch, den man für einen alten verhutzelten Sennknecht hätte halten mögen. Aber daß ein Sennknecht seinen Milchstotzen und Melkschemel in der Nacht hier sollte spazieren tragen, war nichts weniger als wahrscheinlich, und die unheimlich stieren Augen, das ganze wunderliche Gehaben der Erscheinung ließen keinen Zweifel darüber, daß sie ebenfalls eine geisternde Seele sei. Mit dem Melkstuhl den Takt dumpf auf den Stotzen schlagend, brummelte sie hinterhältig und verdrossen vor sich hin:

„Bauer soll messen,
Stotzen bleibt leer,

Immer noch essen,
Immer noch mehr!
Untreu ist häßlich,
Bringt keine Ehr,
Im Tale wär's läßlich,
Auf der Alm wiegt es schwer."

„Das Kasermanndl!" flüsterte die Kohlrachin, die vor Erschöpfung fast nicht mehr weiter konnte. Sie hatte von diesem Geist schon erzählen hören, er gehörte einem unredlichen Melker, der auf der Alm Milch und Butter beiseite gebracht hatte und nun dafür büßen mußte.

Der Niklas, unsicher, ob er den Weg nicht verfehlt hätte, faßte sich ein Herz und redete die Erscheinung an.

„Im Namen Gott Vater, Sohn und Geist, wo geht es da wohl nach dem Nöringgraben?"

Das Kasermanndl blieb stehn und wies mit dem Kinn die Richtung.

„Er ist stumm," sagte Vef voll Mitleid mit dem armen Sünder. „Laßt ihn seines Weges ziehn."

Die Kohlrachin aber überkam das Bedürfnis, den betrügerischen Melker ins Gebet zu nehmen, der Anblick des leeren Milchgefäßes erregte ihren Zorn.

„Dich möchte ich auch zum Kaser haben, wär' ich ein reicher Alpenbauer! Dein Stotzen, hundertmal angefüllt, wiegt deine Untreue lange nicht auf!"

„Laßt mich in Frieden, die Nacht ist kurz," gab das Kasermanndl mürrisch zurück. „Muß eilig schuften, mein Bauer verlangt's, weil ich ihn lebzeit schnöde betrog."

„Wo hauſt dein Bauer?“ fragte der Ponholzkeuſchler.

„In Olſach, wie Ihr.“

„Dann ſei ſo gut, uns zu leiten! Du geiſterſt voran, wir folgen dir nach. Führ uns brav, ſollſt's nicht bereun!“

Die Kohlrachin wollte ſich widerſetzen, ſie hielt es nicht für geraten, in ſolcher Geſellſchaft zu wandern, es kam ihr unheimlich vor. Der Niklas hingegen beharrte: dem ſchreckhaften Spuk ſolcher Nacht zu entrinnen, ſei noch das Sicherſte, im Gefolge eines Wichtels einherzuziehen.

Und wirklich entledigte ſich das Kaſermanndl gehorſam der aufgetragenen Pflicht. Mitten durch das ununterbrochen anhaltende Unwetter geſpenſterte es vor den Heimwärtsſtrebenden einher, immer genau ſo viel Abſtand zwiſchen ſich und ihnen laſſend, daß ſie durch Regen, Nebel und Dunkelheit gerade noch den aus hellem Holze gefertigten Milchſtotzen und Melkſchemel erblicken konnten, die es beiderſeits in den Händen trug. Und alſo ſtumm und ſtetig weiter, ohne anzuhalten, ohne umzuſehn. Nur an Wegkreuzungen blieb es ſtehn, blickte zurück und wies wieder mit dem Kinn die Richtung, daß ſie ja nicht ſollten auf Abwege geraten. Es war eine gewiſſenhafte, eine getreuliche Führung, die faſt den Anſchein erweckte, als wollte das Geſpenſt dartun, daß es der Untreue abgeſchworen habe und man ſich jetzt in manchen Stücken doch auf es verlaſſen könne.

So leitete das Kaſermanndl, die ſich ihm anvertraut, aus der tückiſchen Felſenklamm heraus, führte ſie über

den schmalen Holzsteg, wo der Rogg über die Trögerwand stürzt und weiter durch die unterhalb starrenden Felskare, wo man schon bei Tageslicht leicht fehl geht, geschweige in der Dunkelheit. Über die Stellwiesen dann, die von Regen troffen, und steil abwärts durch den Hochwald, der die Häuser im Tal vor den Lawinen schützt, und der jetzt noch finsterer blickte als die Nacht selbst. Und schließlich das schäumende Flüßchen entlang, bis man zu dem Karrenweg kam, der nach dem Holzbild des am Ölberg in Todesängsten betenden Heilands, das dort aufgerichtet steht, die Blutschwitzung genannt wird. Hier war es nicht mehr möglich, den Weg zu verfehlen, und da war auch das Kasermanndl auf einmal verschwunden, es verlangte sich keinen Lohn oder Dank.

Aufatmend verfolgten die drei gründlich Durchnäßten nun allein ihre Straße weiter, immer in der Richtung gegen Olsach. An der Stelle, wo der Waldsteig gegen den Ponholzforst abzweigt, blieb der Niklas stehn, sich von den Frauen zu verabschieden. Die Kohlrachin, noch immer unzufrieden darüber, daß sie ihre Rettung dem Geiste eines unehrlichen Sennknechts, der Milch und Käse veruntreut hatte, sollte zu verdanken haben, machte Miene, über das Kasermanndl loszuziehn, und behauptete, es habe sie nicht einmal den nächsten Weg geführt, sie wisse einen noch näheren, und den hätte sie auch allein gefunden. Der Ponholzkeuschler aber schnitt ihr unwirsch das Wort ab, er hieß sie schweigen und sich nicht durch Undank versündigen. Kaum einer Gefahr entronnen, auch schon wieder lästerlich und überheblich daherreden,

sei ein widerwärtiger Altweiberbrauch, besser wär's, sich auf die Zunge beißen. Schließlich könnten sie alle drei von Glück sagen, daß das Kasermanndl ihnen der Quere gekommen.

„Es ist ja ein Gauch, wer wird's leugnen?" sagte er. „Aber einer von der kleineren Sorte. Und hat er uns nicht treu geleitet? Wollt's Gott, daß nicht Spitzbuben schlimmerer Art uns noch tückisch in die Irre führen!"

*

Seit jener Nacht krächzte der Ponholzer Unglück. Jedem, der es hören wollte, erzählte er von den üblen Geistern, mit denen er beim Abstieg vom Steinkaserbrunn zusammengetroffen sei, und blieb dabei, daß sie sich niemals ihrem Banne hätten entwinden können, hätten die Huldinnen der Berge nicht ihre schützende Hand von der Gegend abgezogen. Überzeugt, daß durch deren zürnende Abkehr außer den verhältnismäßig harmlosen Pützen und Wichteln noch viel schlimmere Widersacher und Erzfeinde alles Guten ihre Freiheit wiedererlangen würden, war er auf das Hereinbrechen irgend eines unvorhergesehenen Unheils gefaßt, dessen der Rabenwald sich in kürzester Zeit zu versehen hätte.

Dabei dachte er nicht im entferntesten an seinen seit vielen Jahren verschollenen Bruder Basilius, den er längst nicht mehr unter den Lebenden glaubte. Und doch standen Ereignisse bevor, durch die gerade dieses Menschen dämonische Bosheit, bis dahin hinter Kerkermauern

gebunden und unschädlich gemacht, neuerdings entfesselt und gegen die Bewohner des Rabenwaldes losgelassen werden sollte. Es wäre schwer zu entscheiden, ob dies auf ein zufälliges Zusammentreffen, oder auf einen tatsächlich bestehenden Zusammenhang zurückzuführen gewesen sei. Der Niklas jedenfalls, hätte er überhaupt etwas davon geahnt, hätte zweifellos Stein und Bein darauf geschworen, daß nichts als der verübte Bergfrevel Schuld daran trage. Und nachträglich, nachdem er bereits verstorben war, bekannten viele sich zu einer ähnlichen Meinung, indem sie darin, daß Basil seine Freiheit wiedererlangt hatte, eine über die ganze Gegend verhängte Strafe erblicken wollten, ähnlich etwa den verschiedentlichen Landplagen, mit denen nach dem Alten Testament das Volk von Ägypten gezüchtigt worden sein soll, um begangene Verfehlungen zu büßen.

*

In der Strafanstalt einer mittleren deutschen Stadt, in dem Saale, wo die Tischlerei sich befand, stand unbedingt etwas bevor. Nur ihrer zwei von den Sträflingen, beide schon in gesetzten Jahren, waren bei ihrer Arbeit geblieben und gaben einem für die Gefängnisverwaltung bestimmten und schon fast fertig dastehenden Aktenschrank die letzte Vollendung, indem sie die Gesimse daran befestigten. Sie bestrichen die zugehörigen Leisten mit frisch gekochtem Leim, der seimig wie leckerer Honig war, paßten sie sorglich den dafür bestimmten Stellen an, und

während Loidl, der Kleinere, zu Beleibtheit Neigende, sie mit beiden Händen mannhaft andrückte, schlug Basil — so hieß der andre, der lang und sehnig war — mit kühler Rücksichtslosigkeit kleine, bissige Stifte hindurch, bis sie im Muskelfleisch des Holzes festsaßen. Hierauf rüttelten sie, um die Haltbarkeit des nach dem Grundsatz „Doppelt genäht hält besser" vollbrachten Werkes zu prüfen, mit kritischem Finger daran, waren damit zufrieden und machten sich wieder an den Leimtopf und die nächste Leiste, ohne sich um das Treiben ihrer Genossen sonderlich zu kümmern.

Diese Genossen — es waren ihrer vier und zum Teil noch jüngere Leute — hatten ihre Hobelbänke im Stich gelassen und steckten flüsternd die Köpfe zusammen. Was führten sie im Schild? Warum kicherten sie so frohgelaunt und rieben sich belustigt die Hände? Weil sie sich in ihrem eintönigen und freudlosen Sträflingsdasein einmal eine heitere Abwechslung verhofften. Sie entwarfen den Plan für eine Jubel- und Gedächtnisfeier, die sie zu veranstalten gedachten, verteilten die Rollen, wählten den Festredner. Aber sie hatten nicht bedacht, daß der Stockmeister es liebte, seine Pfleglinge mit unvorhergesehenen Rundgängen heimzusuchen. Das Guckfensterchen an der eisenbeschlagenen Tür flog auf, fast im gleichen Augenblick standen sie auch schon hobelnd ein jeder an seinem Arbeitsplatz. Und doch zu spät. Das Auge Gottes (so nannten sie das Guckfensterchen, wenn es sehend wurde) hatte ihr Auseinanderstieben eben noch wahrgenommen und durchschaute mit ahnungs-

voller Eingebung die Lage. Und wie das Grollen Jehovas aus den Wolken, so drang eine rauhe, zürnende Stimme hinter der eisenbeschlagenen Tür hervor und überschüttete die kurzgeschorenen Häupter der armen Sünder mit einer Flut ehrenrühriger Ausdrücke.

„Halunken! Schelme! Taugenichtse! Verdammtes Pack von Müßiggängern! Brot essen, ja, das will euch passen, die Arbeit aber wird geschwänzt!"

„Wir hobeln, daß die Funken stieben!" gab Fleck, der Keckste von den vieren, zurück.

„Meint ihr mich hinters Licht zu führen? und bildet ihr euch ein, ich merk's nicht, wie ihr unserm lieben Herrgott den Tag stehlt? Ihr Heuchler! Schwindler! Augendiener! Austilgen müßte man das ganze Nest wie Sodom, wär' nicht e i n Gerechter! Ihm dankt's, wenn ich euch nicht, wie ihr's verdient, krummschließen lasse!"

Das Guckfenster flog zu, die viere setzten sofort mit Hobeln wieder aus, aber auch von den zwei Fleißigen legte jetzt einer, und zwar der Lange, Sehnige, die Arbeit nieder, nahm auf dem Schemel neben dem Leimtopf Platz und faltete gähnend die Hände in den Schoß. Nur Loidl leimte und klopfte gottergeben und in christlicher Demut am Aktenschrank weiter.

Die vier Jüngeren, im Begriffe, sich wieder zurückzuziehn, um ihre Beratung fortzusetzen, stichelten auf Basil hinüber.

„Seht doch, nun hält auch er Maulaffen feil!"

„Und spielte eben vorhin noch den sittsam Fleißigen und Braven!"

„Habt ihr gehört, wie der Stockmeister sagte, es sei hier ein Gerechter? Welchen meint er?"

„Mich selbstverständlich!" rief Fleck rasch und mit Überzeugung.

„Unsinn! Ich bin gemeint!" beteuerte Lutz.

Alle lachten.

„Ihr beide kommt nicht in Betracht," entschied Bachmaier, „ihr könnt mir's glauben! Doch auch den Proschnitz meint er sicher nicht und mich am allerwenigsten. So bliebe noch der Loidl übrig. Der aber war von je ein Musterknabe, man spricht nicht mehr von ihm, da seine Bravheit selbstverständlich. Ich meine fast, er zielte auf Basil."

„Ein guter Witz!"

„Es wäre toll!"

Basil, behaglich auf seinem Schemel sitzend, mischte sich ins Gespräch: „Ereifert euch nicht meinetwegen, daß ich gemeint bin, ist doch sonnenklar!"

„Weil du die Pflicht so ernst nimmst?" spottete Fleck.

„Pflicht heißt nichts anderes als wollen, was man muß," sagte Basil die Achsel zuckend.

„Und müßtest du nicht jetzt bei deiner Arbeit bleiben wollen?"

„Vielleicht schon, doch ich muß nicht."

„Vorhin aber mußtest du?"

„Weil der Profoß noch nicht durch den Gang war."

„Wer konnte wissen, daß er kommen würde?"

„Dazu gehört Genie. Ihr Stümper, die ihr seid und Dilettanten, euch fehlt die Witterung! Die ganze Le-

benskunst besteht darin, richtig zu wittern. Man muß es gleichsam in den Gliedern spüren, wann man das, was man mag, tun darf, und wann das Auge Gottes es gewahren könnte. Denn aller Weisheit Schluß bleibt doch: Laß dich auf keinen Fall ertappen!"

„Schade!" sagte Lutz. „Hättst du im Rabenwald und später hierzulande nach gleichem lobenswürdigen Grundsatz dich gerichtet, so brauchtest du dein Leben nicht in dieser verdammten Sommerfrische zu verbringen."

„Das ist's ja auch, was ich bereue: ich Tölpel ließ mich fangen! O nein, ich lüge nicht, wenn ich behaupte, daß ich ein reuiger Sünder bin!"

Loidl, emsig mit seiner Arbeit beschäftigt, hatte nur halb zugehört, die letzten Worte aber aufgefangen. Zustimmend rief er herüber: „Recht so! Wenn du nicht Reu' und Leid erweckst, so zappelst du in Satans Schlingen!"

„Du mißverstehst den Jesuiter," berichtigte ihn Lutz. „Nicht was er Übles tat, nur daß es schief ausging, bereut er!"

„Mein ganzes früheres Leben reut mich!" verbesserte Basil. „Die Mittel, deren ich mich schlau bediente, waren falsch gewählt. Für eine fortgeschrittene Zeit wie unsre erscheinen sie mir heute viel zu grob! Auf Kosten andrer bringt man sich hinauf — wer hätte kein Verständnis für ein solches Tun, wer tät's nicht selbst, wo er nur immer könnte? Doch winkt dabei ein dauernder Erfolg nur dann, wenn der Betroffne es nicht merkt!"

„Nicht merkt, daß er geschröpft wird? Seltne Kunst!"

„Macht mich zum Leiter einer Bank, so stehl' und raub' ich ungestraft."

„Er ist der abgefeimtesten Schurken einer, den dieses graue Haus jemals gesehn!" stellte Bachmaier entrüstet fest.

„Still!" mahnte Lutz. „Drück dich gewählter aus! Ein Jubilar steht in der Schonzeit."

Das Wort Jubilar machte Basil aufhorchen. Es berührte ihn sichtlich nicht angenehm.

„Ihr werdet doch nicht . . . liebe Freunde? Ich hoffte, dieser Tag würd' unbeachtet bleiben. Ihr wißt, ich blüh' am liebsten im Verborgenen! Ein Mann wie ich — mimosenhaft bescheiden! Auch ist der Anlaß ja kein solcher, an den man sich so gern erinnert. Drum bitt' ich euch: Kein Fest! Seht ab davon!"

„Laß das nur unsre Sorge sein! Wir wissen selbst, was unsre Ehrenpflicht."

Abermals steckten die vier Verbündeten die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander. Sobald sie einig geworden, griffen sie in den großen Haufen von Holzabfällen, der da lag, und wählten davon, ein jeder, was er brauchen konnte. Lange schmachtlockenartige Hobelspäne um die Ohrmuscheln legend, sie aus den Taschen ihrer Sträflingsklüfte herausbaumeln lassend, gleich Festschärpen um den Oberarm windend und wie Strumpfbänder um die Beine schlingend, putzten sie sich heraus. Hierauf ordneten sie sich zu einem festlichen Aufmarsch und zogen los. Ein Scharlied anstimmend, das einer von ihnen gedichtet und in Musik gesetzt hatte, und im

strammen Schritt und Tritt den Takt dazu trappsend, umkreisten sie in weitem Bogen einige Male hintereinander Basil, der kopfschüttelnd zusah, und sangen dazu:

„Aus der Hand in den Mund
Lebt das ganze Erdenrund,
Nur die graue Kumpanei
Ist fidel und sorgenfrei.

Arme Hascher sind die Braven,
Müssen schuften wie die Sklaven,
Stopfen sie nicht jedes Loch,
Werden sie gepfändet noch.
Unsereins läßt sich nicht lumpen,
Niemand braucht er anzupumpen,
Denn die hohe Staatsgewalt
Sorgt für unsern Unterhalt.
Drum, mit Händen ist's zu greifen,
Auf die Freiheit soll man pfeifen!
Treu gehegt in diesem Haus
Lachen wir die andern aus.

Aus der Hand in den Mund
Lebt das ganze Erdenrund,
Nur die graue Kumpanei
Ist fidel und sorgenfrei."

Damit marschierten sie vor Basil auf und machten Front. Proschnitz trat einen Schritt vor und begann:

„Verehrter Meister! Der Scheinheiligen und Augendiener unerreichtes Vorbild! Der Speichellecker Oberspeichler! Der Katzenbuckler krummster Rücken! Schutzheiliger der Diplomatenzunft! Ungekrönter König der Tartüffe! . . .“

„Wie komme ich zu solchen Titeln?“ unterbrach ihn Basil befremdet und doch auch halb und halb sich fühlend.

Unentwegt aber fuhr Proschnitz fort: „Du Abgott aller grauen Drilchmonturen, den dieses ganze Haus bewundert und verehrt, gerührt gedenken wir der segensreichen zwanzig Jahre, die du nun schon in unsrer Mitte wirkst. Die Stätte, die ein abgefeimter Mensch betrat, sie bleibt suspekt für immer. So schwebt ein Hauch Windbeutelei, Humbug und Lüge über diesen Rämmen, ein Ruch von Scharlatanerie und Falschheit, Geist von deinem Geiste. Sei uns gegrüßt an deinem Jubeltage, du Künstler von des Truggotts Gnaden! Empfange hier als Unterpfand unsres Respektes die höchste Ehrung für Verstellungskunst und Gleisnerei, das Hosenband des Pharisäerordens!“

Damit beugte er das Knie und legte Basil ein Strumpfband aus geringelten Hobelspänen um das Bein. Dieser, der schließlich die Laune gefunden hatte, das Spiel mitzumachen, war aufgestanden und auf denselben Schemel gestiegen, auf dem er früher gesessen. Von erhabener Warte aus erwiderte er, die Huldigenden mit einer königlichen Handbewegung begrüßend, voll Hoheit und Würde die feierliche Ansprache.

„Beschämt fürwahr steh' ich vor euch, verehrte Ka-

meraden, weil ich hier (er wies mit weitausgreifender Gebärde auf Loidl) einen viel Würdigern seh', einen Rangältern, der schon das sechste Lustrum dieses Haus bewohnt und wegen seiner tadellosen Führung der Ehrung würdiger wär' als ich."

„Ihm ward die Bravheit zur Natur," unterbrach ihn Proschnitz. „Und was natürlich ist, ist kein Verdienst."

„Der Kunst nur gilt unsre Verehrung," ergänzte Bachmaier, „nicht der Natur."

„Der Kunst des Wolfs, ein frommes Lämmlein vorzutäuschen," fügte Lutz hinzu.

„Der Kunst des Geiers, wie ein Turteltäubchen sanft zu girren," vollendete Fleck.

Und zusammenfassend schloß Proschnitz: „Kurzum, der Kunst vom blauen Dunst."

Sichtlich geschmeichelt erwiderte Basil: „Nun, wie ihr wollt — ich geb' es zu, den rohen Stoff des Lebens mit starker Hand zu kneten, war ich von frühen Jahren auf geschickt. Wollt ihr mich drum für einen Künstler halten, so hab' ich schließlich nichts dagegen. Was ist die Kunst? Ein holder Trug! Ein Augenpulver! Lug und Schein! Ein Lack, die Wahrheit zu lackieren! Insofern bleibt es immer eine Kunst, die Menschen gründlich zu beschwindeln. Nicht mühlos wurde ich darin zum Meister. Im Anfang, da ich noch in Freiheit lebte, da klebte mir viel Hergebrachtes an. Den Unterschied von mein und dein, den nahm ich gar zu ernst und unterschied wie ein Pedant noch gut und böse. Fast hätte

ich zu jener Zeit, da mein Beruf zum Gauner mich bestimmte, die Achtung vor mir selbst verloren. Zum Glück macht uns die Übung reifer, und mit den Jahren kam auch ich dahinter, daß alles, was wir tun, nichts ist, als was wir tuen müssen. Da warf ich manches Vorurteil zum alten Eisen. Der bissige Köter, den sie das Gewissen nennen, lernte kuschen, und ich erkannte, daß nichts unbedingt, nichts unumstößlich ist. Denn schließlich kommt doch alles auf den Standpunkt an."

„Das leuchtet ein," sagte Bachmaier; „der Täter einer Tat schätzt diese anders ein als der, dem diese Tat etwa gar Schaden bringt."

„Der Standpunkts-Standpunkt ist ein guter Standpunkt!" rief Proschnitz begeistert.

„So tauscht man wie ein Taschenspieler", stimmte Lutz bei, „rechts mit links und schwarz mit weiß."

„Hört nicht auf ihn! Irrlehren sind's der Hölle, die er euch predigt!" rief Loidl besorgt herüber.

Fleck schickte sich an, eine Flasche zu entkorken, die er irgendwo aus dem Stroh hervorgezogen hatte, er gröhlte behaglich und aufgeräumt: „Ganz richtig! Auf den Standpunkt kommt es an! Ganz auf den Standpunkt! Darauf sei jetzt ein Glas geleert!"

„Ihr seht, was man Gewissen nennt, kann uns nichts frommen," fuhr Basil von seinem erhöhten Platz aus fort; „ein jeder bleibt nun einmal, der er war. Dem einen glückt's, er heimst sich Gold und Würden ein, dem andern geht es schief, er endet, so wie mir beinah geschehen, auf dem Galgen. Doch nicht die Absicht ist's,

wonach man heut den Wert des Menschen mißt, nur das Gelingen ist entscheidend. Von jedem Standpunkt aus bleibt der Erfolg — Erfolg. Er ist das einzige, das niemand leugnet, das niemand auch bestreiten kann, und darum das Erstrebenswerteste, für das kein Mittelchen zu schlecht und keines unerlaubt ist. Drum nütze jeder fröhlich seine Triebe, gebrauche seine Ellenbogen! Seid klug wie Schlangen, sanft wie Tauben und haltet euch in allen Lebenslagen an den Leitspruch, der, ob feige oft verleugnet, in Wahrheit doch die ganze Welt zusammenhält: Erst ich, dann du!"

„Bravo! Bravo! Heil! Ausgezeichnet!" riefen alle begeistert durcheinander; nur Loidl stand abgewendet bei seiner Arbeit und tat, als hätte er nichts gehört.

Basil aber schwang die mit Wein gefüllte Eßschale, die Fleck ihm gereicht, durch die Luft und schloß: „In diesem Sinn erhebe ich mein Glas auf die Gewissenlosigkeit, die nie nach Nächstenliebe roch! Der Eigennutz soll leben und die Arglist! Die starke Faust und die Verschlagenheit! Der moralinfreie Verstand, er lebe! Die heilige Selbstsucht und das liebe Ich! Sie alle sollen leben — hoch, hoch, hoch!"

Freudig stimmten die Zuhörer ein. Daß Loidl nicht mittun würde, war vorauszusehen, dennoch warfen einige ihm mißliebige Blicke zu, und Fleck sagte vorwurfsvoll: „Von solchem Hoch sollt' kein rechtschaffner Mann sich drücken!"

„Es zeigt sich nun," fügte Proschnitz geringschätzig bei, „daß er den Geist der Zeit noch nicht erfaßt hat."

Aber Basil legte sich zürnend ins Mittel: „Quält mir den Loidl nicht, er ist ein Fall für sich und nichts mir odioser als Zwang in Weltanschauungsfragen!“

Damit stieg er von dem Schemel herunter, auf dem er die ganze Zeit hindurch gestanden, und begab sich mit den Genossen an eine der Hobelbänke, wo Bachmaier inzwischen die den Umständen entsprechende Festtafel vorbereitet hatte. Es waren noch einige Weinflaschen unterschiedlicher Marken zum Vorschein gekommen, Fleck kochte in einer sorgfältig ausgekratzten Leimpfanne Schokolade, ein paar vielversprechende Dauerwürste, die Bachmaier unter dem Berg von Holzabfällen hervorgezaubert hatte, lagen anschnittsbereit da, und an festen, runden Brotlaiben herrschte eher Überfluß als Mangel. In der Welt draußen gab es vermutlich köstlicher besetzte Tische; aber auch dieser sah nicht danach aus, als sollte man hungrig von ihm aufstehn.

Und doch fand das Gelüsten, das ihnen angesichts der ungewohnten Fülle und Herrlichkeit des Gebotenen schon das Wasser im Munde zusammenlaufen machte, keine Befriedigung. Es sollte ihnen nicht vergönnt sein, sich dem willkommenen Festessen ungestört hinzugeben.

*

Kaum hatten sie sich, Basil auf dem Ehrenplatz, an der leckeren Tafel niedergelassen, so flog abermals das Guckfensterchen an der eisenbeschlagenen Tür auf. Die Stimme des Stockmeisters, diesmal weniger grollend und

strafend als eines warnenden Lapidarstils sich bedienend, wurde hörbar: „Oberbehördliche Musterung in Sicht! Rasch Ordnung gemacht, sonst geht es uns allen an den Kragen!“

Die Sträflinge fanden eben noch Zeit, die Spuren des Festrummels hinwegzuräumen und Stellungen einzunehmen, die löblichen Arbeitseifer vortäuschten, als auch schon Schlüssel rasselten und die Kerkertür aufsprang. Der Stockmeister, der aufgeschlossen hatte, trat Platz machend zur Seite und stand stramm; eine hohe Gerichtsperson in Barett und Talar hielt an der Spitze eines Geleits von geringeren Gerichtsbeamten, Gerichtsdienern und Polizeisoldaten ihren Einzug.

Die armen Sünder schienen den unerwarteten Besuch garnicht bemerkt zu haben, jedenfalls nahmen sie keine Notiz davon, sie hobelten nun wirklich so wütend drauf los, daß „die Funken stoben“, wie Fleck sich vorhin ausgedrückt hatte. Mit väterlichem Wohlwollen ruhte das Auge des Gerichtspräsidenten — denn das war der Mann mit Gefolge — auf ihnen und ihrer lobenswerten Betriebsamkeit. Die musterhafte Zucht und Ordnung, die anscheinend hier herrschte, gewährte ihm Genugtuung, ein so hingebungsvoller Fleiß, der sich durch keine Störung ablenken ließ, forderte seine sonst nicht eben leicht zu erringende Anerkennung heraus. Beifällig nickte er dem Stockmeister zu, dieser kommandierte „Habt Acht“, da blickten sechs kurzgeschorene Köpfe scheinbar erstaunt auf, da standen auf zwölf strammen Beinen, die steif wie Pfosten waren, sechs Bildsäulen unbeweglich

wie eine Mauer, und zwölf Daumen lagen ehrerbietig an der Hosennaht.

Einen Akt aus der Brusttasche hervorziehend, sagte der Gerichtspräsident: „Zu meiner hohen Befriedigung konnte ich soeben beobachten, wie durch der Arbeit Glut und Drang sogar eine Kerkerzelle in eine höhere Sphäre entrückt, ein Räuberloch in eine Stätte segensreicher Tätigkeit verwandelt werden kann. Eine Strafe wird nicht nur verhängt um zu sühnen, sie soll auch bessern. Wenn sie ihre Aufgabe voll und ganz erfüllt, so bewirkt sie eine gänzliche Umstülpung des Charakters, wie man etwa — um einen Vergleich aus dem täglichen Leben zu gebrauchen — einen Strumpf umdreht, so daß er, aus seinem Innern heraus verjüngt, wieder wie neu aussieht. Eine solche Wiedergeburt an Herz und Nieren ist den Gerichten nur selten festzustellen vergönnt. Umso eifriger sind sie darauf bedacht, sie in jenen Fällen, wo sie wirklich in die Erscheinung tritt, mit Straferleichterung, manchmal wohl gar mit völliger Nachsicht der Strafe zu belohnen. Es freut mich, mit der Eröffnung betraut zu sein, daß im Zuge der jüngst erlassenen Amnestie auch für Häftlinge dieses Hauses Gnadenakte befürwortet werden konnten und tatsächlich erflossen sind."

Eine freudige Erregung bemächtigte sich bei diesen Worten der Zuhörenden. Proschnitz, Bachmaier, Lutz und Fleck vergaßen der gebotenen Zurückhaltung, sie umdrängten, während Basil und Loidl demütig geneigten Hauptes in ihrer Stellung verharrten, den Heilsverkünder, bestürmten ihn, nach weiteren Offenbarungen

gierig, mit Fragen, rissen ihm beinahe seine Papiere aus den Händen. Auf einen Wink eilten zwei Polizisten herzu, die Aufgeregten mit nervigen Fäusten zur Ordnung weisend. Unwillig schüttelte der Präsident den Kopf.

„Schon im alltäglichen Verhalten und Benehmen allein," sagte er, seine Ansprache fortsetzend, „sondern sich deutlich Schafe und Böcke. Ein neuerlicher Beweis dafür, wie unerläßlich es ist, vorsichtig zu sieben. Plötzlich und auf einmal a l l e Gauner loslassen, das hieße nur Staat und Gesellschaft bedrohen. Selbstverständlich kann sich eine Nachsicht der Strafe nur auf die Würdigsten erstrecken, und diejenigen vor allem verdienen Berücksichtigung, die mit gutem Beispiel vorangingen. Damit sind wir bei unserm besonderen Falle angelangt. Bescheiden abseits steht dort einer, der bessernd und sittigend auf seine Umgebung einzuwirken sich bemühte, indem er aus sich selbst ein nachahmenswertes Vorbild machte. Ihr andern drängt euch vor und wollt mit Fragen und Pressen erzwingen, was euch nicht gebührt, er allein schweigt. Arbeitsam und brav wie keiner, stellt er sein Licht unter den Scheffel, mit Recht dem Tiefblick der Behörde vertrauend, daß sie seinen Wert erkennen und ihn nicht übersehen werde."

Hierauf mit erhobener Stimme sich gegen den Auserkorenen wendend, befahl er: „Basil, treten Sie vor!"

Dieser tat, wie ihm geheißen. Feierlich nahm der Präsident das Barett vom Haupt.

„Im Namen der Republik! In Betracht Ihrer

guten Führung, Ihres Gehorsams und Fleißes und besonders auch in Anbetracht des guten Einflusses, den Sie durch Ihr musterhaftes Verhalten auf Ihre leider großenteils verstockten Mithäftlinge auszuüben sich bestrebten, wird Ihnen anläßlich der Vollendung des zwanzigsten Jahres Ihrer Kerkerhaft der Rest der Strafe, die ursprünglich auf Lebensdauer verhängt war, nachgesehn. Sie sind hiermit enthaftet, es steht Ihnen frei, das Haus sofort zu verlassen."

„Mein Gott!" stammelte Basil, anscheinend in Zerknirschung zerfließend. „Gerade ich wurde auserwählt? Und wären doch andere weit eher berufen! Unglaubhaft beinahe scheint es mir, Zweifel quälen mich — verdiene ich eine solche Gnade?"

„Jawohl!" sagte der Präsident, ihm die schriftliche Erledigung reichend; „hier haben Sie's schwarz auf weiß! Ich füge noch meine persönlichen Glückwünsche für Ihre Zukunft hinzu. Machen Sie diesem Hause Ehre!"

„Fast fällt es mir schwer, daraus zu scheiden!" beteuerte Basil mit scheinheiligem Augenaufschlag. „Immer werde ich an diese Stätte zurückdenken, die mich von Schlacken reinigte. Ein anderer, als ich hier einzog, kehre ich in ein Leben zurück, das der Buße geweiht bleibt!"

„Schön, schön!" machte der Präsident. Und im Akt blätternd, wendete er sich an den Stockmeister. „Da steht noch einer, welches ist der Betreffende?"

„Sicherlich ich, Ew. Exzellenz!" drängte Bachmaier mundfertig sich vor. „Mit Basil gemeinsam überschritt

ich die Grenze, doch wog meine Schuld stets geringer als die seine, im Rabenwald sowohl wie hierzulande war immer *er* der Rädelsführer. Die Schandtaten, die er vollbrachte, die abgefeimtesten Schurkereien, die himmelschreiendsten Schlechtigkeiten, sie wuchsen alle auf *seinem* Mist, und alles Unrecht, dessen ich mich schuldig machte, war *sein* geistiges Eigentum. Mehr geschoben und genötigt als aus freiem Willen, tat ich nur so nebenher mit, einer seiner Handlanger, nichts weiter, sein Angestellter sozusagen und ein Waisenknabe im Vergleich zu ihm. Wollen Exzellenz darnach ermessen, wie ungerecht es wäre, wenn Basil begnadigt würde, ohne daß zugleich ich selbst, der ich ebenfalls zu lebenslänglichem Kerker verurteilt bin —"

„Still!" schnauzte der Stockmeister, den Schwall der Worte jäh unterbrechend, ihn an. „Basil wurde um mehrere Jahre früher gefänglich eingezogen als du, dir kam man erst viel später auf die Sprünge; so kürzt deine Strafe sich ohnedies von vorne!"

„Und nach hinten," rief Bachmaier entsetzt, „soll nur der Tod sie kürzen?"

„Es schneidet jedem seine Norne den Faden nach Belieben ab," sagte der Stockmeister, die Achsel zuckend.

Der Präsident hatte sich steil aufgerichtet, sein Auge sprühte Unmut.

„Fürwahr, ein kühnes Unterfangen, Kritik an einem Gnadenakt zu üben!" Und zur Tagesordnung übergehend, versenkte er den Blick abermals in seine Papiere: „Nummer Einhundertdreiundzwanzig —?"

„Hier!“ sagte der Stockmeister, Loidl am Arm heranschiebend. „Ein Bursche, der kein Wasser trübt! Kein Licht gerade, aber auch kein Tölpel, verschlossen, doch nicht hinterhältig, nicht eigensinnig und nicht widerspenstig, kein Krittler und kein Besserwisser, nicht ohne Fleiß und guten Willen, kein Zänker, auch kein Querulant . . .“

„Nur negative Qualitäten?“

„Die Tugend besteht sehr oft darin, daß man von einem nicht viel Schlimmes weiß.“

„Auch dieser Mann ist zu enthaften!“ entschied der Gottöberste. „Das Mittelmaß, nicht schwarz, nicht weiß, ist als Staatsbürger stets willkommen.“

Damit klappte er seinen Akt zusammen und schickte sich an, wieder abzuziehn. Proschnitz, Lutz und Fleck, die bisher eine zuwartende Haltung beobachtet hatten, entnahmen hieraus zu ihrer Enttäuschung, daß sie ebenso wie Bachmaier leer ausgehn würden. Sie begannen zu murren und aufzubegehren, ließen sogar verhüllte Drohungen und Schmähungen laut werden und wären zu ihrem eigenen Schaden vielleicht noch weiter gegangen, hätte der Präsident, der seine amtliche Sendung erledigt sah, es nicht vorgezogen, das Ungehörige, das in diesem Verhalten lag, kaltblütig zu übersehn und sich unter dem Schutz seines Gefolges so rasch wie möglich zu entfernen.

Pfuirufe hallten hinter ihm drein, und die vorhin noch halb unterdrückten Äußerungen des Unmuts wagten sich nun um so unverblümter ans Licht, je gewisser es war, daß die Amtspersonen, den Stockmeister ausgenommen,

sich bereits außer Hörweite befanden. Da die Fruchtlosigkeit solchen Nachbellens sich bald herausstellte, beruhigte sich allmählich auch der Sturm im Wasserglas. Die Wogen verebbten und ließen eine entsagungsvolle Stimmung zurück, die nach Trostgründen dafür fahndete, daß der Gabensack des Glücks, der sich den beiden Genossen so freigebig geöffnet hatte, ihnen selbst verschlossen geblieben war. Das Freikommen Loidls empfanden sie schließlich noch als verdient. Daß aber das Schicksal Basils eine so viel freundlichere Wendung genommen als ihr eigenes, das wurmte sie.

„Es ist schon einmal so im Leben: der Dumme hat das Glück," sagte Proschnitz.

„Und die wahre Moral zog von jeher den kürzeren," ergänzte Lutz.

Bachmaier hatte empfindsame Anwandlungen, das Wörtchen „lebenslänglich" wühlte ihm in den Eingeweiden. Aber auch er tröstete sich nach und nach. Das Weltleben sei eine verfängliche Sache, meinte er, man komme leicht auf Abwege und gerate wieder in andere Schwierigkeiten, während man hier wie in einem Kloster an seiner inneren Vervollkommnung arbeiten könne. Und er beschloß solche Gedankengänge mit dem bedeutsamen Worte: „Uns spart Gott für einen höheren Zweck!"

Das Erlösendste aber sprach Fleck aus, mit kalter Geringschätzung vollgestopft: „Freikommen durch solche Mittel, wie dieser Erzjesuit sie anwendete — lieber trage ich bis an mein seliges Ende die Sträflingsmontur!"

Auf Grund solcher Erwägungen verachteten sie zu

viert weiblich ihren Zellengenossen, der mit einem Schlage aufgehört hatte, es zu sein, und fühlten sich einigermaßen erleichtert.

Inzwischen war unbemerkt, und ohne daß der Stockmeister es rechtzeitig hätte verhindern können, ein elegant gekleideter Herr durch die nur angelehnte Kerkertür eingedrungen und stürzte sich wie ein Falke auf Basil.

„Direktor Meyer aus Berlin, Vertreter der berühmten internationalen Filmunternehmung Filou und Shoplifter," stellte er sich vor. Und Basil leutselig die Hand entgegenstreckend: „Glückwunsch zunächst!"

„Sie wünschen?"

„Unter vier Augen, wenn ich bitten darf!"

„Weshalb? Sind alles gute Freunde."

„Die Konkurrenz macht uns viel Schaden. Doch wie Sie wünschen. Ich höre, daß Sie heute noch dies Haus verlassen, und komme, Sie zu engagieren."

„Als was?" fragte Basil, seine Überraschung hinter einem überlegenen Lächeln verbergend.

„Als Künstler selbstverständlich." Und mit fliegendem Atem fuhr Direktor Meyer fort: „Sie kannten einst bessere Zeiten, mein Herr, man schwärmte für Sie, Sie hatten einen guten Namen, und ich will die Hand dazu bieten, eine Laufbahn darauf zu begründen. Zwar ist schon halb und halb vergessen, was einst im Rabenwald geschah — man lebt heute leider allzu schnell — doch wenn man es geschickt in Szene setzte, so wär's bald wieder in aller Munde. Die Menge will unterhalten sein, ein Räuber ist für sie ein seltnes Fressen.

Ihre Begnadigung macht Reklame, die Zeitungen wärmen die alten Geschichten auf, man liest von Ihren Abenteuern, man spricht davon, ereifert sich, man ist empört und denkt zum Schluß: Den Teufelsbraten möcht' ich mal sehn, wär's nicht unmöglich. Ha, ha! Unmöglich —? Welch ein überlebtes Wort! Die Zeiten sind vorbei, wo irgend etwas Hexerei war! Der Menschheit ist der Star gestochen, Anschauung ist heute alles, und selbst die größte Sensation bleibt eine halbe Sache, wenn man sie nicht sieht. Drum ist mit Recht der Film die große Mode. Er weckt das Längstvergangene zu neuem Leben, und nichts entzückt die Leute mehr, als wenn sie mit geheimem Gruseln vom Parterre aus zusehn dürfen, wie allerhand Verruchtes sich vollzieht. Darauf baut sich unsere Kalkulation. An Ort und Stelle mimen Sie, mit allem nötigen Klimbim natürlich, Statisten und so weiter — selbstkomponierte Räuberdramen, Sie wissen ja, wie man das macht. Wir kurbeln, und was einst im Rabenwald passierte, steht jetzt in Fleisch und Blut leibhaftig wieder da, das Publikum ist hingerissen, man klatscht wie rasend, alle Weiber finden Sie entzückend, von heut auf morgen sind Sie ein berühmter Mann. Und was das Honorar betrifft — je nun, bei einem Star wie Sie wär's lächerlich, zu knickern. Der Film wird gehn, und wo wir gut verdienen, läßt meine Firma sich nicht lumpen. Ich bitte sich davon zu überzeugen, hier der Kontrakt spezifiziert die Revenüen. Sie werden sich, mein Herr, nicht lang bedenken, ich rate Ihnen gut, schlagen Sie ein!"

Damit überreichte er Basil ein Schriftstück und versuchte ihm auch seine Füllfeder aufzudrängen, doch nahm dieser sie vorläufig nicht an. Ohne eine Miene zu verziehn, begann er zu lesen, bedächtig und jeden Satz gewissenhaft überprüfend. Währenddessen hatte der Stockmeister sich herangemacht, stieß ihn mit dem Ellenbogen an und gab zu verstehn, daß er sich gegen ein Trinkgeld bereit finden lassen würde, ein Auge zuzudrücken und Herrn Meyer nicht als unbefugten Eindringling an die Luft zu setzen, wie er eigentlich müßte. Basil nickte verständnisvoll Gewährung, da verflüchtigte er sich in den Hintergrund, fortan schweigend in taktvoller Zurückhaltung verharrend, was man von den vier leer ausgegangenen Zellengenossen nicht behaupten konnte. Denn diese verfolgten, mit hängenden Unterlippen beisammensitzend und ohne es an gelegentlichen hämischen Zwischenbemerkungen fehlen zu lassen, aus einiger Entfernung aufmerksam und gespannt, was sich um die Person Basils abspielte. Sie wollten vor Neid schier platzen und horchten mit gespitzten Ohren hinüber, wie die Entscheidung fallen würde.

„Nicht jedem läuft ein solches Schwein über den Weg!“ brummte Proschnitz.

„Rein im Schlaf zieht er das große Los!“ ärgerte sich Fleck.

Lutz schlug sich hämisch auflachend mit der flachen Hand auf den Schenkel: „Eine wahre Affenschande, ein solcher Glückspilz zu sein!“

Bachmaier hingegen zuckte die Achsel und tat gleich-

gültig: „So ein Filmstar hat ein hartes Brot, muß schuften wie ein Holzhacker! Lieber bleib' ich hier und genieße mein Leben in Ruhe."

Inzwischen hatte Basil den Vertrag durchstudiert, in lebhafter Bewegung wendete er sich dem harrenden Unterhändler zu: „Ich bin entschlossen — topp!" Aber noch ehe der andere einschlagen konnte, zog er die hingehaltene Hand auch schon wieder zurück „Und doch nicht! Nein! Nicht ohne Vorbehalt! Ich habe hier einen Zellengenossen, der ebenfalls heute freikommt. Ein guter Kerl, schon krumm und alt, es fiele ihm schwer, sich fortzubringen, ich würde mich schämen, müßte er betteln gehn. Drum kann ich meine künstlerische Kraft nur unter der Bedingung zur Verfügung stellen, daß Sie auch ihm in Ihrem Unternehmen eine Stelle sichern."

„Mein Herr, das heißt zu viel verlangen!"

„Gemütsmensch, der ich bin, kann ich nicht anders."

„Wie heißt der Mann?"

„Loidl. Es ist der Kurze, Dicke, der dort steht."

„Loidl! Und ausgerechnet Loidl? Kein schöner und ein gänzlich unbekannter Name. Loidl! Loidl! Wer weiß etwas von ihm? Bedaure sehr, mit ihm ist kein Geschäft zu machen."

„So wie ich selbst entging auch er mit knapper Not dem Galgen. Zu Unrecht ist er unbekannt geblieben."

„Kann sein, doch fliegt das Publikum nur auf den Namen," versetzte Direktor Meyer mit entschuldigender Handbewegung. „Der Mensch ist auch zu angealtelt,

die Gestalt — nichts was die Weiber fesselt. Es tut mir leid, doch habe ich für ihn keine Verwendung."

„Ihr letztes Wort? Dann tut's auch mir leid," sagte Basil, sich steil aufrichtend.

„Sie sind ein schwieriger Herr! Aber da wir nun einmal so weit, soll sich's an diesem Punkte nicht zerschlagen. Er hat doch wenigstens Talent?"

„So, so, la, la. Nicht daß ich wüßte. Doch ist er zweifellos ein guter Christ und eine Seele von 'nem Menschen!"

„Um Gottes willen!" rief Meyer entsetzt. „Sie wollen uns ruinieren! Das ist ja mehr als uninteressant, gähnende Langweile ist es!"

„Entscheiden Sie sich," versetzte Basil kühl und streng. „Wollen Sie den Loidl engagieren oder nicht?"

„In Gottes Namen — ja! In der Komparserie wird er ja schließlich nicht viel Schaden stiften können. Nun aber wäre der Vertrag perfekt?"

„Leihen Sie mir, bitte, Ihre Feder."

Während Basil, über eine Hobelbank gebeugt, seinen Namenszug unter das Schriftstück setzte, flog abermals die Kerkertür auf. Ein jüngerer Mann, ebenso wie der erste mit besonderer Sorgfalt gekleidet, rang mit dem Stockmeister, der sich ihm entgegengeworfen hatte, schob ihn aber mit Hilfe eines klüglich bereitgehaltenen Geldstücks bald siegreich beiseite und schoß wie ein Pfeil auf Basil los.

„Verwünscht! Das ist wohl ein Vertrag, womit der Herr da Sie einfangen wollte? Unterzeichnen Sie nicht!



EIGENTUM
der Arbeitsgemeinschaft
der Deutschen Vereine

Vorsicht tut not! Ich wette, man legt Sie hinein! Was dieser Wisch enthält, kann ich nicht wissen, doch ungeschaut biete ich das Doppelte! Spielhonorar, freie Station und fünf Prozent Gewinnanteil für jede größere Tournee, für die Vereinigten Staaten zehn, wenn Sie nach Schluß des Films sich noch persönlich zeigen, nach Wunsch auch Autogramme spenden und sich küssen lassen."

„Mein Herr, das ist Schmutzkonkurrenz!" schrie Meyer wütend.

Der andere aber fuhr, ohne ihn zu beachten, fort, auf Basil einzureden. Gegen die Firma Eveready, deren Vertreter er sei, könne kein andres Unternehmen aufkommen, jeder, der sich ihr anvertraue, sei in Kürze ein gemachter Mann. Damit faßte er den Umworbenen am Ärmel und versuchte ihn an sich zu reißen.

„Ein Anbot, günstiger als das meine —"

„Habe i ch dem Herrn bereits gemacht!" fiel Meyer ein, den andern Ärmel Basils erwischend.

„Mein Herr, ich weiß, Sie stehen vor der Pleite!"

„Sie selbst, mein Herr, sind nicht solid fundiert!"

Nun hielten sie ihr Opfer jeder an einem Ärmel fest, sie zerrten ihn zwischen sich hin und her, jeder leidenschaftlich bemüht, ihn auf seine Seite herüberzuziehn. Nur mit Aufwendung seiner ganzen Kraft gelang es Basil, sich loszumachen und hinter eine der Hobelbänke zu flüchten.

„Zu Hilfe! Ich werde noch zerrissen!"

Die Stimme des Stockmeisters donnerte: „Meine

Herrn, ein solcher Eifer geht zu weit! Vergessen Sie nicht, an welchem Ort Sie sich befinden!"

Auch Proschnitz legte sich ins Mittel: „Des Hauses Würde ist gefährdet! Ich muß ersuchen, sich zu mäßigen!"

Fleck belustigte sich und brüllte vor Lachen: „Wie Geier ums Aas raufen sie sich um ihn!"

Und Bachmaier rief herüber: „Basil, bist du noch ganz geblieben?"

Keuchend wagte dieser sich endlich hinter seiner Hobelbank hervor. Er gewann seine Haltung zurück und lächelte geringschätzig von oben her.

„Beinahe hätten sie mich umgebracht! Wozu der Lärm? Was steht den Herrn zu Diensten? Ich habe den Vertrag schon unterschrieben. Ein Mann ein Wort! Ich bin schon engagiert."

Seine entschlossene Stellungnahme setzte dem Zank ein Ziel. Der Vertreter von Everready ballte fluchend die Faust, sah nach der Uhr und enteilte im Geschäftsschritt. Direktor Meyer aber ging mit weit geöffneten Armen auf Basil los. Dieser hatte eben noch Zeit gefunden, Loidl an der Schulter zu packen und an sich heranzuziehn. So umschloß sie beide die Umarmung des Unternehmers, der sich als Sieger fühlte und freudetrunken in voraussichtlichen Gewinnen schwelgte. Es war eine sonderbare Gruppe, man hätte die so seltene innige Verschmelzung von Arbeitgeber und -nehmer als ein Sinnbild der Eintracht in Marmor meißeln und auf einen Sockel stellen mögen.

Der Feierlichkeit des Augenblicks Rechnung tragend, erhob Direktor Meyer die Stimme: „Vereint dienen wir drei fortan der hehren Kunst, von Ruhm umschimmert!“

Basil war der erste, der sich aus der harmonischen Umschlingung löste. Unternehmungslust blitzte ihm aus den Augen, Haltung und Gebärde erinnerten an einen von der Bühne abgehenden Helden. Und so deklamierte er mit dem Schwung und der Getragenheit des Hochgefühls, das ihn durchglühte:

„Nun auf und fort, die Freiheit zu begrüßen,
Bald liegt die Welt bezwungen uns zu Füßen!“

*

An einem frischen, klaren Sommermorgen traf Frieder, vom Olsacher Jahrmarkt zurückkehrend, auf dem schmalen Waldpfad, der quer durch den Ponholzforst führt, unerwartet mit Vef zusammen. Das Mädchen trug einen aus Weidenruten geflochtenen Korb auf dem Kopf, über den ein Tuch gebunden war, so daß man nicht sehen konnte, was er enthielt.

„Hast du dir einen Kram eingekauft?“ fragte Frieder.

„Hab' keine Zeit dazu und auch kein Geld.“

„Ich blickte auf dem Markt vergeblich nach dir aus.“

„Begreiflich, denn ich bin nicht dort gewesen.“

Frieder wunderte sich im stillen, daß sie denselben Weg verfolgte, der auch der seinige war. In dieser Rich-

tung gab es weit und breit kein anderes Anwesen als das seines Vaters. Sie gingen eine Zeitlang schweigend hintereinander her. An den Waldrändern blühten Schattenblümchen, Akeley und die zierlichen Glöckchen der Preißelbeere, aus dem Laubholz ließ mit seltener Unermüdlichkeit der Kuckuck seinen Ruf erschallen. Es wäre alles danach angetan gewesen, sich des Lebens zu freuen, aber eine unausgesprochene Spannung, die zwischen den beiden jungen Menschenkindern bestand, erfüllte Vefs Herz mit Bangigkeit. Immer mußte sie nach den Bergen hinaufhorchen, die zwischen den Säulen des Walddomes sichtbar wurden, es war ihr, als brüte ein gleichsam teilnahmsloses Schweigen über den Höhen. Kalt und unnahbar glitzerten die Schneefelder des Rauchenkatsch unter der Sonne, und die Umrisse der Felsenriffe standen wie entgöttert und ihrer Geheimnisse entkleidet allzu klar und scharf gegen den tiefblauen Himmel.

Als die Bäume weiter auseinanderzurücken begannen und die beiden sich schon der Umgegend der Ponholzkeusche näherten, fragte Frieder: „Wohin trägst du den Korb?"

„Das wird sich mit der Zeit erweisen," gab sie ausweichend zur Antwort.

„Was ist darin?"

„Nichts Sonderliches."

Ihre Verschlossenheit reizte ihn. Halb im Unmut, halb aus Neckerei entriß er ihr plötzlich den Korb, hob ihn auf den Kopf und lief, ihr vorauseilend, davon. Sie rannte ihm nach, versuchte ihn zu haschen, aber durch

flinke Wendungen zwischen den Stämmen des Forstes hindurch wußte er ihr immer wieder zu entgleiten. Als sie ihn endlich zu fassen meinte und infolge seines plötzlichen Ausweichens gegen eine hochgewachsene Tanne prallte, lachte er hellauf und spottete ihrer: „Stockan! Das bin nicht ich, es ist bloß ein Baum!“

Sie sah ihn am Ausgang des Waldes auf einem Felsen stehn, der in mehrfacher Mannshöhe gegen das gerodete Gelände abstürzte, wo, umgeben von kargen Feldern, sumpfigen Wiesen und knorrig verwachsenen Obstbäumen, kaum fünfzig Schritt entfernt die Ponholzkensche lag, ein Kleinbauernhaus von ziemlich verrottetem Aussehn. Vef bemerkte mit Genugtuung, daß Frieder hätte umkehren und ihr ins Garn laufen müssen, wollte er den abschüssigen Steig benützen, der seitlich am Felsen vorbei in die Rodung hinunterführte. Sie bildete sich ein, nun säße er in der Falle, und frohlockte: „Über den Felsen entrinnst du mir kaum!“

„Kostet mich nur einen Satz. Hussa, ich springe!“

„Hilf Himmel!“

„Tät's dir denn leid, bräch' ich ein Bein?“

„Beileibe nicht!“ verstellte sie sich. „Bin nur um meinen Korb besorgt. Her damit! Hab' was Zerbrechliches drin!“

„In Scherben denn!“

Damit sprang er, den Korb auf dem Kopf festhaltend, die Felswand hinunter.

„Jesus!“ schrie Vef erschrocken auf und bekreuzte sich.

Der kühne Ausreißer aber war heil unten angekommen. Er lüpfte das über den Korb gebreitete Tuch und griff hinein.

„Laß sehn, was es ist? Hm, ein Ei und noch eins und viele! Wohl Antlaßeier? Und keines zerbrochen! Gegen Feuersnot werf' ich sie gleich übers Dach!"

Er tat, als wollte er seine Drohung wahr machen, und näherte sich der Ponholzkeusche, ein paar Eier wurfbereit in den Händen.

„Halt ein! Halt ein!" flehte Vef hilflos von der Höhe des Felsens.

Ihm mochte es um sein Vorhaben nicht allzu ernst sein. Er kehrte zurück und lachte sie weidlich aus. Sie war inzwischen den steinigen Pfad, der den Felsen umging, heruntergestiegen und stand ihm, Tränen in den Augen, gegenüber.

„Was treibst du mit mir deinen Spott? Viel Zeit ging hin, du weißt's, seit den Antlaßtagen. Wohlschmeckend und frisch sind die Eier, das bürg' ich! Vom Mund hab' ich sie mir abgekargt — und du gehst so wüst damit um!"

„Was gestehst du nicht, wem du sie bringen wolltest!" trotzte Frieder, der sich im Unrecht fühlte.

„Deinem Vater waren sie zugedacht, der krank ist und darbt und sich noch zu Tode schuftet, indessen du in den Bergen umherstreifst, ziellos und ohne Zweck. Hat der eigene Sohn sein vergessen, ich wenigstens lasse ihn nicht im Stich!"

Er machte Anstrengungen, sich zu verteidigen, und

behauptete, im Auftrag des Vaters sei es gewesen, daß er zu Markte gegangen. Auf Vefs Frage, was er dort sollte, gab er die Auskunft: den alten Zinnkrug beim Juden verklopfen, der sich im Hause noch gefunden.

„Und lösest du auch ein schönes Stück Geld?" fragte sie, von seiner Eignung zu Geschäften nicht sonderlich überzeugt.

„Mehr als Geld! Weit Beßres als Geld!" geheimnisste er. „Sieh her, was ich dafür eingetauscht!"

„Was ist das?" fragte Vef, den schmalen länglichen Gegenstand aus Metall mit Kopfschütteln betrachtend, den er ihr hinhielt.

„Ein Wunderwerk!"

„Hans im Glück, der du bist!"

„Horch auf, so wirst du bald anders reden!"

Er setzte das sonderbare Ding an den Mund und fing an, ihm liebliche Klänge zu entlocken. Andächtig lauschend hatte Vef sich am Fuß des Felsens niedergelassen.

„Wie schön das ist! Man könnt' sich, weiß Gott, ganz darein versenken!"

Aber schon hatte wider alles Erwarten Frieder sein Spiel jäh abgebrochen. Als wär' es ein rotglühendes Stück Eisen, so schleuderte er das klingende Wunder von sich.

„Täuschung nur und Selbstbetrug! Stillt nicht den Durst der lechzenden Sinne, ist und bleibt ein irdisch Getön!"

Von Kleinmut übermannt, ließ er sich auf einen

moosüberwachsenen Stein hinsinken, der da im Grase lag. Sein Auge war plötzlich zu Stahl geworden, die Lippen erstarrten, unstet irrte sein Blick durchs Gelände, als wollte er sich selbst entfliehn, bis hinauf, wo über Wäldern und Felsen aus ewigem Schnee der Rauchenkatsch ragte.

„Wie seltsam lockten mir diese Töne ein Sehnen nach noch schöneren hervor! Als wollten sie mir die Seele versengen mit heißem Verlangen hinauf nach den Höhn, wo noch süßere Lieder, als Menschen sie kennen, aus blauen Gletscherklüften klingen wie himmlisches Harfen- und Orgelgetön: die Gesänge der huldreichen Frauen!"

„Um Gott, Frieder, berufe sie nicht!" bat Vef geängstigt.

Ihn aber hatte eine Verzückung überkommen, daß er wie erdentrückt aufwärts starrte.

„Man sagt, sie seien schön, so schön wie das Licht. Oh, könnt' ich sie einmal nur schauen, in ihrem Palast von Kristall! Nur einmal, ein einziges Mal, ihr Lied aus der Nähe vernehmen und bezaubert vom himmlischen Klang mich selbst und die Welt vergessen! Gern gäb' ich drum alles dahin, was mir lieb und teuer gewesen, und hielte mich all mein Leben für gesegnet und benedeit!"

Einem liebenden Mädchen mußten solche Worte bitter weh tun. Und doppelt weh taten sie Vef, weil sie in diesem Augenblick zum erstenmal einen kräftigen Stoß unter ihrem Herzen verspürte, ein entschlossenes Sich-

regen und Pochen, etwas wie ein freudiges Hüpfen, dem Leben entgegen. Und doch überrieselte sie mitten in ihrem Leid ein Schauer des Glücks. Sie weinte.

„Frieder! Denkst du denn gar nicht mehr an mich? An die Kühbrantnerhalt, wo der Rogg über die Trögerwand schäumt? Wie wir da, gemeinsam zur Weide ausziehend, in Seligkeiten uns fanden? Schweigen, das über dem Rauschen der Wasser stand, segnete unseren Bund. Liebend bauten wir uns eine Welt auf, die klein und eng und größer doch als die große war! Was trachtest du nun ins Weite, hängst nebelhaften Truggedanken nach? Ungestraft, heißt es, naht keiner sich den Verklärten. Schon mancher zog aus, sie zu schauen, und kehrte nicht mehr zurück."

„Was tut's, wenn er einmal doch selig war?"

„Und stockt, zum starren Felsen versteint? Oder schleppt sich, ein Siecher mit bleichendem Haar, im Tal um, irdischen Freuden verloren?"

Sie trocknete ihre Tränen, eine plötzlich aufdämmernde Vermutung wandelte die Sorge, die bis dahin noch hatte hoffen können, in unerbittliche Hellsichtigeit.

„Seit langer Zeit schon", sagte sie beklommen, „bist du wie umgewandelt. Du gehst nicht mehr zum Tische des Herrn, sonderst dich ab, irrst fried- und freudlos umher. Kalt, fremd und mißmutig, verbirgst du dich mir und andern. Was geht mit dir vor? Was drückt dir das Herz? Gesteh mir's, Frieder! . . ." Und plötzlich, da er schwieg, schrie sie entsetzt auf: „Du sahst die Wildfrauen von Angesicht!"

Ihr Argwohn, ihm so unerwartet auf den Kopf zugesagt, löste seine Zunge.

„Gott sei's geklagt, ich sah sie nicht! Wär's so, dann wäre mein Sehnen gestillt. Indessen irrt deine Ahnung nur halb. Denn wisse, ich pochte ans Gletschertor und war den Unirdischen nah. Abgründig späht' ich ins gläserne Meer, von gefrorenen Wogen getragen, doch nirgends gewahrte ich Spuren von Leben, kristallen schimmerten Burgen und Schlösser, öd und verlassen, als hauste der Tod darin. Von Silberzindel umwallten mich Schleier, und wollt' ich sie haschen, so griff ich ins Leere. Verheißungsvoll klang's aus Unendlichkeiten wie Stimmen und ferne Gesänge, und horchte ich näher, war's Brausen des Sturms und Grollen der Ungewitter. Über Schrunden und Riffe mit Geistergewalten zog es mich höher und höher. Bis plötzlich ein Krachen, als schlösse ein Tor, ein Wehlaut wie eine Saite, die sprang, die Lüfte erzittern machte. Schrill hallte es in den Wänden nach und schwoll zum Donner und gellte weiter, da brach eine Steinlawine zutal, als ginge der ganze Rauchenkatsch nieder. Es faßte mich an, es riß mich herab, so daß mir die Sinne schwanden."

„Dank dem Allmächtigen, der dich errettet!" flüsterte das Mädchen.

„In tiefklaffender Schlucht fand ich mich wieder, und da ich den Blick nach oben wandte, überlief's mich mit kalten Schauern. Schutt und Geröll, ein steinernes Meer, das brandete bis zum Gletscher hinan, und Trümmer lagen haushoch umher, als hätten hier Riesen

in tölpischem Kampf mit Felsbrocken gegeneinander gewütet. Da findet kein Sterblicher sich mehr zurecht! Verschwunden sind Wege und Stege. Verschüttet der Aufstieg zum Gletschertor, die Burg der Bergfeien abgeriegelt durch unübersteigliche Wälle, keinem menschlichen Fuß mehr erreichbar. Sie selbst wohl, durch mein Beginnen verscheucht, unsern Bergen für immer entflohn."

„Verhüte es Gott!" betete Vef.

Eine Gebärde der Gleichgültigkeit deutete auf Frieders völlig gebrochenen Mut hin.

„Wer könnte solche Zeichen mißdeuten?" schloß er traurig. „Mir blüht kein Glück, mir leuchtet kein Licht, die dumpfige Enge ist mein Los. So gehe ich langsam zugrunde."

„Du nennst nur Glück, was unerreichbar thront!" versuchte noch einmal das Mädchen ihn aufzurichten. „Beschränkt uns Gottes Weisheit nicht aufs Nächste?"

Aber bitter auflachend wehrte er ab: „Ein Glück in stickiger Moderluft? Ein Glück, das einem den Atem verschlägt? O stünde nur irgendein Weg mir offen, ich suchte es mir ganz anderswo!"

Vef mußte an die Schmerzhafte Muttergottes auf dem Friedhof der Unschuldigen denken, der ein Schwert das Herz durchbohrt. So grausam verwundet fühlte sie das ihrige.

„Jetzt, Frieder, könntest du mich verlassen?"

Das Mitleid machte seine Besinnung wiederkehren. Er versuchte einzulenken. Sie verlassen? Nein! Nichts

liege ihm ferner. Unwandelbar liebe er sie, nach wie vor, und sei auch fest entschlossen, seine Pflicht ihr und dem Ungeborenen gegenüber, das sie unter dem Herzen trage, zu erfüllen. So beteuerte er.

Von allem, was er gesprochen, traf das Wort „Pflicht" Vef am härtesten. Doch wurde ihre Aufmerksamkeit, noch während er redete, durch ein Seufzen und Stöhnen abgelenkt, das aus der Richtung der Ponholzkeusche kam. Ihre suchenden Augen schweiften hinüber, sie gewahrte den Ponholzkeuschler Niklas, wie er einen übergroßen Bund Dürrholz gegen seine Hütte schleppte. Sie sah, wie er keuchend stehen blieb, wie er schwankte und noch ein paar unsichere Schritte tat. Ein jäher Schreck fuhr ihr durch die Glieder. Der mühselige Greis war knapp vor der Eingangstür seiner Behausung unter der für ihn viel zu schweren Last zusammengebrochen.

„Jesus Maria, der Vater!"

Und Friedern an der Hand mit sich fortreißend, eilte sie gegen die Hütte.

*

„Wer hilft mir auf? Ist niemand da?" erscholl kläglich des Alten Stimme.

Bestürzt näherten sich die beiden jungen Leute.

„Da liegt er halbtot im Grase!"

„Wie blaß er ist!"

„Einen Trunk Wasser!"

Frieder war in die Hütte geeilt und mit einem Trinkgefäß zurückgekehrt.

„Hier, labt Euch! Trinkt!“

„Schon schlägt er die Augen auf, atmet tiefer.“

„Kennt Ihr mich, Vater?“ fragte Frieder, um die Fähigkeit seiner Sinne zu prüfen.

Kümmerlich antwortete die Stimme des Ponholz-keuschlers: „Nein, ich kenne dich nicht — Frieder!“ Und selbst schwach lächelnd über den in dieser Lage doppelt unerwarteten Scherz, fügte er müde hinzu: „Meinst du, ich sei blind, weil's zu Ende geht?“

Frieder und Vef wetteiferten miteinander, ihm den trüben Gedanken auszureden: „Zu Ende? Grillen! Bald habt Ihr Euch wieder erholt!“

Davon aber wollte er nichts wissen.

„Möchtet ihr mich nicht auf die Bank dort heben? Täte gern meinen letzten Willen kund.“

Sie faßten an, richteten ihn auf und stützten ihn, wobei sie es an ermunternden Worten nicht fehlen ließen und etwas übertreibend den Schein zu erwecken suchten, als sei sein Vorwärtskommen mehr seinen noch vorhandenen eigenen Kräften als ihrer Hilfe zu danken.

„Ei seht, wie flott es geht, fast wären wir entbehrlich!“

„Ihr seid noch, man merkt's, aus dem zähen Geschlecht.“

„Von uns Jungen ist manch einer nicht so viel nütze!“

So brachten sie ihn mehr tragend als führend zu der Bank, auf der sie ihn betteten.

„Ich versteh' euch, Kinder,“ sagte der alte Niklas milde; „ihr machtet mir gerne Mut. Ihr meint wohl,

es fiele mir schwer, mich drein zu finden. Seid bedankt dafür! Es ist lieb von euch, treu und gütig. Doch seht, ich klammere mich nicht mehr ans Leben. Für mich war's nichts als Müh und Plage, ein stetes Schuften, Kargen und Erwerben. Warum? Der Grund wird euch wundernehmen, mein Schicksal wollte es so. Denn was ein andrer verdarb und verbrach, das war ich ausersehn, nach schwachen Kräften wieder gutzumachen."

„Ein andrer —?" fragte Frieder erstaunt. „Was ging der Euch an?"

„Dem Schoß, der ihn trug, war auch ich entsprossen."

„Ein Bruder?"

„Gott sei's geklagt! Ein Nichtsnutz und Galgenstrick! Basil! Aus alten Schauermären klingt der Name nach."

Für Vef, die durch die Kohlrachin genügend unterrichtet war, barg diese Eröffnung nichts Neues. Frieder aber, der kaum je einmal von Basil und auch dann nur wie von einer längst verschollenen Schreckgestalt hatte sprechen hören, fragte nicht eben angenehm überrascht: „Der war Euer Bruder?"

„Doch nicht mein Freund und Genosse!" beeilte sich der Ponholzkeuschler festzustellen.

Stockend und nicht ohne Mühe, aber doch im richtigen Zusammenhang erzählte er von Basils Schandtaten und dessen Rache am Lattacher Veit. Vom Brand des Lattacherhofes, vom Zugrundegehen des Großbauers selbst und seiner Angehörigen.

Und er fuhr fort: „Ich war jung zu der Zeit und

stolz und stark. Was hätt' ich, wenn's galt, mir nicht zugetraut! Mit dem Lattacher war ich zur Schule gegangen, gemeinsam mit ihm an den Tisch des Herrn getreten, mein liebster Mensch war er, ich hatte ihn gern. Sein Unglück brachte mein Herz ins Gedränge. Aus Mitleid mit ihm, aus Scham für Basil tat ich den Schwur: Für den Schaden stehst du ihm gut, und wenn dir das Blut aus den Nägeln springt!"

„Wer konnte Euch für des Bruders Untaten haftbar machen?" wendete Frieder ein.

„Niemand konnte es, tat's auch niemand. Der Veit aber hatte nichts zu lachen — vom Großbauer zum Bettler, versuch's mal einer! Ihm selbst zwar konnte ich nicht mehr helfen, so wollte ich's doch seinen Kindern tun."

„Überlebten ihn Kinder?"

„Ein Mädel, rein und schön wie der Bergfeien eine. Ach, was wurde wohl aus der, in der Fremde allein und hilflos? Konnte bis heut' nichts von ihr erfahren."

Er richtete sich auf. Mit Anstrengung stieß er hervor: „Ihr sind nun all meine Schätze zu eigen!"

„Bleibt, Vater! Schont Euch!" suchte Frieder ihn auf der Bank festzuhalten.

„Du denkst, ich sei irre?" wehrte sich der Alte. „So will ich dir's weisen. Unter meinem Bett . . . du kennst sie, die eichene Truhe —"

„Die große Truhe, mit Steinen gefüllt?"

„So hol sie, die — Steine!"

„Zwecklose Mühe!"

„Tu ihm den Willen!“ flüsterte Vef.

„Zentnerschwer wiegt sie!“ sträubte sich Frieder, der überzeugt war, daß seines Vaters Gedanken wirr durcheinander gaukelten.

Aber Vef beharrte: „Bist stark genug, wirst's wohl noch zwingen!“

Ihrem versteckten Drängen nachgebend, erhob sich Frieder, der bis dahin, die Arme um den Vater geschlungen, an dessen Seite gekniet hatte, um die eichene Truhe herauszutragen, nach der den Alten verlangte. Kaum war er in der Hütte verschwunden, so tauchten in deren Nähe einige fremde Gestalten auf, städtisch gekleidete Herren, die das Gelände in Augenschein zu nehmen und zu erkunden schienen. Der Ponholzkeuschler, dem ihr Erscheinen nicht entgangen war, beängte sie mit jenem Mißtrauen, das Schwerleidenden manchmal eigen ist, und fragte Vef: „Was sind das für verdächtige Leute dort?“

„Hab' sie mein Lebtag nicht gesehn,“ gab das Mädchen zur Antwort. Da sie es aber für ratsam hielt, dem Greise jede Beunruhigung nach Möglichkeit fernzuhalten, fügte sie gleichgültig tuend hinzu: „Sie kümmern mich wenig, vermutlich sind's Reisende, die ihren Wagen verlassen haben, um ein Stück Weges zu Fuß zurückzulegen.“

Damit begann sie die rechte Seite des hilflos auf die Bank hingestreckten alten Mannes, die durch einen Schlagfluß von oben bis unten gelähmt und empfindungslos war, mit ihren schonenden und fürsorgenden Händen

zu streichen, teils um das Blut dadurch wieder in Bewegung zu bringen, teils auch in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Kranken von den Fremden und ihrem Treiben abzulenken, was ihr denn auch vollends gelang.

*

Jene Herren aber, die sich bis dahin noch niemals in dieser Gegend gezeigt hatten, gehörten zu den tragenden Säulen der großen Filmunternehmung Filou und Shoplifter, in deren Auftrag sie die nötigen Vorbereitungen für den „Sensationellen Schlagerfilm: Rinaldo Rinaldini im Rabenwald" zu treffen im Begriffe standen. Unfern des Felsens, von dem Frieder vorhin herabgesprungen, führte eine Fahrstraße, ohne das zur Ponholzkeusche gehörende Grundstück zu berühren, quer durch den Forst, die hier für eine kurze Strecke aus dem hochstämmigen Walde hervortrat, um sich bald wieder in ihn zu verlieren. Auf dieser freien Strecke hüpften und turnten nun Direktor Meyer und der Filmoperateur Goll in den wunderlichsten Stellungen hin und her, die sich darbietenden Gesichtskreise und Sehlinien mit Kennerblick beurteilend und alle in Betracht kommenden Aussichten und Ausblicke sorgfältig prüfend, um die geeignetsten Punkte für die Aufstellung der Apparate und den Schauplatz der Handlung ausfindig zu machen. Unbeachtet vom Ponholzkeuschler, der durch seinen Zustand völlig in Anspruch genommen war, und nicht minder unbeachtet von Vef, der die Sorge um den alten

Mann keinen Gedanken freigab, hatten sie ihr Treiben mit wahrem Feuereifer eine Zeitlang fortgesetzt, als noch ein Dritter, der gelassen näherkam, sich ihnen zugesellte. Es war niemand anderer als Basil, den man wegen seiner vornehmen Haltung für einen unbeteiligten Zuschauer hätte halten können, und der in seinem ausgesucht feinen Sportanzug und bei dem wohlgepflegten Äußeren, das ihn auszeichnete, sich in nichts von einem jener mustergültigen Gentlemen unterschied, aus deren rosig-glattrasiertem Antlitz so schwer ein Schluß auf ihr Lebensalter zu ziehen ist, daß man oft nicht weiß, soll man auf dreißig oder sechzig raten.

„Wald prima! Felsen primissima! Die reinste Abruzzenszenerie!" rief Meyer begeistert. „Die Postchaise von dort, der Überfall hier — ich halte den Platz für hochgeeignet. Wie denken Sie darüber, mein Herr?"

Aber Basil, der Angeredete, schien nicht recht bei der Sache. Vielleicht hatte er die Frage gänzlich überhört? Jedenfalls gab er keine Antwort darauf. Die Gegend kam ihm einigermaßen bekannt vor, halb geistesabwesend gab er sich den Erinnerungen hin, die, aus jahrzehntelangem Schlummer erwachend, auf ihn einstürmten. Aber erst als er noch ein paar Schritte weiter vorgetreten war, hatte er sich völlig zurecht gefunden.

„Ach, da steht sie noch immer, die alte Kensche!" sagte er überrascht, während ein mitleidiges Lächeln seine Lippen kräuselte.

Ungeduldig zupfte Direktor Meyer ihn am Ärmel: „Dürfte ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten? Ich finde

den Prospekt hier hochromantisch. Es fragt sich nur: Ist hier eine der Stellen, . . . ich meine . . . ob es hier wirklich geschah —?"

„Nehmen Sie's in dem Punkt nicht zu genau," meinte Basil gleichgültig. „Die Leute glauben alles, wenn sie's nur sehn."

„Sie können recht haben. Man darf sich auch nicht mit Haut und Haar dem Naturalismus verschreiben, eine gewisse ideale Note soll der Kunst nicht fehlen. Und hier ist alles in vollkommenster Auswahl vereinigt, was wir brauchen . . . Ich denke, wir bleiben bei dem Platz?" rief er zu Herrn Goll, dem Operateur, hinüber, der inzwischen vom Felsen aus seine Beobachtungen angestellt hatte.

„Der Punkt ist grandios gewählt!" gab Goll zurück. „Von dieser Warte aus fangen wir die pikantesten Details ein!"

„Meine Nase, nicht wahr?" prahlte Meyer selbstgefällig. „Also bleibt's dabei. Auf dem Felsen fahren wir das schwere Geschütz auf."

Er wechselte mit Goll noch einige Bemerkungen über das Nähere, während Basil, in den Anblick der Ponholzkeusche versunken, abseits stand. Es kam ihm hier alles so kleinlich, so unsäglich rückständig, geradezu lächerlich vor.

„Das Vaterhaus!" spottete er, noch ein paar Schritte näher an dieses herantretend. „Von Rechts wegen sollte ich jetzt ein Tränlein schwitzen." Er rieb sich das Auge . . . „Kommt nichts! Die Kunst ist trocken, Gefühle sind Fangbälle, mit denen sie spielt . . . Und der Alte

dort —? Niklas, wenn ich nicht irre? Man sieht, mit der Ehrlichkeit bringt man es weit!"

„Wie meinen Sie?" fragte Meyer, darauf aufmerksam geworden, daß Basil etwas gesagt hatte.

„Privatangelegenheiten, über die ich Betrachtungen anstellte. Finden Sie nicht auch, daß die Welt ein großes Kino ist? Wie bunt geht's darin her, meistens auch ein bißchen gemein."

„Umgekehrt, mein Herr! Das Kino ist eine verdichtete und über sich selbst hinausgesteigerte Welt."

„Auch nicht übel. Ob so oder so — der müßige Zuschauer hat's jedenfalls leicht, ein Tugendbold zu bleiben. Wer mitspielt, ist selten ganz comme il faut."

„Unsere Zeit ist kostbar!" schnitt Meyer, die Uhr ziehend, das Philosophieren ab. Und seinen eiligen Geschäftsschritt einlegend, rief er zu Goll hinüber: „Wenn ich pfeife, geht's los!"

Als er noch einmal umblickte, gewahrte er, daß Basil ihm nicht gefolgt war, sondern noch immer sinnend auf derselben Stelle stand. Ungeduldig klatschte er in die Hände: „Ins Kostüm, wenn ich bitten darf!"

„Ja, ja, kommandieren Sie nicht so! Auf eine Minute auf oder ab wird's wohl nicht ankommen!" gab Basil ungehalten zurück. Und mit absichtlich unterstrichener Gemächlichkeit hinter ihm drein schlendernd, fügte er murrend hinzu: „Wenn Sie so wenig Verständnis für die Stimmungen einer Künstlerseele zeigen, kann's Ihnen noch passieren, daß ich mich indisponiert melde!"

*

Inzwiſchen war Frieder wieder aus der Hütte getreten, die von ſeinem Vater gewünſchte Truhe auf den Schultern, unter deren Laſt ſeine Muskeln ſich ſtrafften. Während er ſie mit Vefs Hilfe auf den Erdboden niederließ, flüſterte er dem Mädchen zu: „Hätten wir ihn lieber beim Glauben gelaſſen, bald wird er nun ſehn, daß er Wahnwitz ſpricht.“

Seinem Vater aber zugewendet, ſagte er ſcherzend: „Da iſt er, der Schatz. Nun können wir in Saus und Braus leben!“

„Du hörſt doch, er iſt nicht mein eigen!“ antwortete vorwurfsvoll der Ponholzkeuſchler.

„Wenn Ihr ihn durch Eurer Hände Arbeit erwarbt!“ wendete Vef ein.

„Die Hände allein hätten's nimmer geſchafft, darüber, liebes Kind, wäre ich eher geſtorben. Es wirkte durch mich eine höhere Macht!“

Er zog einen Schlüſſel aus der Taſche und gab ihn Frieder: „Deckel auf!“

Staunend ſchlugen die beiden jungen Leute die Hände zuſammen.

„Hei, das funkelt und gleißt!“

„Pures Gold, die ganze Truhe voll!“

„Nun—? Bin ich verrückt?“ fragte der Alte, ſich an ihrer Überraſchung begraſend.

„Wo habt Ihr den Schatz gehoben, Vater?“

„Nirgends gehoben! Allmählich und mit vieler Geduld geſammelt!“

Und er erzählte: „Jahre ſind's her, da ſchlug ich Zir-

ben hoch oben am Hang des Rauchenkatsch, schon nahe dem Kar. Der Tag war schwül, die Arbeit hart, ich selbst zum Umfallen müde. Doch so oft die Kräfte versagen wollten, dacht' ich des Worts, das ich dem Veit verpfändet. Nun ist es alter Holzknechtbrauch, drei Kreuze in jeden Strunk zu hauen, man sagt, die Wildfrauen rasten dort gerne, oder suchen gar Zuflucht darauf, wenn Not sie bedrängt. Und richtig, wie ich so zufällig aufblicke — sitzt da, weiß Gott, wo sie hergekommen, auf solch einem Storz eine huldreiche Frau. Das heißt — man kannte nicht, ob's eine sei —"

Gespannt fiel Frieder ihm ins Wort: „In Silberzindel? Das Auge tiefblau wie blühender Flachs —?"

„Ei, was nicht gar! Nicht anders als eine Bauersfrau. Als Tagwerker, sagte sie, in bittrer Fron, würde ich niemals Schätze erwerben, um das, was ich gelobt, zu erfüllen. Doch segne Gott die wohlmeinende Tat, er kenne genau mein Gelöbnis. Drum sei sie gesendet, mir hilfreich zu sein, wie ich anderen helfen wolle. Und riet mir, ein Tröglein im Fels auszuhauen, wo vom Steinkaserbrunn das Wasser absickert, und in Neumondnächten brav nachzusehn — leicht hätt' sich's dann nicht bloß mit Sandgrus gefüllt. Erschrocken horcht' ich, vergaß schier zu danken, da war's, als stiege ein Nebel auf, fort war sie plötzlich, rein wie verschwunden. Seither hab' ich sie nicht wiedergesehn."

„Und im Tröglein fand sich der goldene Schatz?" fragte Frieder.

„Nicht auf einmal! Doch als ich beim Schein der

Laterne in der Neumondnacht den Grus durchwühlte, da blitzte es plötzlich im Sande auf, Goldkörner, gleich ihrer zwei oder drei, jedes schier wie eine Haselnuß. Und seither fast immer, so oft ich's versuchte, manchmal weniger, manchesmal mehr."

„Nun hättet Ihr Euch mit vollem Recht doch auch einmal was vergönnen können!" meinte Vef.

„Ich sagte es schon, das Gold war nicht mein! Dem Lattachbauer war es versprochen, doch starb er, eh' sich's genügend gründet. Nun geht's auch mit mir, ich merk' es, zu Ende. Verzeichnet ist alles und abgewogen. Der Veit ist tot, so gehört's seinen Erben, dem Kind, dem Mädel, das ihn überlebte. Für sie allein ließen die Feen mich's finden, sie steht in der heiligen Wildfrauen Schutz."

Mit zunehmender Bestürzung war Vef den Worten des alten Mannes gefolgt. Ihrer Demut blieb es unfaßlich, daß die Huldinnen der Berge über einem so armen und unscheinbaren Schicksal wie dem ihrigen ihre segnenden Hände halten und gerade ihr die Reichtümer zugedacht haben sollten, die der Ponholzkeuschler während eines Menschenlebens in beispielloser Freundestreue gesammelt. Und da sie wußte, daß dank der Verschwiegenheit der Kohlrachin weder ihm noch seinem Sohne ihre Herkunft bekannt geworden sein konnte, hütete sie sich nur um so ängstlicher, zu verraten, daß sie selbst das verschollene Lattacherkind sei. Dennoch brachte sie es nicht über sich, mit ihrer Meinung hinterm Berg zu halten, und sagte: „Daß Ihr für sie darbtet, schmerzt sie gewiß!"

Müd und milde lächelnd antwortete der alte Niklas: „Du kennst die Menschen schlecht, mein Kind!“

„Für die steh' ich gut, die kenn' ich so weit.“

Mit hartem Griff faßte der Ponholzer sie an der Hand und fragte gespannt: „Du weißt von ihr?“

Da merkte sie erst, daß sie sich vergessen hatte, und lenkte ein: „Ich meine nur — mir, wär' ich sie, mir tät's leid, käme das Gold nicht Euch zugute.“

„Das dank ich dir, Kind,“ sagte er, wieder völlig beruhigt; „doch als reicher Besitzer — wer weiß, wär's mir so leicht, heimzufinden. Was Gott gefügt, ist wohlgetan. Dem Lattacherkind bestimmten's die Bergfraun, mich beriefen sie nur zum Verwalter. Und im Tode noch halt' ich den heiligen Schwur,“ sagte er feierlich zu seinem Sohne: „Sterbend vertrau' ich dir fremde Habe, niemand berühr' sie als Lattacherblut! In deine Hände leg' ich den Schatz, du wirst ihn der hilflosen Waise verwahren und ihr bei gelegener Zeit übergeben. Kein Dent soll dran fehlen! Gelob es mir, Frieder, in meine Hand!“

„Kein Dent soll dran fehlen!“ sprach Frieder feierlich, seine Hand in die des Vaters legend.

„Der sieht es und hört es, der dort droben! So segne dich Gott und verleihe dir Kraft, treulich an meiner Statt zu erfüllen, was das himmelschreiende Unrecht sühnt!“

Frieder beugte in Ehrfurcht vor so hoher Gesinnung sein Haupt. Entschlossen, des Vaters letztem Willen getreulich nachzukommen, bangte er sich doch vor der ihm aufgetragenen Sendung und fragte beklommen: „Wo

soll ich in der weiten Welt die Eine suchen? Und wie sie finden?"

„Der wird dich leiten!" beteuerte in unerschütterlicher Zuversicht der Ponholzer, mit dem Finger nach oben weisend. Und entkräftet zurücksinkend, hauchte er mit ersterbender Stimme: „Damit wäre nun das Letzte vollbracht."

Plötzlich bäumte er sich in rasenden Schmerzen, als sollte er von der Bank herabstürzen.

„Hilf Himmel, er fällt!"

„Halt fest! Ihm fehlen Ruhe und Schlaf. Wir wollen ihn in die Hütte tragen."

„Seltsam, seltsam!" stöhnte der Alte, völlig benommen. „So früh . . . wird's heute schon Nacht?"

Und als Vef sein Haupt an ihrer Brust bettete, um ihn mit beiden Händen unter den Achseln anzufassen, während Frieder sich die Hauptlast des Körpers aufluд, sah er das Mädchen wie entsetzt an und flüsterte: „Wer bist du? Was tust du da?"

„Kommt, Vater, kommt! Wir bringen Euch zu Bett, ich, die Vef, will Euer pflegen!"

Da glitt ein beglücktes Lächeln über seine verwitterten Züge, willig half er mit, soweit er dazu imstande war, ihr Beginnen zu erleichtern. So trugen sie ihn sorglich und behutsam ins Haus.

*

Der Filmoperateur Goll hatte inzwischen mit seinen Gehilfen den Posten auf dem Felsen bezogen. Hinge-

bungsvoll ihrer Aufgabe gewidmet, waren diese tüchtigen Fachleute damit beschäftigt, die Geräte aufzustellen und zuzurichten. Sie wendeten kein Auge von ihrer verantwortungsvollen Tätigkeit und bemerkten oder beachteten deshalb auch das seltsame Pärchen nicht, das sich auf verborgenen Seitenpfaden der Rodung genähert hatte und nun aus dem dunkelsten Walde hervor ins Freie trat.

Die Dame, eher klein als groß und nicht mehr ganz jung, aber so bezaubernd goldlockig wie ein Engel Melozzos und von jener reizbaren Knabenmagerkeit, die ruchlos übersteigerte Genüsse in Aussicht zu stellen scheint, breitete wie verzückt die Arme aus und sah sich trunken vor Wonne nach allen Seiten um.

„Das also wäre der Rabenwald, von dem man so viel in den Zeitungen las? Dies die Stätte, wo der mythische Held, der bewundernswerte, heimisch gewesen! Gegen den ewigen Zwang des Sollens setzte er kühn die befreiende Tat. Lassen Sie mich die Erde küssen, die sein herrischer Fuß berührte!"

Sie machte Miene, auf die Knie zu fallen, ihr Begleiter, ein übernächtig aussehender, schon etwas angekahlter und mit einem Stich ins Weibische gekleideter Modehengst, verhinderte sie daran.

„Um Gotteswillen, Frau von Sikorska, Sie machen sich noch einen Grasfleck ins Kleid!"

„Was schert mich ein Grasfleck in dieser Stunde, da Atem der Renaissance mich umwittert? Wo sind die Zeiten der Kraft und des Willens, die Zeiten des Schwertes und der Faust, da noch die starke Persönlich-

keit galt, durch kein Polizeireglement beschnitten! Hier fühl' ich verschüttete Quellen rieseln, hier spüre ich, daß auch in unseren Tagen noch Großes geschehn kann und wirklich geschah! Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Fels bezeugt es: hier wirkte ein Mann von heroischem Ausmaß, sich selber Gesetz, Richtschnur und Muster, ein Übermensch, der der stumpfsinnigen Herde den Fuß auf den Nacken zu setzen verstand. Seines Geistes ein Hauch umfängt uns, ich fühl' es, die Luft ist mit Seelengröße geschwängert! Das muß, lieber Huhn, Sie doch inspirieren?"

Nicht eben angenehm berührt von ihrer Schwärmerei für einen andern, die seine eigene Geltung in Schatten zu stellen drohte, erwiderte der Angeredete: „Ich bestreite es nicht, dieser Basil war apart, er war als Halunk ein Original, als Galgenvogel vielleicht ein Genie, doch Seelengröße —? Wir hohen Geister wägen subtil, gewohnt, einen strengeren Maßstab anzulegen. Im übrigen, Wilma, sag mir nicht Sie! Dein Gatte ist fern, auch schon reichlich gehörnt, und alles Konventionelle berührt mein mimosenhaftes Künstlergemüt ernüchternd und stimmungzerstörend."

„Du, meinetwegen, der Kunst zuliebe! Doch wisse, Raoul, mein Ruf ist mir heilig. Du wirst doch die Einsamkeit dieses Ortes nach Männerart nicht schnöde mißbrauchen?"

Der bestrickende Blick, mit dem sie ihn dabei von der Seite ansah, brach ihren Worten die Spitze ab und ermutigte ihn zu einem kecken Vorstoß.

„Mein Gott, was nützt mich das Wörtchen Du, kann ich dich nicht in Taten duzen! Grad hier, wo alles ungebrochne Natur ist, fühl' ich gewaltig den Urtrieb sich regen, der Schöpfung sublimstes Mysterium, vorausgesetzt, daß er mit Geist verschwistert — denn dieser allein entsühnt das Fleisch. O Wilma, ich liebe dich wie verrückt, sei mein, zum erstenmal hier im Grünen!"

Die Geradlinigkeit seines Vorgehens, mochten im übrigen seine Absichten ihr unerwartet und unerwünscht kommen oder nicht, entsprach keinesfalls ihrem Geschmack. Wilma Sikorskas Lippen zogen sich zu einem Löchlein zusammen, nicht größer als ein Hellerstück, ihr Auge drohte Ungnade.

„Pfui, schäm dich, Raoul, du wirst gewöhnlich und hängst wie ein Bimpf am Abgedroschnen! Meine Liebe möchte ein leuchtend Fanal deiner Schaffenskraft sein, die leider erlahmt ist, ein Leitstern zu deiner Unsterblichkeit, ich fühle mich gleichsam als Beatrice. Aus diesem Grund animierte ich dich, auf Spuren des Rabenwaldhelden zu wandeln. Ein Räuber — in unserer nüchternen Zeit! Nach solch einer Sensation kannst du suchen. Hier ist noch Natur, hier wimmelt's von Stoffen, greif zu, pack an, gestalte sie!"

„Von Stoffen? Welch ein entsetzliches Wort!" stöhnte Huhn wehleidig, als schmerzte ihn ein Zahn. „Soll ich helfen, die Welt in Tinte ersäufen? Meine Süchte in klimpernden Tönen beschwören, oder Farben kleckſen wie tausend andre?"

„Wie wolltest du sonst das erlösende Kunstwerk der Menschheit schenken, von dem du mir oft in ahnungsvollen Stunden gesprochen?"

„Der echte Künstler von Gottesgnaden", belehrte sie Raoul Huhn, priesterliche Falten auf der Stirn, „besudelt die schicksalgesegneten Hände nicht mit Handwerkszeug und Material. König ist er und nicht Kärrner! Er *lebt* sein Werk und verschließt es in sich, er wirft seine Perlen nicht vor die Säue!"

Eine so selbstherrlich über den Wassern schwebende Auffassung von Künstlerschaft war für Frau von Sikorska neu, aber sie liebte, was neu und anders war, und legte Wert darauf, immer mit an der Spitze zu marschieren und Witterung für jede neu aufkommende „Richtung" zu haben. Darum leuchtete ihr auch die neuartige Lehre des Freundes, die noch dazu eine gewisse Mühelosigkeit für sich hatte, da sie das ästhetische Zusehen an die Stelle der ausübenden Tätigkeit setzte, sofort ein. Sie sah darin das Modernste vom Modernen, geradezu eine Offenbarung, und schloß sich in ihrer leicht erregbaren und sprunghaften Art mit Begeisterung dieser allerneuesten „Richtung" an.

„Mein König! Wie stolz bin ich, dich zu duzen! Ja, du hast recht, nun leuchtet's mir ein: das wahre Kunstwerk wird niemals geboren! Verschlossen im innersten Herzensschrein des Künstlers scheut es das grelle Licht. Dort hegt er's und pflegt er's mit glühender Brunst . ."

„Und nährt's im verborgenen Dunkel der Seele . . ." bestätigte Raoul.

„Wie man Gänse in dunklen Kellern mudelt," ergänzte Wilma verständnisvoll.

„Und trät's vor die Menge, so wär's schon entweiht. Denn einsam ist alle Höhenkunst!"

„Und Einsamkeit der Dünger der Größe!"

„Was für ein geistreich zutreffendes Wort!" rief er entzückt aus, während er sie väterlich am Kinn faßte und seinen Blick tief in den ihrigen versenkte. „Nun seh' ich's, Kind, du verstehst mich recht. Doch ist manchmal, zu gegebener Stunde, auch der einsamste Künstler lieber selbander. Und hier, auf lauschiger Waldeslichtung, mit dir allein, fühl' ich's erst deutlich, wie nichtig der Ruhm, wie eitel die Größe, verglichen mit Urweltschaffensfreude! Nie kann ein Künstler sich voller ausleben in Paroxysmen erhabenster Lust, als wenn in seligem Selbstvergessen Mann und Weib sich zum Kunstwerk paart. Das ist ein Schaffen aus himmlischer Kraft, wie nur Gottvater es selber geübt. Ach, was sind Verse, Farben, Töne gegen die Kunst, mit Verständnis zu lieben?"

Mit herabgelassenen Wimpern sich in seinen behutsam umfangenden Arm schmiegend, flüsterte Frau von Sikorska: „Göttlicher Künstler, du gehst zu weit! Halt ein! Bezwing deinen Schaffensdrang!"

„O Weib!" rief er, sie entschlossen an sich drückend, „laß uns, vereint in heiliger Glut, im höchsten Kunstgenuß uns verlieren!"

Da hielt sie es nicht länger für nötig, die Widerstrebende zu spielen, und sah, ihre goldene Lockenfülle an seine Brust lehnend, mit den allergrößten Märchen-

augen, deren sie fähig war, zu ihm auf: „Verführer! Doch wärst du nicht solch ein Genie, ich hätte mich nicht so rasch ergeben!“

*

Kaum waren die beiden Arm in Arm im Dickicht verschwunden und der Ausführung ihres Vorhabens nähergetreten, als ein aus der Umgebung aufschrillender Pfiff sie zu ihrem Schrecken belehrte, daß diese Wildnis nicht ganz so menschenleer sei, wie sie angenommen hatten.

Offenbar handelte sich's um ein verabredetes Zeichen, denn gleich danach setzte ein wahrer Hexensabbat ein, der den bis dahin so friedlichen Wald mit ungewohntem Gelärm durchtobte. Unter Peitschenknall und Posthornklang schwankte, mit Fahrgästen vollgepfropft und einen Berg Gepäcksstücke auf dem Dach, ein riesiger, gelbgestrichener Postwagen, wie er in so abgelegener Gebirgsgegend allenfalls noch in Gebrauch stehen mochte, das Fahrsträßlein heran. Fast gleichzeitig knatterten Schüsse aus dem Busch, Räuber stürzten mit wüstem Geschrei hinter ihren Deckungen hervor, fielen den vier schweren Gäulen, die der Postkutsche vorgespannt waren, in die Zügel und umzingelten, fürchterlich große Pistolen schwingend, im Nu die ganze Reisegesellschaft.

Ein bärtiger, mit abenteuerlichen Hutfedern herausgeputzter und auch sonst unternehmungslustig genug aussehender Mann, der offenbar der Anführer der Räuber-

bande war, begleitete den Handstreich mit befeuernden Zurufen: „Packt sie! Fesselt sie! Keiner entrinnt! Wer sich zur Wehr setzt, wird niedergeschossen!“

Klägliches Angstgeschrei erhob sich, als die Insassen des Wagens sich von ihren Sitzen gezerrt und unter Knüffen und Püffen ins Freie gestoßen sahen. Scheinbar zufällig, in Wahrheit nach deutlich fühlbarer innerer Gesetzmäßigkeit bildeten sich alsbald die verschiedenartigsten Gruppen, eine jede nach Gesichtspunkten der künstlerischen Raumgestaltung um ihren mehr oder minder schreckeinflößenden Peiniger oder Plünderer geordnet, wie die bewährte Spielleitung Direktor Meyers es sich ausgedacht hatte.

Die zahlreichen Einzelszenen, in welche die Haupthandlung sich aufgelöst hatte, lieferten den auf dem Felsen aufgestellten Aufnahmegeräten Bilder von ergötzlicher Vielfältigkeit. Da zeigte sich etwa ein wohlbeleibter Herr, der mit schlotternden Knien seine goldene Uhr samt Kette freiwillig auslieferte, während seine noch viel wohlbeleibtere Ehehälfte den Räuber, der ihr Ohrringe und andere Wertgegenstände abnahm, händeringend anflehte: „Gnade! Gnade! Vergießen Sie nur um Gottes willen kein unschuldig Blut!“ Oder die in Begleitung einer würdigen Matrone reisende Tochter aus vornehmer Familie, welche von der auch als Tänzerin berühmten Filmdiva Lia Vera dargestellt wurde, sank beim Anblick eines gegen sie gezückten Dolches in Ohnmacht und enthüllte, von den Armen ihrer Duenna aufgefangen, über den niedlichsten Füßchen ein paar schlanke, gött-

lich geformte Beine noch höher, als es ohnedies der Mode entsprach, und gerade so weit, als nötig war, um ihrer himmlischen Kunst auch noch die wünschenswerten irdischen Lichter aufzusetzen. An einer anderen Stelle wieder hob das durch Brille und Philosophenbart gekennzeichnete Urbild eines stäubchenklaubenden Professors mit feierlicher Beschwörung die Handflächen gegen die Plünderer hoch: „Im Namen der Menschheit, ich protestiere!" Minder weltfremde Reisende, die die Kühnheit aufbrachten, sich mit ihren Stöcken zu verteidigen, schreckte man durch blinde Schüsse, daß sie auf einen Haufen übereinanderpurzelten, und ein Naturforscher, dem einer der Strolche auf der Suche nach Wertgegenständen die Botanisiertrommel geöffnet hatte, zappelte in berserkerhafter Wut unter dem daraus hervorbrechenden Geschwirre von Nachtschmetterlingen und Fledermäusen, die ihn gleich Mückenschwärmen umflatterten.

Solcher und ähnlicher lebender Bilder, deren es noch viele gab, und die alle im einzelnen vorgeprobt waren, bediente die umsichtige Spielleitung sich teils zu dem Zweck, den Kern der Vorgänge recht anschaulich zu machen, teils auch in der Absicht, deren Reiz durch schnurriges Rankenwerk noch zu erhöhen. In ihrer abwechslungsreichen Fülle trugen sie nicht unwesentlich dazu bei, den großen Erfolg vorzubereiten, dessen sich dieser Film in der Folgezeit auf allen Lichtspieltheatern der Welt erfreuen sollte.

„Pferde ausgespannt! Koffer abgeladen!" kommandierte der Anführer der Horde.

Eifernd trat der Professor ihm entgegen: „Es läßt sich

wissenschaftlich beweisen, daß Ihr Beginnen ungerecht und jeglicher Ethik ins Gesicht schlägt!"

„Quatsch!" gab der Räuberhauptmann unhöflich zur Antwort und schwang sich auf einen der rasch abgesträngten Gäule. Er glich nun, wie er stolz das Schlachtfeld abritt, einem Feldherrn, der nach dem Rechten sieht. Von seinem erhöhten Sitz aus konnte nicht die geringfügigste Kleinigkeit seinem Falkenblick entgehn, geschweige der Fluchtversuch, zu dem einer der Gefangenen, einen unbewachten Augenblick ausnützend, sich unbedacht entschlossen hatte.

„Achtung! Dort macht einer sich aus dem Staub! Haltet ihn! Legt ihm Handschellen an!"

Es war Raoul Huhn, der ebenso wie Wilma mitten in den Wirbel des räuberischen Überfalls geraten war und nun, die Freundin im Stich lassend, sich seitwärts in die Büsche zu schlagen versuchte. Beide hatten sie, aus dem süßen Auftakt ihres Schäferstündchens aufgestört und durch die Kunst der Filmschauspieler irregeführt, die vortrefflich geschulte Truppe Direktor Meyers für richtige und echte Wegelagerer gehalten. Da sie selbstverständlich auch den Anschlag auf die Postkutsche für bitterstenen Ernst nahmen und der natürliche Zusammenhang des „Mitgefangen, mitgehangen" ihnen einleuchtete, so war die Sorge um alles, was sie auf dem Leibe trugen, wo nicht gar um ihr Leben, so unverfälscht, daß die Filmschauspieler sie ob der Natürlichkeit, mit der sie Angst und Schrecken zum Ausdruck brachten, für unversehens aufgetauchte Fachkollegen hielten, die sich

freiwillig in den Dienst der guten Sache gestellt hätten.

Insbesondre der Kommandant zu Pferde, hinter dem niemand anders als der von Wilma so heiß verehrte Basil sich verbarg, glaubte an ein Wunder ähnlich dem unvorhergesehenen Auftreten des Geistes in Wilhelm Meisters Hamletaufführung. Das Absonderliche der Sache regte ihn an, er übertraf in der Darstellung seiner Rolle sich selbst, wodurch Herr Huhn und Frau von Sikorska in der Meinung, es mit einem waschechten Räuber zu tun zu haben, noch bestärkt wurden. Die Folge davon war, daß ihre Angst immer noch größer wurde, und dadurch wieder erreichte diese einen solchen Grad von Natürlichkeit, daß jeder, der sie für gespielt hielt, die allerhöchste Kunst darin erblicken mußte.

Der kurze, dicke Loidl, als Begleitoffizier und rechte Hand Basils zu einem richtigen Operettenbriganten herausgeschminkt, war dem Fluchtversuch Raouls dadurch zuvorgekommen, daß er eine Fangleine nach ihm auswarf. Mit der Geschicklichkeit eines Cowboys zog er ihn an der Schlinge zu sich heran, und einigen seiner Untergebenen einen bezeichnenden Wink gebend, sagte er trocken: „Brieftaschen stecken gewöhnlich im Rock!"

Während die Taschen des wie Espenlaub zitternden armen Sünders durchsucht und, als sich nichts Sonderliches fand, ihm die Oberkleider abgenommen wurden, drohte an anderer Stelle dem Gelingen der Aufnahme die höchste Gefahr durch Frau von Sikorska, die in dem Bestreben, sich nur schleunigst zu verflüchtigen, kopflos

mitten unter die Filmleute hineingelaufen war. Die Duenna der in Ohnmacht gefallenen Lia Vera, an deren Seite sie vorbeizustürmen im Begriffe stand, hatte die Geistesgegenwart, sie mit dem rasch freigemachten rechten Arm zu umfangen und an sich zu ziehen.

„Sinken Sie gleichfalls ohnmächtig zu Boden!" befahl sie gebieterisch. Und als Wilma, die nicht zu widersprechen wagte, tat, wie ihr geheißen, brach die rasch gefaßte Matrone, von deren rechter und linker Seite nunmehr ein erschlafftes Kleiderbündel niederfloß, in herzzerreißende Weh- und Klagerufe aus: „Meine Kinder! O Jesus! Zu Hilfe! Sie sterben!"

So wurde dank der kaltblütigen Umsicht der Duenna aus der Not noch Vorteil gezogen. Niemand hätte geahnt, daß die an die Laokoongruppe erinnernde kunstvolle Verschlingung, in der die drei Frauen, Lia Vera zur Linken, Wilma Sikorska zur Rechten und die stattliche Matrone als Mittelstück, einträchtig hinundherwogten, nicht von Anfang an im Plane der Aufführung vorgesehen gewesen sei. Und innerhalb des darzustellenden Werkes bedeutete dieses aus dem Augenblick geborene, lebensvoll bewegte Schaustück eine Bereicherung, die sich um so eindrucksvoller in das Gesamtbild des Geschehens fügte, als Polster, einer der Geschicktesten unter den Filmleuten, mit einem weiteren Extempore einsprang. Denn nach der Räuberpsychologie, meinte er, müsse eine so willkommene Doppelohnmacht auch entsprechend genutzt werden; weshalb er den anmutig hingestreckten weiblichen Gestalten im Nu ihre Armbänder,

Broschen, Halsketten, Ohrringe wegstibitzte und mit bewundernswerter Fingerfertigkeit in seinem Schnappsack verschwinden ließ.

Die Lage, durch solch schöpferisches Stegreifspiel noch im letzten Augenblick gerettet, ward aber alsbald wieder von Raoul Huhn bedroht, der, bereits in Hemdärmeln und Unterhosen, die reizende Lia Vera erblickt und sich sofort in sie verliebt hatte. In völligem Selbstvergessen strebte er, den Fäusten, die ihn festhielten, zum Trotz, in ihre Nähe.

„Entzückende Krabbe! Zum Anbeißen süß!"

Die Eifersucht erweckte Frau von Sikorska aus ihrer Ohnmacht: „Raoul! Noch in der Todesstunde wässert dir Ungetreuem der Mund?"

„Verbietest du mir, sie anzusehn?"

„Pfui, über dich! Ist jede dir recht? Verrätst du so meine Seelenfreundschaft?"

Die erbitterte Kampfstellung der beiden brachte neuerdings Verwirrung in den vorbestimmten Ablauf der Handlung, jeden Augenblick drohten sie gegeneinander loszufahren, wodurch das geschlossene Bild heillos zerrissen, die Aufnahme vernichtet worden wäre. Diesmal war es Basil, der die Gefahr rechtzeitig erkannte und den toten Punkt mittels einer kühnen Improvisation überwand. Gegen die weibliche Laokoongruppe vorreitend und auf solche Weise sein Pferd mitten zwischen die beiden Streitteile drängend, rief er empört: „Was seh' ich, die Frauen hat man beraubt?"

„Die Schufte! So achten sie deine Befehle!“ fiel Loidl verständnisvoll ein.

Aber Polster, der eben Lia Veras Schmuck eingesackt hatte, begehrte auf: „Das Wertvollste soll man nicht kapern dürfen?“

„Den edlen Räuber ziert Ritterlichkeit!“ verkündete Basil großartig. Und mit der Gebärde eines Weltenrichters gegen Polster gewendet: „Es gilt ein Exempel zu statuieren. Der Bösewicht hänge ohne Pardon!“

Es zeigte sich, welch ein Meister in seinem Fache Polster war. Denn während auf seinem Antlitz alle Schrecken des Todes sich malten, so daß dessen Großaufnahme wegen der Gänsehaut, die es den Zuschauern über den Rücken jagte, nachmals eine gewisse Berühmtheit erlangte, stöhnte er auf die Knie fallend: „Gnade! Mich reizte des Goldes Glanz!“

Aber kein Flehen konnte ihn retten, schon lag ihm ein Strick um den Hals, man führte ihn unter den nächsten Baum. Ehern wie das Reiterbild des Colleoni in Venedig spreizte Basil in düsterer Gerechtigkeitsliebe sich auf seinem Rosse.

Da brach es wie ein jubelnder Aufschrei aus Wilma Sikorskas Busen: „Es gibt Helden auch noch in unserer Zeit!“

Vom Scheitel zur Sohle Fleisch gewordene Großmut, erwiderte Basil: „Fürchten Sie, meine Gnädigste, nichts, ich führe nicht Krieg gegen schöne Damen!“

Mit einem Augenaufschlag voll schwärmerischer Ver-

zückung beteuerte sie hinschmelzend: „Ich habe immer an Sie geglaubt!“

Loidl aber, der den Augenblick für gegeben erachtete, den gefährlichen Pfad des Extemporierens endlich zu verlassen, markierte, zum Regiebuch zurückkehrend, Bestürzung: „Rette sich jeder, wie er kann, die Häscher sind uns auf den Fersen!“

Wie ein Sieden und Aufwallen ging's durch die Menschenmasse, die an nichts mehr dachte, als sich Hals über Kopf in Sicherheit zu bringen. Stumm schrie die fachmännisch geschulte Gebärdensprache heftige Erregung gegen Himmel. Und Basil, den vorgezeichneten Plan wieder bei einem Zipfel erwischend, gab seinem Pferd die Sporen und setzte sich an die Spitze seiner Truppe: „Ordnet den Zug! Der Schergen und Büttel erwehren wir uns aus dem Hinterhalt. Die Beute wird wie üblich geborgen! Was von Gefangenen männlich ist, bleibt unter Loidls strengem Gewahrsam! Die Damen stehn unter m e i n e m Schutz. Wehe dem Wicht, der ihnen ein Haar krümmt! Weh dem auch, der's an Courtoisie und Lebensart gegen sie fehlen ließe!“

Die Rotte setzte sich in Bewegung. Basil, hoch zu Roß, den Frauen zur Seite, denen er leutselig Mut zusprach, bildete den Vortrupp. Die männlichen Gefangenen, von Gewaffneten an Ketten mitgeschleppt oder durch unsanfte Rippenstöße zu beschleunigter Gangart angetrieben, folgten zerknirscht und jammernd. Hierauf kamen die anderen Räuber, welche Säcke schleppten oder mit Koffern und Ballen beladene Pferde vor sich her-

trieben. Und schließlich als Nachhut abermals Bewaffnete, die aber mit alten Arkebusen, Feuersteinpistolen, Türkensäbeln, Morgensternen und anderen vorsintflutlichen Mordgeräten so lächerlich beladen waren, daß man die Absicht merkte, das Publikum für den ausgestandenen Schrecken zum Schluß wenigstens auch noch durch ein bißchen Heiterkeit zu entschädigen.

So verlor allmählich der Zug sich in derselben Richtung auf dem Waldsträßchen, aus der er gekommen. Die Filmoperateure priesen es als einen besonders glücklichen Zufall, daß Wilma Sikorska, die noch immer nicht ahnte, daß sie unfreiwillig mitgespielt hatte, im letzten Augenblick, wo der Apparat sie noch aufzufangen vermochte, ihrer selbst unbewußt noch ein höchst erwünschtes lebendes Bild stellte. Denn mit hocherhobenen Armen und schmachtendem Augenaufschlag sich an Basil heandrängend und den Stoßseufzer von vorhin wiederholend: „Es gibt Helden auch noch in unserer Zeit!“ verkörperte sie in Haltung und Geste den vollendetsten Ausdruck jener krampfig überspannten Verliebtheit, der für die Begeisterungsfähigkeit dieser Dame so bezeichnend war. Auch diese Aufnahme, in entsprechender Vergrößerung, sollte nachmals eine gewisse Berühmtheit erlangen.

*

Auf dem Felsen war der Generalstab der Filmleute samt einigen Gehilfen damit beschäftigt, die benützten Geräte in die zugehörigen Behältnisse zu verwahren,

Handlanger unterstützten sie beim Einpacken und Fortschaffen. Auch Direktor Meyer, dessen Tätigkeit sich bis dahin gewissermaßen hinter den Kulissen vollzogen hatte, fand sich ein.

„Das wäre uns, denk' ich, so ziemlich gelungen," sagte er, sich die Hände reibend. „Das Publikum selbst hat mitgespielt."

„Wer war das mitwirkende fremde Paar?" fragte einer der Angestellten.

„Es scheinen Amateure zu sein."

„Sie spielten so hingebungsvoll und natürlich, man hätte Stein und Bein geschworen, es sei ihnen wirklich allen beiden das Herz in die Hosen gefallen."

Bühnenarbeiter hatten vom Sammelplatz her ein Pferd gebracht, spannten es vor die große gelbe Postkutsche, die unbeachtet stehen geblieben war, und führten sie fort. Die Herrn, soweit sie ihre Tätigkeit auf dem Felsen beendet sahen, folgten gemächlich plaudernd in der gleichen Richtung.

„Merkwürdig," nahm Direktor Meyer, sich eine Zigarre anzündend, wieder das Wort; „merkwürdig, daß Dilettanten den Berufskünstlern manchmal fast überlegen sind. Der Fachmensch scheint sich mit der Zeit abzustumpfen. Und dann ..." fügte er mit deutlich merkbarer Spitze hinzu: „er denkt meist an nichts anderes mehr als ans Honorar."

Der Operateur Goll fühlte sich getroffen.

„Leben Sie etwa von der Luft?" begehrte er auf. „Die Kunst geht nach Brot, was ist natürlicher?"

„Und der Unternehmer kommt dabei auf den Hund!“ ergänzte Meyer bissig.

„Dieser Film allein, wenn's nicht mit dem Teufel zugeht, bringt der Firma Filou und Shoplifter Milliarden ein!“ behauptete einer von den Gehilfen.

„Was Ihnen einfällt! Ich will schon zufrieden sein, wenn wir nur überhaupt einen Reingewinn erzielen.“

„Welches war bis jetzt Ihre einträglichste Nummer?“

„Richtig zog eigentlich immer nur der Quark. Um die Osterſaison allenfalls auch noch das Leiden-Christi-Spiel nach Art der Oberammergauer Herrgottspassion.“

„Na ja, wenn so abgedroschenes Zeug zu Ihren Glanzstücken gehört —“

„Was wetten wir —?“ rief der Gehilfe, der von einem Milliardengewinn gefaselt hatte; „der Rabenwaldfilm stellt sogar noch unsern Herrgott in Schatten!“

Einige lachten, Direktor Meyer aber, immer Geschäftsmann und nichts als Geschäftsmann, wiegte sorgenvoll überschlagend den Kopf: „Hoffen wir's! Die Kosten sind enorm. Dieser Basil allein ... was der für Forderungen stellt —! Die Jeritza ist ein Waisenmädchen dagegen.“

Er verstummte jäh, denn um eine Wegbiegung kam Basil selbst ihnen entgegen, noch in der Tracht eines Räuberhauptmanns mit dem übertrieben großen verwilderten Bart. Ihren Gruß schäbig und von oben herab erwidernd, schritt er mit gelangweilter Miene an ihnen vorbei, sie gewahrten eben noch, als sie zurückblickten, daß er sich der Ponholzkeusche näherte.

Was ihn anlockte, war der Umstand, daß er vorhin in der gebrochenen Gestalt auf der Hausbank seinen Bruder Niklas wiederzuerkennen geglaubt hatte. Nun überkam ihn plötzlich die Lust, etwas Näheres über dessen Lebensschicksale zu erfahren. Und auch von der Trini, der Geliebten seiner Jugend — er wußte nicht, daß man sie jetzt die Kohlrachin nannte — hoffte er etwas zu hören. Warum? Aus Teilnahme oder gar Anhänglichkeit wohl kaum, dergleichen lag nicht in seiner Natur. Vielleicht aus dem Grunde, um sich als gesuchter und gutbezahlter Künstler recht zu fühlen gegenüber seinen Angehörigen von einst, die gewissermaßen sitzen geblieben waren wie Brot, dem der Sauerteig fehlt. Vielleicht auch bloß aus müßiger Neugier. Denn bei jeder Gelegenheit konnte man ihn offen sich rühmen hören, niemals hätte er eine Neigung wahrhaft erwidert, niemals sein Herz hingebend an ein anderes gehängt. Und er pries sich glücklich darob: denn wer irgend etwas liebe, sei es was immer, der höre halb und halb auf er selbst zu sein und verliere sich, wie etwa die brütende Henne ans Ei, wehr- und hoffnungslos an den geliebten Gegenstand; was allenfalls den geistigen Fähigkeiten eines Huhnes angemessen, eines vernünftigen Menschen aber unwürdig sei.

Fest überzeugt, daß in diesem Aufzug und nach so langer Abwesenheit von der Heimat weder sein Bruder, noch wer sonst in der Ponholzkeusche anwesend wäre, in ihm den richtigen Basil erkennen würde, hatte er unbedenklich das die Hütte umfriedende Gärtchen betreten,

als die Tür aufgerissen wurde und ein junges Mädchen ihm entgegengestürzt kam.

„Mein Gott! Er stirbt!“ rief Vef fliegenden Atems und faßte wie hilfesuchend nach seinem Arm.

„Wohin, schönes Kind?“ fragte er, vom Liebreiz der ihm unbekannten Erscheinung gefesselt.

„Wer Ihr auch seid, um Christi willen, springt eilends nach Olsach hinunter zum Pfarrer, da drinnen will eine Seele abscheiden.“

„Seht, wie die Zeichen stimmen!“ sagte Basil, ihre Gestalt mit lüsternen Blicken verschlingend: „War's mir heut' nacht doch, als hört' ich ganz eigen schaurig Hunde irgendwo röhren.“

Sie achtete seiner Worte nicht, ihr war es nur um den Pfarrer zu tun, und da er keine Miene machte, ihre Bitte zu erfüllen, so tat sie einen Schritt gegen die Truhe, die unbeachtet vor der Hausbank stehen geblieben war, schlug den Deckel zurück und griff herzhaft hinein.

„Nach der Wegzehrung sehnt sich ein sterbender Greis, ich verlaß' ihn nicht gern in der schweren Stunde. Bringt Ihr dem Diener des Herrn die Nachricht, daß Eile not tut. Gern will ich Euch's danken!“

Und dem Fremden, so wenig vertrauenswürdig er auch aussah, das Gold aufdringend, sagte sie noch: „Hier nehmt, es ist Euer! Doch zögert nicht länger!“

„Wenn's eine Seele zu retten gilt, tu' ich's doch nicht um schnöden Lohn!“ antwortete Basil stolz, während er die Goldkörner rasch in seiner Tasche verschwinden ließ. „Den Pfarrer aus Olsach? Ich schaff' ihn zur Stelle,

und sollt' ich ihn huckepack bergwärts tragen. Verlaßt Euch auf mich, ich nehm' meine Beine sofort auf die Achseln und lauf', was ich kann!"

Erleichtert kehrte Vef in die Hütte zurück: „Gott wird es Euch danken!"

Sobald sie verschwunden war, zog Basil sein Trinkgeld wieder aus der Tasche und betrachtete es erstaunt. Ein spöttisches Lächeln glitt über seine Züge. „Gott wird es Euch danken?" ... Was begehrte er noch Gottes Dank, wo mit Botenlohn so wenig gekargt wurde? Seltsame Sache! War diese niedliche Kleine die Schlangenjungfrau vom Heidenloch? Oder eine reiche Erbin, die den Wert des Goldes noch nicht zu schätzen wußte? Auf alle Fälle schien es ihm verlockend, dem Rätsel auf den Grund zu kommen und zunächst einmal die Truhe, die da auf der Erde stand, ein bißchen näher in Augenschein zu nehmen.

Sich auf der Bank niederlassend, schlug er den Deckel zurück.

Hui —! Pures Gold bis zum Rande rundum! Und ungemünzt, wie es die Venediger Mannderln gewinnen! Woher dieser Schatz? Und wem zu eigen? Basil konnte es natürlich nicht wissen, eins aber wußte er bestimmt und hatte es vom ersten Augenblick an gewußt, so unumstößlich stand es für ihn fest: „Dieses Gold wird gemaust!"

Aber wie —? Gleichviel, so oder so. Das Kinn mit dem abenteuerlich wallenden falschen Räuberbart in die Hand gestützt, überlegte er. Die Truhe einfach auf die

Schultern laden und forttragen? Oder seine Leute herbeiholen und sie rauben lassen? Selbst mit Gewalt und Feuerwaffen, wenn's not tat?

Veraltete Mittelchen! Eines überlegenen Geistes und modernen Menschen, wie er es war, unwürdig!

„Das zeitgerechte Diebsgenie", sagte er sich, „steht stets auf legalem Boden!"

Und er beschloß, die leckere Beute im Auge behaltend, eine abwartende Haltung einzunehmen. Kommt Zeit, würde auch Rat kommen. Inzwischen schien es ihm empfehlenswert, sich in Dreß zu werfen. Kleider machen bekanntlich Leute. Und wer sich als Räuberhauptmann kostümiert, dem traut man selbstverständlich nicht über den Weg. Heutzutage mußte, wer beim Rauben Erfolg haben wollte, als tadelloser Gentleman auftreten, das lag doch auf der Hand!

Mit einer Beherrschung, die ihm selbst Bewunderung abnötigte, machte er den Deckel der Truhe wieder zu, ohne der Versuchung erlegen zu sein, seinen Zukunftshoffnungen durch ein paar rasche Griffe zuvorzukommen. Und entschlossen sich erhebend, entfernte er sich beflügelten Schrittes in der Richtung gegen den Wagenpark.

*

Die Augen abtrocknend, trat Vef aus der Tür der Ponholzkeusche.

„Wie friedlich er auf dem Rechbrett liegt, das Sonntagsgewand aus Loden an!"

„Mit einem Ausdruck, als hätt' er vollbracht," ergänzte Frieder, der ihr folgte. „Als spräch' er: Nun ist alles gut!"

„Ergreifend mühselig war sein Leben!" sagte Vef, unwillkürlich die Hände faltend. „Und doch ist sein Antlitz wie verklärt."

„Läg' ich dereinst so auf dem Laden, dann wüßt' ich mich meiner Sünden bar."

Eine Weile noch verharrten sie still nebeneinander, tief bewegt und mit gesenkten Häuptern.

„Nun muß ich in seine Fußtapfen treten," sagte Frieder müde. „Das Anwesen will bewirtschaftet sein, und dir auch schulde ich, was ich versprach."

Ein Geschenk, wie es die Liebe ist, verliert seinen Wert, wo es als Schuld empfunden und als solche gegeben oder genommen wird. Das sagte ihr deutlich ihr Gefühl, ohne daß sie es ebenso deutlich hätte aussprechen können. Laut sagte sie nur: „Ich zerreiße den Schuldschein. Du bist frei!"

Er versuchte zu widersprechen, aber sie fühlte, als wäre er schon weiter von ihr entfernt, als er selbst es ahnte. Traurig reichte sie ihm die Hand, sich zu verabschieden, als Basil, der sich inzwischen völlig gehäutet hatte, sich näherte. Kein Räuberhauptmann mehr, sondern wieder der elegante Herr in ausgesuchtem Sportanzug, mit glatten, rosigen Wangen, ein Gentleman von unbestimmtem Alter aber jugendlich lebhaften Bewegungen, so eilte er rasch auf das Mädchen zu, wie wenn er es gesucht hätte.

„Verzeihung! . . . Mein Beileid! . . . Bedaure sehr! . . . Ihre traurige Miene sagt mir alles!“

Befremdet blickte Vef auf, sie glaubte sich zu erinnern, diese Erscheinung vorhin unter den Herren erblickt zu haben, die die Gegend erkundeten, und er bestätigte es auch, indem er fortfuhr: „Aus der Ferne hatte ich schon das Vergnügen. Wie saßen Sie friedlich noch mit ihm da! . . . Nun, wie Gott will. Er wird Sie trösten . . . Doch was mich herführt: Jener Vagant, ein ziemlich verdächtiges Subjekt, das Sie vorhin mit einer Sendung beehrten —“

„Der Mann, der den Pfarrer zu holen versprach —?“

„Ich traf ihn am Wege, er läßt Ihnen sagen, der Pfarrer sei nicht daheim gewesen.“

„Vermutlich auf einem Versehgang begriffen?“

„Nicht doch, er war in den Wald geschlichen, um Sprenkel zu stellen und Vögel zu fangen.“

„Und der Vater mußt' ohne Wegzehrung hinüber!“ sagte Vef traurig.

„Ein so Braver braucht keine Absolution!“ tröstete Basil.

„Das ist wahr, doch hätt's ihn sicher getröstet . . .“ Und ihren Weg antretend, wendete sie sich noch einmal an Frieder: „Nun sag' ich den Frau'n, daß sie Lichter anzünden und die üblichen Totengebete verrichten.“

In frecher Laune rief Basil ihr nach: „Recht so! Wer weiß, ob er trotz aller Bravheit nicht doch noch im Fegfeuer braten muß!“

*

Nachdem Vef sich entfernt, wollte Frieder, in welchem Mißtrauen gegen den Unbekannten sich regte, eben in die Hütte zurückkehren und ihn stehn lassen, als er sich mit sanfter Gewalt festgehalten und mit dem Ellbogen vertraulich angestoßen fühlte: „Hübsch ist die! Teufel auch, wenn der Schatz ihr gehört —?"

„Ein Schatz? Sie ist eine heimlose Magd."

„An Eurer Statt hätt' ich sie längst verführt!"

„Verführt —?" wiederholte Frieder entrüstet. „Was wollt Ihr? Wie meint Ihr das? Ist sie doch meine Liebste und Braut!"

„Jene andre aber werdet Ihr freien?" fragte Basil lauernd.

„Welche andre?"

„Na, die, die Reiche, von der wir reden!"

Ungeduldig versetzte er der eichenen Truhe, die neben ihm stand, einen Fußtritt: „Ich meine die Märchenprinzessin da!"

„Die kenne ich nicht! Muß sie erst suchen."

„So sucht sie schleunigst und führt sie heim!"

„Zum Freien wär' die doch viel zu begnadet. Übrigens denk' ich nicht dran und darf nicht dran denken. Die Vef trägt ein Kind von mir unter dem Herzen."

„Mein Gott, dergleichen passiert einer jeden," meinte Basil die Achsel zuckend. Und abermals auf die Truhe aus Eichenholz weisend: „Ein goldenes Pflaster heilt solches Weh."

„Wir scheinen einander nicht ganz zu verstehn," holte Frieder mit Ernst zu einer umfassenderen Erklärung

aus. „Der Schatz ist nicht mein, er gehört einer Waise, die irgendwo in der Verschollenheit lebt. Für sie muß ich das Gold verwahren, und find' ich sie, darf kein Dent davon fehlen. Die gute Vef dagegen ist arm, ich habe sie gern und halt' ihr die Treue, wie ich's gelobt, und wie's meine Pflicht . . ."

„Pflicht — brrr! Schmeckt etwas säuerlich!" warf Basil, die Mundwinkel verzerrend, dazwischen.

„Der Vater starb, ich bin nun der Bauer, das karge Gütel ernährt uns zur Not . . ."

Und aufseufzend schloß Frieder, die gesenkte Stirn in die Hand gestützt: „So bau' ich mir eben in Gottes Namen im dumpfigen Winkel des Waldes mein Nest."

„Ein bißchen langweilig auf die Dauer," bemerkte Basil trocken.

„Ein Fest ist ein solches Leben nicht," gab Frieder zu. „Doch weist mir der Finger des Herrn diesen Weg."

„So pflügt Euern Acker, bestellt Euer Haus und mästet Euch einen Tugendbauch!" höhnte Basil, sich zum Gehen wendend. „Gott befohlen! Lebt wohl! Euch ist nicht zu helfen."

Er machte ein paar Schritte, kehrte wieder um und trat ganz nahe an Frieder heran.

„Glaubt mir, einem vielerfahrenen Mann: So manches nennt man den Finger des Herrn — und ist nur der Finger der hübschen Dinger, die uns schlau ins Ehbett zu locken wissen!"

„Meint Ihr?" fragte Frieder aufhorchend.

Und von Zweifeln zerrissen fuhr er fort: „Seit jeher hatt' ich mir vorgenommen, es anders als mein Vater zu treiben, nicht in der Enge hier zu versauern und auch von der großen Welt was zu sehn. Seit ich nur denken kann, lockt mich die Ferne, hinaus aus diesem umgrenzten Blick, zur Höhe, zum Firn, wo aus Felseinöden der Bergfeien holder Gesang ertönt, Erlösung aus irdischer Enge verheißend . . ."

„Der Bergsport führt Euch schwerlich ans Ziel," spottete Basil. „Man sieht eben Berge und abermals Berge, was auf die Dauer eintönig wirkt. Und die Geister der Höhen —? Ammenmärchen! Ihr Gesang ein listiger Trug der Sinne, Geschwätz von Phantasten und alten Weibern! Glauben Sie mir, mein junger Freund, die Höhe, nach der Ihr Verlangen steht, ist nichts als die Sehnsucht nach wahrem Leben, nach Macht und Reichtum und großer Welt. Warum auch nicht? Sie können's erreichen! Ich stelle mich Ihnen gern zur Verfügung. Wollen Sie herrschen oder dienen? Hammer oder Ambos sein? Der Kluge kann die Menschen meistern, es ist ein Geschäft, man muß es verstehn. Machen Sie mich zum Prokuristen, ich garantiere den Erfolg! Hier wär' ja" — abermals stieß er mit dem Fuß gegen die Truhe, in der das Gold sich befand — „das nötige Betriebskapital!"

Friedern war es zumute, als würde seine Seele von widerstreitenden Mächten hin- und hergerissen. Wie mit der zauberischen Kraft des sagenhaften Magnetberges zog es ihn fort von hier, wo alles stockte, hinaus in die

große, freie Welt. Und dennoch glaubte er's niederzwingen zu müssen, wollte er doch Vef, die er liebte und bemitleidete, nicht in Not und Schande zurücklassen. In zagen Worten versuchte er dem überlegenen älteren Manne, der ihn blendete, und dessen Einfluß er sich trotz inneren Widerstrebens nicht zu entziehen vermochte, eine Vorstellung seines zwiespältigen Zustandes zu geben. Dieser aber zeigte wenig Verständnis dafür, er schien für Regungen des Herzens nichts als Spott und Geringschätzung übrig zu haben.

„Ganz wie Sie wollen! Entscheiden Sie frei!" sagte er, während er abermals Miene machte, sich zu verabschieden. „Singen Sie frommsinnig Eiapopeia, machen Wärmflaschen heiß, kochen Hirsebrei und beklagen Ihr Leben erst dann, wenn's zu spät. Ich — hätte ich solch scharmante Truhe, ich wüßte an Ihrer Statt, was ich täte. Und nun endgültig" — er sah nach der Uhr: „Leben Sie wohl!"

In dem unwillkürlichen Bestreben, ihn noch länger festzuhalten, sprach Frieder auf ihn ein. Von der bereits erwähnten Waise, der sein Vater den Schatz vermacht, gehe das Gerücht, sagte er, daß sie irgendwohin nach drüben, weit übers Meer verschlagen worden sei. Sie aufzufinden, um ihr ihr Eigentum zu überantworten, wie die beschworene Verpflichtung es fordere, werde schwer halten, noch dazu, da das Geld zu einer Reise mangle. Denn das Gold in der Truhe dürfe nie und nimmer angetastet werden, daran unverbrüchlich festzuhalten, fühle er sich durch den heiligen Willen des Vaters gebunden.

Basil hörte aufmerksam zu, wiegte das Haupt, lächelte.

„Der sehr geehrte Herr Papa", sagte er, „war offenbar kein Finanzgenie. Gold ungemünzt im Schrank verschließen, das nennt man kaum rationelle Gebarung. Heutzutag legt man Geld in die Bank. Hörten Sie nie was von Kontokorrenten?"

„Was versteh' ich davon? Mir klingt nur im Ohr mein Gelöbnis: Kein Deut soll dran fehlen!"

„Soll auch nicht! Wird auch nicht!" rief, in Eifer geratend, der andre. „Im Gegenteil! Mehr wird's, wächst zu ganz von selbst, und wenn Sie's dann zählen, fehlt nicht nur kein Deut, Sie beziehen noch mühlose Renten!"

„Das wär' ja ein Wunder!"

„Ist auch eines! Und doch geht's dabei ganz mit natürlichen Dingen zu. Nehmen Sie an, es wär' eine Kuh, die Ihnen Ihr Vater anvertraut, bedingend, das brave Tier weiterzugeben, wenn der richtige Eigner sich meldet. Warum sollten Sie diese Kuh nicht melken? Und wenn sie trächtig, ihr Kalb nicht schlachten? Gesetzt, der Mann aus Amerika taucht' eines Tags auf und fragt nach der Kuh? Ich bitte, hier steht sie, vollkommen intakt!"

„Ist denn das Gold eine kälbernde Kuh?"

„Nicht Gold in der Truhe, doch Kapital."

„Wahrhaftig, fast leuchtet es ein!" sagte Frieder. „Ließe das Reisegeld sich erschwingen, ohne den Goldschatz anzubrechen, erfüllte ich leichter Vaters Gebot. Hier such' ich vergebens das Lattacherkind!"

Die Stimme wußte Basil zu beherrschen, nur in seinen Zügen hätte Frieder, wäre er aufmerksam darauf gewesen, die höchste Spannung entdecken können, als er scheinbar gleichmütig fragte: „Das Lattacherkind? Wäre das die Erbin?"

„Nach einem Gelübde, das Vater tat."

„Ei, was Sie sagen? Nach einem Gelübde?"

„Weil sein Bruder den Lattacher Veit verdarb."

„Und darum dem Lattacherkinde das Gold?"

„Das Unrecht, das Veit durch Basil erlitt, mit Hilfe der segnenden Geister zu sühnen."

„Ein seltsamer Zufall! Basil heiß' auch ich, doch freilich nur mit dem Künstlernamen. Das soll mich nicht hindern, mitzuhelfen, das schwere Unrecht, das hier geschah, nach Möglichkeit wieder gutzumachen."

Erleichtert atmete Frieder auf.

„Wie dankbar wäre ich Ihnen! Denn ratlos und schier verzweifelt frage ich mich: Wo find' in der Welt ich das Lattacherkind?"

„Nun, gar so schwierig wird es nicht sein," tröstete Basil, „und keineswegs nötig, die Welt zu umsegeln. Die Weltstadt ist der Welt Verdichtung, ist ihr Extrakt, ihre Essenz, der Knoten, in dem alle Fäden sich schürzen. Dort gibt es bewährte Hilfsmittel genug. Man rückt es in ein paar Zeitungen ein, setzt einen Detektiv auf die Fährte und läßt auch im Funkspruch etwas verlauten. Damit haben Sie Ihre Pflicht getan. Will die Gesuchte sich durchaus nicht melden, so bleibt das schließlich ihre Sache. Inzwischen melken Sie die

Kuh, und hie und da gibt's auch ein Kalb, auf beides haben Sie volles Anrecht. Der Erbin gehört nur das Kapital; was Sie durch Klugheit draus gewinnen, ist unbestritten Ihr Eigentum. Es sauft und braust das große Leben, man will doch auch mal was genießen. Pflücken Sie munter die süßen Rosinen mit spitzen Fingern aus dem Kuchen. Die Weltstadt ist wirklich kein leerer Wahn! Ich helfe mit ein paar Schlichen und Finten, so werden Sie, eh' Sie sich recht versehn, zum flotten Weltmann zugeschliffen. Dann können Sie freilich auch etwas wagen. Sie tun sich als Großunternehmer auf — ich sehe schon die Schlote qualmen! Die Reichtümer häufen sich unabsehbar, befruchtend strahlt des Wohlstands Sonnenwärme auf diese Berge, diese Täler nieder, tausendfach sind Sie der Heimat zum Segen und selbst auch tausendfach gesegnet. Wohltäter der Menschheit wird man Sie heißen, wie alle, die es zu etwas bringen ..."

Förmlich erschauernd vor solchen Gesichten stöhnte Frieder: „Wie diese Bilder lockend schimmern! Aber wie sollte es möglich sein?"

„Es ist ein offenes Geheimnis," sagte Basil, den Deckel der Truhe zurückschlagend: „In diesen Tälern gibt es Erz, es fehlt bloß die rationelle Gewinnung, die Urbarmachung des Ponholzforstes im technisch-industriellen Sinne. Wer's richtig versteht, wird ein steinreicher Mann, der größte Gewerke der Alpenländer, man wird ihn als Pionier des Fortschritts und als Kulturverbreiter preisen!"

Und näher an ihn herantretend, fuhr er leiser und in verändertem Tone fort: „Dann regt sich wohl auch einmal das Herz, Sie machen eine gute Partie und hausen fürstlich mit Weib und Kind, sooft Sie der Großstadt überdrüssig, hier, in der Heimat, allwo Sie dereinst als Schlucker beinahe so töricht waren, eines mittellosen Weibsbildes wegen Ihr ganzes Leben zu verpfuschen."

„Die Vef, die lasse ich nicht im Stich!" fuhr Frieder wie aufwachend empor.

„Auch gut! Sie können sie später holen, wenn Sie es erst zu Wohlstand gebracht."

Dieser Gedanke trug wesentlich dazu bei, Frieders Entschluß zu beeinflussen.

„Und am Schatz von Golde fehlt kein Deut?" fragte er noch.

„Die Kuh bleibt immer dieselbe Kuh."

„Auf Ehrenwort?"

„Beim Gotteswunder des Kapitals!"

Basil streckte ihm die Hand hin: „Ein Topp, so ist der Konzern perfekt!"

Im Begriff, seine Hand in die des Verführers zu legen, hielt Frieder inne. Ein Ton, der aus unbestimmten Höhen zu kommen schien, machte ihn aufhorchen. War es das Klingen der Berge, das in den Lüften schwebte? Oder ferner Gesang, der von den Gletschern des Rauchenkatsch niederwehte?

Noch hatte er keine Klarheit darüber gewinnen können, als eine überschlanke hochblonde Dame — es war

Frau von Sikorska — sich von der Straße her näherte und lachend auf Basil zueilte.

*

„Ach, Meister, da sind Sie, nein, das ist köstlich! Sie haben das alles bloß gemimt?" rief Wilma, überaus angeregt. „Der schlotternde Huhn ist tief beschämt, er fühlt sich bis auf die Knochen blamiert. Ich meinerseits bin nur doppelt entzückt, grad weil ich so gründlich reingefallen: Kunst, die so das Leben meistert, ist mehr als Kunst, wird wieder Natur! Nie habe ich heißer für Sie geglüht! . . ."

Sie bemerkte Frieder, betrachtete ihn aufmerksam durch ihr Lorgnon und fügte, durch den Anblick des Jünglings sichtlich gefangengenommen, langsam und mit besonderer Betonung hinzu: „Doch fesselt mich stets auch das Bodenständige."

Unausgesprochen ging es ihr durch den Kopf: Urkraft des Mannes . . . Sohn der Berge . . . Welch eine neue Sensation!

Laut aber wendete sie sich wieder an Basil: „Gehört der Herr zu Ihrer Gesellschaft?"

„In dem steckt mehr als ein Kinostar!" erwiderte der Angeredete. „Heut' ist er noch Raupe, allenfalls Puppe, zum Schmetterling würde er erst in der Welt."

Sehr bestrickend, mit schiefgehaltenem Köpfchen lächelnd und Friedern unausgesetzt lorgnettierend, fragte

Wilma: „Wer hilft ihm die Schale durchzubrechen? Bedarf es dazu einer Frauenhand?“

„Versuchen Sie's selbst, ihn Klugheit zu lehren,“ sagte Basil. „Ich rede vergeblich auf ihn ein, er klebt an der Scholle und ist ein Bambuse.“

Plötzlich trat Frieder, schon von Anfang an unter Wilmas Einfluß und durch ihren Blick nun völlig bezwungen, auf Basil zu: „Ich komme mit, ich bin entschlossen und werfe jedes Wenn und Aber über Bord!“

„Topp, Freundchen! Und Bruderschaft: Du und du! Mach' dich gleich fertig, in wenig Minuten hol' ich dich ab, dann fort in die Welt!“

Rasch entfernte er sich in der Richtung gegen den Wagenpark. Langsamer folgte ihm Wilma, ein paarmal stehen bleibend und sich zurückwendend, wobei ihre feurigen Blicke sich mit denen Frieders kreuzten.

Eine Zeitlang stand dieser wie benommen. Ein jauchzendes Gefühl war in ihm: Ledig der Ketten! Frei aus dem Zwinger! Und zugleich auch das Gefühl der Genugtuung, daß diese plötzlich gewonnene Freiheit die Erfüllung von seines Vaters Gebot nur fördern konnte und dadurch gerechtfertigt, ja geheiligt schien.

Freilich gab er sich keiner Täuschung darüber hin, daß die arme Vef sich grämen, vielleicht sogar ihn treulos schelten würde, doch half ihm das Bewußtsein einer inneren Notwendigkeit darüber hinweg. Eine gewisse Bangigkeit allerdings vermochte er nicht ganz los zu werden: noch immer stand jenes ferne, unfaßbare Klingen der Berge irgendwie in den Lüften, das ihn wie ein

Warnen oder Klagen dünkte. Indessen beschwichtigte er sein Herz mit dem Gedanken, daß es sich wohl anders anhören würde, kehrte er einst in Macht und Ehren wieder, Segen spendend, helfend, sühnend, ein Wohltäter der Heimat und Heimatgenossen.

„In dieser Stunde Herz und Ohr verhärtet," mahnte er sich selbst, „so gewinnst du hundertfältig zurück, was du opferst!"

Und über all dem wirren Gewoge von Erwägungen und Betrachtungen, das in ihm brandete, lockte, durch ein Lorgnon blickend, und gerade darum doppelt apart, elegant, verführerisch, ein Augenpaar, das einer schlanken, heißen Frau gehörte — die war so blond, so stolz, so fein, daß er meinte, keine von den sagenhaften Wildfrauen könne sich mit ihr vergleichen. Sie schien ihm zu winken, bereit, seine Führerin zu sein, hinaus ins Leben, ins Unbekannte, empor zu den Höhen und vielversprechenden Weiten . . .

„Ich komme! Ich komme!"

Noch einmal trat er in die väterliche Hütte, dem geliebten Toten ein letztes Mal die starre Hand zu drükken. Dann würde er bereit sein.

*

Vielleicht war das Klingen der Berge, das er zu vernehmen geglaubt, eine Täuschung gewesen, durch verlorene Töne verursacht, die aus dem Walde herüberwehten. Denn es näherten sich Sänger und Spielleute,

die in landesüblicher Weise mit ihrem Trauerchor den Betenden vorausschritten, welche sich zur Totenandacht einfanden.

Langsam und feierlich bewegte der Zug sich gegen die Ponholzkeusche, voran Chorknaben und weiß verschleierte Jungfrauen, welche Sinnbilder der Leiden Christi trugen. Dann Kirchendiener mit schwingenden Weihrauchkesseln, ein Priester im goldgestickten Rauchmantel, schwarzgekleidete, dumpfmurmelnde Betweiber. Hierauf Männer und Frauen aus der Bekanntschaft des Verstorbenen mit brennenden Kerzen. Und schließlich Vef, still vor sich hinweinend, und die Kohlrachin, welcher der Tod des alten Niklas nicht sonderlich naheging. Sie knüpfte sogar allerhand angenehme Erwartungen und Voraussichten daran.

„Ein Ehrenmann war er, der Ponholzkeuschler!“ sagte sie; „das Gegenteil von seinem Bruder. Ich hielt stets große Stücke auf ihn! Nun gar, seit ich weiß, daß er darbte und sparte, um dem Lattacherkind, das er nicht einmal kannte, zu seinem Recht und Vermögen zu helfen. Mein Treu, das ist aller Achtung wert! Ganz im stillen tat er's, aus freien Stücken, nur daß das Gute, von andern verhöhnt, nicht gänzlich verkomme auf dieser Erde.“

Und dann, das neben ihr stumm und ergriffen einherwandelnde Mädchen in einer schalkhaften Anwandlung mit dem Ellenbogen anstoßend, fuhr sie fort: „Ans Lattachermädel fällt nun das Erbe! Hat die Person aber ein dummes Glück! Ich hoffe zu Gott, sie macht

sich jetzt mausig und überlegt sich's, wen sie zum Mann nimmt. Ein Habenichts wie der Ponholz-Frieder, der reichte ihr schon von je nicht das Wasser. Nun ist sie, weiß Gott, eine gute Partie!"

„Sprecht Ihr, gute Muhme, von mir?" fragte Vef. „Nie fühlt' ich mich ärmer und gottverlassener."

„Das Gold! Das Gold, das der Niklas fand!"

„Was hilft mir Gold, daß Gott erbarm'! Macht Gold ein krankes Herz gesund?"

„Ja wie denn? Ist denn der Frieder verrückt," rief die Kohlrachin erbost, „daß er dir gar den Laufpaß gab?"

„Ein größeres Leben tut ihm not. Woher nähm ich das Recht, ihn zurückzuhalten?"

„Der Windbeutel hätt' es auch noch mit der Hoffart?" entrüstete sich die Alte, „Meintwegen, so sicherer sind wir ihn los! Dem will ich doch gleich den Standpunkt klar machen. Er wisse, wer die Lattachertochter und gebe das Gold sofort heraus — sonst ist er imstand und veruntreut's noch!"

„Das Gold gehört von Rechts wegen ihm!" sagte Vef mit Festigkeit.

„Mit dir ist's wohl nicht ganz richtig im Dach?" rief die Kohlrachin entsetzt.

„Sein Vater erwühlt' es in harter Arbeit!"

„Das geht dich nichts an, er hat dir's vermacht!"

„Eh' daß ich's berühr', soll die Hand mir verdorren!"

Wütend hielt die Alte sich beide Ohren zu: „Verschwör's nicht! Ich hör' nichts! Verbohr' dich nicht so' Ein alter Spruch sagt: Gold ist ein Held, und Reich-

tum der mächtigste Freund auf der Welt, falscher Stolz, der ihn schnöde veracht', hat noch keinem Nutzen gebracht!"

Sie hatten sich der Ponholzkeusche genähert und den umzäunten Gartenplatz vor der Hütte betreten, in welcher der Geistliche bereits die Exequien sang und die Betweiber in dumpfem Chor die Responsorien murmelten. Binnen kurzem war die Einsegnung vollendet, alles erhob sich von den Knien und bekreuzte sich.

In diesem Augenblick fuhr ein Kraftwagen vor und hielt an der Keusche. Auf einen Wink Basils, der an der Seite Wilmas im Fond saß, sprang der Wagenführer ab, lud die noch immer unbeachtet vor der Bank stehende Truhe auf seine Schulter und hob sie mit kräftigem Schwung neben den Lenkersitz. Gleichzeitig war Frieder, einen Rucksack auf dem Rücken, aus der Hütte getreten und hatte sich dem Chauffeur angeschlossen. Schon saßen sie beide im Wagen, schon setzte dieser sich in Bewegung.

Stumm und starr vor Überraschung hatten die Anwesenden diese Vorgänge mit angesehn. Wie vor den Kopf geschlagen sperrte die Kohlrachin Mund und Augen auf. Das war doch wohl die verdammte Truhe —?

„Halt! Haltet ein!" schrie sie auf.

Ängstlich beschwichtigend zupfte Vef sie am Ärmel: „Um Christi willen, schweigt doch nur still!"

„Diebe! Räuber! Wohin das Gold?" kreischte die Kohlrachin.

„Dem Lattacherkind! Nach Vaters Gebot!“ rief Frieder, sich im Abfahren gegen sie wendend.

„Hier ist's! Hier steht das Lattacherkind! . . .“ Die Stimme erstarb ihr, da Vef ihr die Hand auf den Mund legte.

Basil, durch den Ruf aufmerksam geworden, blickte erstaunt zurück. Auch Frieder wendete sich noch einmal um. In wildem Weh preßte Vef die Hand aufs Herz: „Liebster —!“

Er winkte ihr zu: „So Gott will, komm' ich einst wieder!“

Die Kohlrachin schäumte vor Zorn: „Da fährt er hin und beraubt sie auch noch!“

„Gebe Gott, daß es ihm gut gerät!“ betete Vef.

Sie wankte. Hilfreiche Arme fingen sie auf. Man geleitete sie zu der Bank unter dem Apfelbaum. Frauen bemühten sich um sie. Die Kohlrachin erklärte den andern den Zustand ihres Mündels: „Sie trägt ein Kind unter dem Herzen.“

„Armes Kleines — vaterlos!“ hauchte Vef, während die Sinne ihr schwanden.

„Wird noch grade so wie meines bei den Heimchen oben landen!“ schmälte die Alte bitter und unbarmherzig.

„Armes Kleines — vaterlos!“

„Was folgtest du auch nicht meinem Rat und hängtest dein Herz an diesen Lotter! Nun macht der Elende dich zuschanden!“

„Armes Kleines —!“

*

In Zeiten, die den Charakter der Menschen auf teuflische Weise in Versuchung führen, ist es oft vorgekommen, daß Leute, denen die gute Gesellschaft unbedenklich das Zeugnis ausstellte, sie hätten „Kultur", sich als Gesindel von niedrigster Gesinnung entpuppten; wohingegen andre, die von denselben Kreisen für nicht ganz „comme il faut" angesehen wurden, ein stilles Heldentum bewährten, das öffentlich als Vorbild hätte dienen können, wäre es nicht absichtlich so verborgen geblieben wie möglich.

Eine veredelte Gesittung ist ohne gewisse Äußerlichkeiten kaum denkbar, und das oberflächliche Urteil hat, wo es von einer solchen spricht, nur allzuoft bloß diese Außenseite im Auge und übersieht darüber das Tiefere. Aus den vielen Witzworten, die über Emporkömmlinge und plötzlich zu Reichtum Gelangte im Schwange sind, sollte man schließen, daß es schwer halte, diese äußerlichen Dinge sich zuzueignen, oder daß sie wenigstens nicht leicht in Fleisch und Blut übergehn. Das mag zutreffen bei älteren Leuten, denen die Anpassungsfähigkeit bereits abhanden gekommen ist, oder bei solchen, die so überwiegend in ihren Geschäften aufgehn, daß ihnen die Zeit, die Lust, die Aufmerksamkeit fehlt, die Manieren ihres neuen Standes zu erlernen; oder endlich in jenen Ausnahmefällen, wo es sich um Leute handelt, an denen Hopfen und Malz überhaupt verloren ist.

Bei Frieder war es anders. Noch jung genug, um nicht zäh am Gewohnten zu kleben, gewann er binnen kurzem all den Annehmlichkeiten, die ein verfeinertes

Leben bietet, Geschmack ab und machte mit einer Selbstverständlichkeit von ihnen Gebrauch, als hätte er nie etwas anderes gekannt. Es fehlte ihm auch nicht an der nötigen Zeit, den hunderterlei überflüssigen Geschäften nachzugehn, die den Tag eines wohlhabenden Müßiggängers ausfüllen. Und von Haus aus ein Sehnsüchtiger, neigte er ohnedies dazu, seiner niedrigen Herkunft zu vergessen und sich wolkenwandlerisch in einen höheren Stil hineinzuträumen.

Die Umstände begünstigten die Verwandlung, die sich mit ihm vollzog. Eine wichtige Voraussetzung dafür war die Loslösung von den teuersten Erinnerungen der Heimat, und dazu trug vor allem eine Mitteilung bei, die Basil ihm machte, bald nachdem sie, in der Großstadt eingelebt, eine elegante Junggesellenwohnung im eigenen palaisartigen Hause bezogen hatten.

Mit feierlicher Leichenbittermiene erschien der „ungekrönte König der Tartüffe", wie sein Zellengenosse Proschnitz ihn einst in der festlichen Ansprache anläßlich seines zwanzigjährigen Kerkerjubiläums genannt hatte, in Frieders prunkvollem, nach Wilma Sikorskas Geschmack und unter ihrer persönlichen Leitung eingerichtetem Arbeitszimmer und kündigte ihm eine traurige Eröffnung an, die er ihm leider nicht vorenthalten dürfe. Und unaufgefordert fuhr er fort: eine Bauernmagd in Olsach, eine elternlose Waise, zu der Frieder, wie er annehmen müsse, in früheren Zeiten gewisse Beziehungen unterhalten habe, sei unerwartet gestorben und sende ihm ihre letzten Grüße.

Geschäftliche Verbindungen, die sich angesponnen hatten, machten schon in dieser Frühzeit oftmalige und längere Aufenthalte Basils in der Gegend des Ponholzforstes und in Olsach, dem nächstgelegenen größeren Orte, nötig. Frieder konnte nicht daran zweifeln, daß jener über alles, was dort vorging, gut unterrichtet sei, und er zweifelte auch nicht daran, daß die Todesbotschaft sich auf Vef beziehe. Aufrichtiges Leid überwältigte ihn. Er wollte Näheres wissen und erfuhr, das Mädchen sei vorzeitig niedergekommen und am Kindbettfieber gestorben. Die Nachricht schmetterte ihn völlig nieder. Bittere Selbstvorwürfe gesellten sich zu seinen Schmerzensausbrüchen. Er klagte sich der Schuld an Vefs Tode an und schwur, zur Sühne dafür, daß er sie erst verführt und dann verlassen, wenigstens für das Kind sorgen und es als das seinige anerkennen zu wollen.

Basil lächelte. Das Kind sei zwar lebend, aber nicht lebensfähig zur Welt gekommen. Man habe versäumt, ihm die Nottaufe zu geben: in der Nähe der Kühbrannerhalt, auf dem Gottesacker der Unschuldigen, liege es begraben.

„Aber wenn du eine Wallfahrt dahin unternehmen und einen Kranz auf das Hüglein legen wolltest," sagte er, „so würden sich die Leute den Buckel vollachen!"

Und als Frieder ihn befremdet anblickte, fing er an, allerhand Herabwürdigendes über Vef auszupacken. Dies und jenes habe er vorerst für Verleumdung und Ausstreuung böser Zungen gehalten, hernach aber um Frieders willen Nachforschungen angestellt und Erkun-



EIGENTUM
der Arbeitsgemeinschaft
der Deutschen Vereine

digungen eingezogen, bis er schließlich wider Willen und nach langem Sträuben sich habe überzeugen müssen, daß alle Verlästerungen und Schmähreden, die über das Mädchen im Umlauf gewesen, noch weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben seien. Jedenfalls gebe es in Olsach und Umgebung Bauernbursche genug, die sich mit Frieder in die Ehre teilen könnten, als Vater jenes Neugebornen zu gelten, das jüngst in die Schar der in der Dreikönigsnacht um den Rauchenkatsch geisternden Heimchen aufgenommen worden.

An jenem Tage hatte Frieder dem Ohrenbläser empört die Tür gewiesen. Es war eine Art natürlicher Selbstschutz, daß er an das ihm über Vef Zugetragene nicht glauben konnte. Sein Leid um die Geliebte, die ihm damit doppelt verloren gewesen wäre, hätte sich sonst ins Unerträgliche gesteigert. Merkwürdigerweise änderte sich dies innerhalb weniger Tage ins Gegenteil. Der Gedanke, daß es vielleicht doch eine Unwürdige gewesen, an die er einst sein Herz gehängt, gewann nach und nach fast etwas Tröstliches. Der Verlust schien um so leichter zu verschmerzen, je geringer der Wert des Verlorenen gewesen wäre. So unberechenbar ist die menschliche Seele, daß aus den gleichen Noten im Handumdrehn eine ganz verschiedene Melodie tönen kann.

Die neue Umgebung rückte, nachdem das Bild der Jugendgeliebten eine solche Trübung erfahren, doppelt eindrucksvoll in den Vordergrund. Und je mehr Wilma Sikorska seine Gedanken und Sinne gefangennahm, um so mehr empfand er es als eine uneingestandene Erleich-

terung, daß keine verpflichtenden Ketten mehr ihn an die Vergangenheit fesselten und ein neues Leben, in Freiheit gestaltbar, vor ihm lag.

Zur Beschleunigung seiner Umbildung aus der Puppe zum Schmetterling trug auch bei, daß eine geeignetere Erzieherin zum Gentleman, als Wilma Sikorska es war, sich kaum denken ließ. Freilich waren es wieder nur die gewohnheitsmäßig mit diesem Ehrennamen verknüpften Kennzeichen der äußeren Erscheinung, womit die große Dame das Naturkind herauszuputzen verstand. Ein Nervenbündel von eigenwilligster Laune, bestand sie gebieterisch darauf, seinen Schneider zu beraten, die für ihn kleidsamste Haartracht auszudenken, die Farbe seiner Halsbinde, seines Schnupftuches und seiner Strümpfe zu einem wohltuenden Dreiklang zusammenzustimmen. Von der ihm eigenen Bedürfnislosigkeit, die nach ihrer Meinung eine schlechte Kinderstube verriet, suchte sie ihn zu heilen, indem sie ihm die abgefeimtesten Überflüssigkeiten als unentbehrlich einredete. Und über seine Nichtstuerei täuschte sie ihn durch einen hochgespannten und übermäßig wichtig genommenen Sportbetrieb hinweg, den sie, sobald der Lehrling aus dem gröbsten heraus war, auch durch regelmäßigen Besuch der elegantesten Tanzdielen ergänzte.

Selbst Meisterin in mehreren Sportzweigen und in sämtlichen modernen Tänzen, stellte sie sich ihm mit Vorliebe als Trainer und Eintänzerin zur Verfügung. Sie berechnete richtig, daß das Übergewicht, das sie hierin durch ihre mit knabenhafter Anmut gepaarte körperliche

Gewandtheit und Geschicklichkeit voraushatte, dazu beitragen würde, seine Abhängigkeit von ihr beinahe zur Hörigkeit zu steigern. Und sie tat es auch aus dem Grunde, um ihm andere Frauen möglichst fernzuhalten oder, sofern dies nicht anging, seinen Umgang mit ihnen wenigstens ständig überwachen zu können.

Denn sie war, im vollen Bewußtsein ihrer schwindenden Jugend und Schönheit, von einer schier krankhaften Eifersucht besessen.

Die untrügliche innere Stimme des Weibes sagte ihr, daß das verstohlene Liebesabenteuer, das sie mit Frieder angesponnen hatte, das letzte in ihrem an ähnlichen Zwischenspielen nicht gerade armen Leben sein würde. Nicht als ahnte oder fürchtete sie eine Abnahme ihrer Fähigkeit und Kunst, Männer zu betören. Aber die Flamme ihrer Leidenschaft loderte zu hoch, als daß sie ein Erlöschen jemals für möglich gehalten hätte. So reich an galanten Erfahrungen sie war, glaubte sie doch wie eine zum erstenmal Liebende an die Einzigkeit und Ewigkeit ihrer Liebe zu Frieder. Nur die Gefahr, daß sie dem Geliebten eines Tages nicht mehr begehrenswert scheinen könnte, stand wie eine dräuende Gewitterwolke am Horizont. Sie hoffte ihr dadurch zu begegnen, daß sie seine Sinne um so unentrinnbarer an die wollüstigen Zuckungen ihres Körpers zu ketten suchte.

*

Der Besitz einer solchen Geliebten, die gleichsam mit jedem Kusse von dem Paradiesesgarten der Liebe Ab-

schied nahm und darum heißer, hingebender, liebestoller liebte als eine jüngere und minder erfahrene Frau, hätte für jeden Mann etwas Berauschendes gehabt. Frieder, dessen unverschwendeter Kraft die Ruchlosigkeit etwas Unbekanntes geblieben war, die die Genüsse schwelgerisch zu verlängern und zu ausschweifenden Beseligungen zu steigern wußte, geriet dadurch in eine fieberhafte Raserei, die manchmal an Irrsein grenzte. Der Tag schien ihm oft keinen andern Sinn und Zweck mehr zu haben, als die Erwartung auf die Freuden zu erhöhen, welche die Nacht in Aussicht stellte. Und die Begierde entzündete sich immer wieder am Übermaß ihrer Befriedigung.

Daheim hatte Frieder einmal in einem alten Volksbuch das Lied vom „Ritter Tanhusaere" gelesen, dessen Herz, nachdem er im unterirdischen Berg mit Frau Venus Hochzeit gefeiert, nicht mehr gesunden kann, wenn ihre weißen Arme ihn nicht umfangen. Irgendwie floß in seinen Vorstellungen die Gestalt der Liebesgöttin mit den Feen der Berge zusammen, die in ihrem Palast von Kristall zu erschauen und erlauschen einst sein heißestes Wünschen und Streben erweckt. Und in der unausbleiblichen Ernüchterung, welche die Betörungen der Zuchtlosigkeit im Gefolge haben, lächelte er über seine Vergangenheit, die sich mit Truggebilden herumgeschlagen. Basil hatte recht, nur Kinder und alte Weiber glaubten noch an Wildfrauen und ähnliche Spukgestalten, die vermutlich von Muckern erfunden waren, arglose Toren um das vollkommenste Glück des Lebens zu

betrügen. Denn was waren die blassen, lediglich gedachten und gänzlich unwirklichen Schemen, an denen seine Sehnsucht sich früher entzündet, gegen die Blut und Nerven in Feuer setzenden Genüsse der Liebe? Konnte der Anblick wehenden Silberzindels, über dem ein Paar flachsblütenblaue Augensterne strahlten, oder die Ahnung eines fernher von den Höhen hallenden Gesanges die Lust wettmachen, in den Armen eines geliebten Weibes zu beben?

Mehr und mehr kam er zu der Erkenntnis, daß sein einst so unberaten umherirrender Trieb nach den Höhen, in die Fernen, das unbewußt erstrebte Ziel wie durch ein Wunder, das wesenhafte Werte an die Stelle körperloser Gaukelbilder setzte, tatsächlich erreicht habe, indem Wilma, die huldreichste aller huldreichen Frauen, sich seiner annahm und ihn zu sich emporhob.

Denn — wonach er sich immer gebangt: emporgehoben, begnadet fühlte er sich jetzt endlich. Und dies Gefühl gründete sich nicht einmal ausschließlich auf den Taumel der Sinne, der ihm unverlierbares Glück vortäuschte. Auch nicht bloß auf den Scheinadel, welchen das Aufgenommensein in die „Elite", in die „haute-volée," die „crême de la crême," die „jeunesse dorée" — ach, was ist die deutsche Sprak für eine arme Sprak! — ihm verlieh, wenigstens in den Augen vieler ihm verlieh. Er spürte auch unbestreitbar höhere Werte in sich reifen. Tausendfältig stürmten Einflüsse der Bildung auf ihn ein, und so weit solche dazu beitragen können, eine Persönlichkeit auszubilden und zu steigern, ver-

halfen sie ihm zu einer gewissen Sicherheit der Umwelt gegenüber.

Wilma Sikorska wußte den Marktwert der Bildung für den Salon, so potemkinisch es um ihre eigene stand, doch richtig einzuschätzen und warb viel zu ehrgeizig um die gesellschaftliche Geltung ihres jungen Freundes, als daß sie nicht alles darangesetzt hätte, die in seinem Wissen klaffenden Lücken stopfen zu helfen. Im richtigen Gefühl, daß im Verhältnis der Geschlechter der Mann allenfalls lehrhaft sein darf, niemals aber das Weib, tat sie es unauffällig und ihr eigenes Bedürfnis nach Belehrung, Abwechslung, Zerstreuung vorschützend. Öffentliche Vorlesungen, die anhörenswert waren und zum Teil auch des Sehenswerten genug boten, gab es in der Großstadt täglich eine reiche Auswahl. Wenn man den Speisezettel durch Gerichte vom gutbesetzten Tisch des Rundfunks ergänzte, so konnte man im Verlauf eines Winters schon ein recht ansehnliches Durcheinander in einem schlichten Gehirn anrichten, was bei Frieder denn auch passierte.

In der zweiten Saison ordneten sich aber die Dinge schon einigermaßen. An Grütze fehlte es ihm nicht, und manches, das für andere, weil sie es schon in der Schule von Hand zu Hand gehen ließen, längst zur abgescheuerten Münze geworden, ihm aber noch neu war, gewann für seine reiferen Jahre erhöhten Belang und blieb ihm als selbsterworbenes Gut lebendiger Besitz.

Seine Wißbegierde, sein Forschungsdrang, noch unverbraucht und unermüdet, erwachten mächtig unter den

vielfältigen Anregungen. Er begann Bücher zu lieben, sich mit hartnäckigem und oft fast grüblerischem Eifer in diese oder jene Frage zu vertiefen und war, da auch Theater, Musikaufführungen, Ausstellungen, Gespräche mit klugen oder gelehrten Leuten und mannigfaltige Reisen in die verschiedensten Länder das ihrige beitrugen, nach Verlauf des dritten oder vierten Jahres so weit, daß er für einen recht gut unterrichteten jungen Mann gelten konnte. Manche Mütter, denen sein Reichtum, seine gute Gestalt und vorteilhafte Erscheinung, seine bescheidene, mehr zurückhaltende als vordringliche Wesensart in die Augen stach, nannten ihn sogar eine der „gentlemanlikesten Apparitionen" — deutsche Sprak, arme Sprak! — der letzten Jahre.

*

Das Leben des Genusses, der noblen Körperübung, des weltmännischen Müßigganges, das Frieder führte, ward nur dadurch ermöglicht, daß er die gesamten Geschäfte einschließlich der Vermögensgebarung seinem Oheim überließ. Oheim — so nannte er nämlich Basil, und zwar lediglich der Einfachheit halber, und damit das Verhältnis nach außen hin ein Gesicht hätte. Daß Basil wirklich sein Oheim, der Bruder seines Vaters sei, ahnte er nicht.

Denn wie alle Welt so war auch er selbst der Meinung, Basil habe den berüchtigten Rinaldo Rinaldini des Rabenwaldes nur als Filmkünstler dargestellt, ohne

im übrigen das geringste mit diesem gemein zu haben. Die schreienden Ankündigungen der Filmunternehmung Filou und Shoplifter, wonach der nach Verbüßung seiner Strafe in Freiheit gesetzte Räuber seine eigenen Untaten gemimt hätte, nahm niemand ernst. Man hielt sie für einen jener Werbekniffe, wie sie täglich vorkamen. Und die Firma widersprach dem auch nicht. Das Märchen von dem seine eigenen Erlebnisse darstellenden Rabenwaldhelden wirkte, „als ob" es der Wahrheit entspräche, es kam gar nicht darauf an, ob es ihr wirklich entsprach oder nicht. Im Gegenteil! Die nicht volle Gewißheit hatte ihre Reize, gab zu Meinungsverschiedenheiten und Wortgefechten Anlaß, die Zeit liebte das Schummrige.

Der Film, dessen eindrucksvollster Auftritt der in der Nachbarschaft der Ponholzkeusche spielende Überfall auf die Postkutsche war, lief über alle Lichtspieltheater der Welt, der Name Basils wurde mit Charlie Chaplin, Douglas Fairbanks, Pat und Patachon und anderen Sternen erster Größe in einem Atem genannt.

Dennoch verzichtete er auf eine Fortsetzung seiner mit so viel Erfolg begonnenen künstlerischen Laufbahn. Niemand begriff, weshalb, nur er allein wußte es. Im Rabenwaldfilm hatte er sich selbst gespielt, aber ewig konnte er nicht den Räuber mimen, und jede andere Rolle hätte nur einen Abstieg bedeutet; dies zu begreifen, hatte er Witterung genug. Übrigens dünkte es ihn auch sicherer und sogar noch einträglicher, auf die Großindustrie umzusatteln.

„Man kann nicht zweien Herren dienen, dem Mammon und der Kunst," pflegte er mit bedauerndem Achselzucken zu sagen. „Ich mußte mich meinem lieben Neffen zulieb für den Mammon entscheiden."

Ausgestattet mit weitgehenden Vollmachten, hatte er den von seinem Bruder Niklas gesammelten Goldschatz in einen ungeheuren Kapitalbesitz verwandelt und mit Hilfe einer zu diesem Zwecke von ihm gegründeten Bank eine Familien-Aktiengesellschaft ins Leben gerufen, deren Bestimmung es sein sollte, das Metallvorkommen des Rabenwaldes auszubeuten. Im Verlaufe weniger Jahre war der einst fast undurchdringliche Ponholzforst gelichtet. Ausgedehnte Werksgebäude und Arbeiter-Siedlungshäuser erhoben sich beinahe im Umfange einer kleinen Stadt an seiner Stelle, Hochöfen reckten sich gegen Himmel, der qualmenden Essen gab es so viele, daß die Schwaden, die über der Gegend lagen, manchmal mit den Nebelwolken zu wetteifern schienen, die an trüben Tagen um die Firne und Felsgipfel des Rauchenkatsch wallten.

Wenn jemand sich wunderte, wie Basil, der doch kein Fachmann sei, dies alles habe zustande bringen können, so antwortete er überlegen lächelnd: „Geld ist Fachmann in allen Fächern."

Wenn aber in Frieder, was doch auch ab und zu einmal vorkam, plötzlich Sorgen aufstiegen, ob denn der Goldschatz, der ja nicht ihm, sondern dem Lattacherkind gehöre, noch ungeschmälert vorhanden sei, dann legte der Herr Präsident — so ließ Basil als Vorsitzender

des aus Strohmännern zusammengesetzten Verwaltungsrates sich nennen — einen Buchauszug vor, aus welchem zu ersehn war, daß der gesamte Grund-, Gebäude- und Aktienbesitz samt Inventar, Patenten, Nutzungsrechten und was sonst dazu gehörte, den amtlich genau festgestellten Gewichts- und Schätzungswert des einst in der eichenen Truhe verwahrten Rohgoldes um ein Vielfaches übersteige.

Die Kuh stand nicht nur gesichert im Stall, sie hatte an Größe und Lebendgewicht erheblich zugenommen.

Warum sollte man sich scheuen, meinte Basil, im Bilde bleibend, „Milch von ihr zu beziehen und Kälbernes auf den Speisezettel zu setzen, wenn sie kälberte?“

Übrigens legte der Herr Präsident, der seinem Neffen nicht nur die große Geschäftsführung abnahm, sondern aus Gefälligkeit auch in allen andern Belangen seinen Sekretär machte, vierteljährlich auch Abrechnungen über die Privatschatulle — sozusagen — vor, in denen eine so kunstgerechte Buchführung sich austobte, daß man schon ein Sachverständiger ersten Ranges sein mußte, um sich darin zurechtzufinden. Friedern gelang dies selbstverständlich nicht im geringsten, doch konnte er zu seiner Befriedigung jedesmal einen nicht unerheblichen Posten darin feststellen, der für Zeitungseinrückungen, amtliche Erkundungen und sonstige Maßnahmen verausgabt worden, welche der Ausforschung des Lattacherkindes dienen sollten. Leider war das Geld ein- wie das andremal schlecht angewendet, die Nach-

forschungen blieben erfolglos, die Gesuchte meldete sich nicht.

Sie blieb verschollen. War nicht auffindbar. Lebte vielleicht gar nicht mehr. Wer konnte es wissen? Jedenfalls hatte man seine Pflicht getan.

Und die Kuh im Stalle wurde fetter, molk und kälberte immer reichlicher. Das gab ein beruhigendes Gefühl. Der rechtmäßigen Erbin geschah kein Unrecht. Sobald sie sich nur zeigen würde — ihr Eigentum wartete darauf, in ihre Hände gelegt zu werden. Ihr volles, ungeschmälertes Eigentum. Kein Dent würde fehlen!

So waren ein paar Jahre hingegangen, alles schien in schönster Ordnung.

Führte der Präsident die Geschäfte nicht glänzend? Stellte er Friedern, ohne mit der Wimper zu zucken, nicht soviel Geld zur Verfügung, wie dieser nur haben wollte? (Was, nebenbei erwähnt, gar nicht wenig war.) Und Frieder — liebte er Wilma nicht mit der gleichen Leidenschaft wie von Anfang an? Würde er sie nicht ewig lieben? Und endlich Wilma — hatte sie Ursache, mit Bangen an das mögliche Ende ihrer Herrschaft zu denken? War sie nicht mit unvergänglicher Jugend gesegnet? Durfte sie nicht hoffen, noch lange Jahre hindurch Siegerin über alle Rivalinnen zu bleiben, die etwa den Versuch wagen würden, sie zu verdrängen?

Ach, das einzige, was Bestand hat im Leben, ist der Wechsel. Kein Tag gleicht dem vorhergehenden, keine

Stunde der andern. Die Menschen selbst unterliegen einer ständigen Erneuerung des Leibes wie der Seele, niemand ist heute derselbe, der er gestern war und morgen sein wird. Ist es zu verwundern, daß auch Zustände, deren unveränderter Fortbestand für lange hinaus verbürgt schien, den Keim der Zersetzung in sich tragen?

Basil — oder, um ihm den gebührenden Titel nicht vorzuenthalten: der Herr Präsident — lebte, um die Erträgnisse seines Unternehmens scharf überwachen zu können (da er alle Angestellte für Betrüger hielt) nur selten in der Stadt, sondern meist in dem prachtvollen, schloßartigen Land- und Herrenhaus, das, nur wenige Minuten von den Werksanlagen entfernt, ungefähr an derselben Stelle, wo einst die Ponholzkensche sich befunden hatte, mitten in einem herrlichen Wildpark aus dem Boden gewachsen war.

Wilma Sikorska sah er selten, er stand mit ihr nur in einer ganz losen Verbindung, meist bloß mittelbar durch Frieder. Er fand, daß sie zu viel Geld ausgebe. Sie benötigte in der Tat Unsummen. Er hatte wiederholt den Versuch unternommen, ihr den Brotkorb höher zu hängen. Dann stieß er aber regelmäßig auf den Widerstand Frieders, der alle Maßstäbe verloren hatte und es übelnahm, wenn der Oheim sich bei solchen Gelegenheiten knickerig zeigte. Er fand es einfach selbstverständlich, daß dieser der Geliebten die Summen ohne weiteres zur Verfügung zu stellen habe, die sie forderte. Geschah es nicht, so konnte er leicht ungeduldig, ja heftig werden und sich förmlich entrüsten,

wenn das Geld nicht sofort zur Stelle war. Dem Herrn Präsidenten blieb dann nichts übrig, als nachzugeben.

Darum waren die Beziehungen zwischen Basil und Wilma ein bißchen gespannt.

Aber krisenhafte Zustände im Leben jener drei Personen, die damals, nach der Verfilmung des Räuberüberfalls, den Ponholzforst im Kraftwagen fluchtartig verlassen und die eichene Truhe entführt hatten, drängten zu einer Lösung. Hierdurch wurde es bewirkt, daß Basil und Wilma Sikorska die zwischen ihnen bestehenden Gegensätze eines Tages beiseite schoben und sich zu einer sonderbaren Bundesgenossenschaft zusammenschlossen.

*

In der großen Stadt, die stets nach neuartigen Unterhaltungen lüstern ist, war ein findiger Kopf darauf verfallen, einen Vergnügungspark anzulegen, der in Holz und bemalter Leinwand Veduten von Venedig vortäuschte. Die naturgegebene Auenlandschaft, die von Teichen und Altwassern durchzogen war, lieferte die Kanäle, verrottete Häuser und Paläste spiegelten sich darin, zierliche Treppenbrücken, unter denen schwarze Gondeln hinglitten, schwangen sich darüber hinweg. Die Luft war erfüllt von den für die Lagunenstadt bezeichnenden Geräuschen: Ruder polterten, Barkenführer riefen einander zu, Stimmengewirr flackerte auf, wurde lauter, erstarb. Gesang und Musik, aus der Ferne sich

nähernd und wieder verklingend, schwebte sehnsüchtig über heimlich glucksenden Wellchen.

Es war noch heller Tag, als eine Gondel in einen der breiteren Kanäle einlenkte und am Fuß einer kleinen Marmortreppe anlegte. Eine fröhlich angeregte Gesellschaft entstieg ihr und betrat einen freien Kiesplatz, den Gartenanlagen umgaben und zum Teil auch hohe Bäume überwölbten. Es waren einige ältere Damen, größtenteils aber junge Leute, Herrn und Mädchen eine ganze Schar, mitten unter den letzteren Herr Raoul Huhn, von allen Seiten umdrängt, beweihräuchert und umschwärmt.

„Nächste Nummer!“ rief Emmy, in die Hände klatschend, während sie an Land sprang.

„Müssen wir wirklich alles sehn?“ fragte Edi.

„Es gilt die Zeit bis zum Abend totzuschlagen,“ erklärte Hilla.

Eine der älteren Damen erkundigte sich: „Was ist am Abend los?“

„Ein Fest, Onkelchen Hummer zu Ehren.“

„Ein Fest?“

„Jawohl. Zu seinem Geburtstag. Ein Trachtenfest, altvenezianisch. Wir alle wirken mit.“

„Auch Sora?“

Selbstverständlich. Sie gab die Anregung dazu, und Frau von Sikorska, die dergleichen so meisterlich ins Werk zu setzen weiß, hat die Leitung übernommen.“

„Es bleibt uns bis dahin noch eine gute Stunde,“

stellte Emmy fest. „Zeit genug, alle Genüsse auszuschöpfen, die es hier gibt."

Man ging in die Beratung ein, welcher von den zu Gebote stehenden Lustbarkeiten man sich zuwenden solle.

„Zur Wellenbahn! Zur Wellenbahn!" rieten einige.

Andere fanden das langweilig: „Ist schon gar zu abgeleiert!"

„Scheint mir auch nicht in den Stil zu passen!" gab Raoul zu bedenken.

„Schlagen Sie etwas vor, Herr Huhn!"

Er zuckte schmerzlich bewegt die Achsel: „Es müßte etwas wirklich echt Venezianisches sein!"

Einer der Herren las die Inschrift einer Tafel: „Weg zum Ulkhaus. — Das würde mich reizen," sagte er.

„Gehn wir doch ins Tanagratheater!"

„Nein, lieber ins Lachkabinett!" schlug Ella vor; „ich möchte lachen und zwar unbändig!"

Eine weißhaarige Dame sagte: „Die Teufelsküche soll empfehlenswert sein. Da wird man in einen Kessel gesteckt, macht allerhand Prozeduren durch und kommt schließlich um zwanzig Jahre verjüngt wieder heraus."

„Um Gotteswillen!" rief eines der jungen Mädchen; „da läg' ich ja plötzlich als Wickelkind da!"

„Und ich wär' überhaupt noch ungeboren!" ergänzte ein anderes.

Alle lachten. Hugo meinte: „Na, gar so angreifend wird die Kur schon nicht sein."

Raoul Huhn trocknete sich mit verzweifeltem Augenaufschlag gegen Himmel den Schweiß von der Stirn: „Das paßt doch alles nicht nach Venedig!“

„Ach, seien Sie mit den Fröhlichen froh!“ wollte eine Dame ihn trösten.

Aber Herta legte sich ernst und eifrig ins Mittel: „Bei Künstlern ist das nicht so einfach, sie kommandieren nicht Weinen und Lachen. Ihre Seele ist eine edle Amati, die nur in Seide Stimmung hält!“

„Oh, Sie verstehn mich, verehrtes Fräulein!“ atmete Raoul auf, ihre kleine weiße Hand an die Lippen führend. „Stimmung ist der Atem des Lebens, das Schwungrad, das Herzen und Sterne mystisch bewegt, wenn's genügend geschmiert wird. Das Agens, das die Monaden durchwärmt! Das Fluidum, das hier — so gänzlich fehlt! Was soll in Venedig der Jahrmarktsplunder? Stört er nicht jede Illusion?“

„Aber ohne die paar Buden und Ulke,“ meinte Emmy, „wär's in den Lagunen wohl gar zu eintönig. Man kann doch nicht ewig Gondel fahren!“

„Ich leide nun mal unter Stilwidrigkeiten,“ beharrte Huhn.

„Er leidet! Er leidet!“ tönten Rufe des Bedauerns und innigen Mitgefühls unter den Frauen und Mädchen.

„Sie bedrücken die Saiten meiner Seele wie eine dämpfende Sordine.“

„So knapp das Bild, sagt es doch viel!“

„Poetisch, wie er das wieder gibt!“

Paul, der sich über das Getue ärgerte, das die Damen mit dem Ästheten machten, reichte diesem ein Werbeheftchen.

„Hier ein gedruckter Führer durch den Vergnügungspark!"

„Was soll ich damit?"

„Wählen Sie selbst etwas Bodenständiges, damit Sie wieder in Stimmung kommen."

Mißmutig nahm Huhn das Heftchen in Empfang, blätterte darin, leuchtete auf: „Heureka! Im Palazzo Foscari lebende Plastik und Tanzkabarett!"

„Und das wäre venezianisch?" zweifelte Hugo.

Leo meinte: „In erster Linie sicher pikant."

Raoul Huhn aber belehrte sie: „Was im Palazzo Foscari vor sich geht, wirkt schon durchs Milieu organisch."

Seine Stimme gab den Ausschlag, man einigte sich endlich auf den Palazzo Foscari. Nach einem dem Führer beigegebenen Stadtplan war der Canalgrande, an dem der Palazzo lag, nicht weit von hier und nach kurzer Wanderung leicht zu Fuß erreichbar.

Angeregt schwatzend und lachend setzte sich die Gesellschaft in Bewegung.

*

Als Herr Huhn, Fräulein Herta am Arm, die den Kanal übersetzende Treppenbrücke betrat, kam Wilma Sikorska an der Seite Basils ihm entgegen, beinahe

stießen sie zusammen. In einiger Verlegenheit machte Raoul Platz, den Hut ziehend.

„Verzeihung!“

Hoheitsvoll, das Haupt nur unmerklich neigend, schritt Wilma an ihm vorbei. Erst auf dem freien Platz angelangt, machte sie halt, blickte durch ihr Lorgnon der sich entfernenden Gesellschaft nach und wendete sich zerstreuttuend an Basil: „War das nicht einst ein Verehrer von mir?“

Spottlustig verzog dieser die Mundwinkel: „Bewunderswertes Gedächtnis!“

„Au contraire! Sie sehn doch, es läßt mich im Stich!“

„Stopft man allzuviel hinein, so bekommt schließlich jeder Sack ein Loch.“

Auf Hohn von seiner Seite war sie gefaßt und gewohnt, mit der Glattheit der Gesellschaftsdame darüber hinwegzugleiten. Diesmal aber ging seine Frechheit zu weit, als daß sie sie stillschweigend hätte hinnehmen wollen. Empört und bitter verletzt zeigte sie ihm die Zähne.

„Als ob mein Herz nicht fähig wäre, hingebend und beständig zu lieben! Waren's nicht kürzlich vier volle Jahre, seit ich Friedern die Treue halte? War meine Liebe nicht sein Erzieher: Hätte er je Savoir vivre erlangt, wenn i ch ihn nicht in die Schule nahm? Ungehobelt und bäurisch, wie er damals in meine Hände kam, wär' er noch heute der schroffe, weltfremde, tölpische Träumer, der er war, — ich allein macht' ihn zum Gentleman! Aber die Männer bezahlen gerne mit des

Undanks nichtswürdiger Münze. Jetzt freilich spielt er den Grandseigneur und kann auch getrost um jede anhalten, ohne sich einen Korb zu holen. Eifersucht liegt mir im Grunde wenig, aber schändlich ist's, mich so kaltzustellen! In Männerherzen weiß ich Bescheid. Er liebt eine andere — gut! Warum nicht? Ich frage mich nur: warum so ausschließlich, als gäb's sonst keine Frauen auf der Welt?"

„Er liebt eine andere?" fragte Basil erschrocken. „Das käme mir ungelegen! Wer ist sie?"

„Bin bloß auf Vermutungen angewiesen."

Basil zuckte die Achsel.

„Es angeln nach ihm alle Mütter wie toll, leicht weiß er noch selbst nicht, nach welchem Bissen er schließlich und endlich schnappen wird."

Verstimmt und gereizt, wie sie war, argwöhnte sie Winkelzüge, ihren begründeten Verdacht von der richtigen Fährte abzulenken und im geheimen Einverständnis mit Frieder allmählich einzulullen. Unmut überwältigte sie nun vollends.

„Heuchler Sie! Schwindler! Scheinheiliger! Streuen Sie mir wieder Sand in die Augen? Weiß ich doch längst vom Rabenwald her, daß in Ihnen ein Jesuiter steckt! Suggerierten Sie damals nicht aller Welt, Sie seien einst ein Räuber gewesen? Heute steht fest, es war erlogen, jeder kennt Ihren wahren Beruf. Kinokomödiant —! Hm, auch was Rares! Salonbuschklepper für Spielhonorar! Künstler —! Ein größerer vielleicht als Huhn, aber kein Tatmensch

und kein Held! Noch nie sah ich mich bittrer enttäuscht!"

„Sie leiden unter fixen Ideen!" stellte Basil mit einer bedauernden Handbewegung fest.

„Wie begeistert glaubte ich damals an Sie!" rief sie schmerzlich bewegt.

„Und das mit Recht, meine Hand darauf!" beteuerte er, ihr die Hand hinstreckend. „Ich habe gemordet, gesengt, geraubt! Mein Ehrenwort, ich war Brigant! Ein Weglagerer, Mordbrenner, Gaudieb und Schurke!"

All seine Versicherungen, ob noch so ehrlich gemeint, blieben in den Wind gesprochen.

„Bemüh'n Sie sich nicht! Ich durchschaue Sie längst!" lehnte Wilma es ab, seine Rechte zu ergreifen. „Das ist so Ihr Stil, Ihr Parfum sozusagen: Sie lassen an sich kein gutes Haar und bezeichnen sich rein aus Snobismus als Schuft — ich kenne das, jedes Wort ist erlogen!"

Ein tiefer Seufzer hob Basils Brust.

„So geht's dem armen Milliardär in seines Geldsacks Blütenmai! Man will ihm partout nichts Schlimmes mehr glauben, er mag es anfangen, wie er nur will, sein Vorleben ist nun mal tadellos. Das macht mich manchmal ganz verzagt: mit meinen heiligsten Eiden beschwör' ich's, ein Spitzbub vom reinsten Wasser zu sein — nützt nichts, ich bleibe der Ehrenmann!"

„Sonst brüstet man sich mit edlen Taten," antwortete Wilma, sich obenauf fühlend. „Sie aber finden

es interessanter, sich schlimmer Dinge zu bezichtigen. Mich führen Sie damit nicht hinters Licht!"

Begreifend, daß ihre vorgefaßte Meinung nicht zu erschüttern sei, verzichtete Basil auf eine weitere Erwiderung und ließ den Gegenstand fallen.

„Na, halten Sie mich, wofür Sie wollen! Es ist das Vorrecht der Diplomaten: sie haben es nicht nötig zu lügen, und dürfen ruhig die Wahrheit sagen, man glaubt ihnen ohnedies kein Wort . . . Im übrigen, Gnädigste, noch eine Frage: Haben Sie mich bloß herbestellt, um mir, wie man sagt, den Kopf zu waschen?"

Frau von Sikorska besann sich. Der Grund, warum sie ihn zu einer Unterredung eingeladen hatte, war ein anderer. Um das ihr verhaßte Liebesverhältnis zu zerstören, dessen sie Friedern in Verdacht hatte, lag ihr nämlich daran, ihn in einer Vernunftsehe festzulegen. Dabei hoffte sie auf Basils Unterstützung und breitete nun offenherzig ihre Karten vor ihm aus, indem sie ihm die Pläne darlegte, durch die sie ihre Absicht zu verwirklichen gedachte.

Basil wunderte sich über die seltsame Logik, die ihr den Gedanken eingab, Friedern an eine andere hinzugeben, um ihn sich desto sicherer zu erhalten.

„Wollen Sie den Teufel durch Beelzebub austreiben?"

„Verliebt — ist er für mich verloren," antwortete sie. „Vermählt — kann alles beim alten bleiben . . . Ich wüßte mir auch eine Kandidatin, unbändig stolz, kühl bis ans Herz, und — reich! Eine glänzende Partie!"

„Dazu geb' ich gerne meinen Segen!" entschied Basil rasch. „Sie setzten mir einen Floh ins Ohr. Macht dem Jungen wirklich sein Herz zu schaffen —"

„Es macht ihm zu schaffen, verlassen Sie sich!"

„Dann ist nichts zu albern, ich traue ihm's zu! Schon einmal hätt' er fast eine gefreit — aus Liebe! und weil sie ein Kind von ihm trug! . . . Ums Geld macht sich der Laff keine Sorgen, das soll nur ich aus dem Boden stampfen. Als ob ich ein Hexenmeister wäre! Zwar hab' ich den Reichtum nicht übel verwaltet, den ihm sein blindes Glück bescherte. Im Ponholzforst qualmt und rattert heute ein Eisenwerk von viel Dutzend Schloten. Die Erde stöhnt, und die Gebirge beben von seiner Hämmer rastlosem Gedröhn — allein, man muß das Ungetüm auch füttern, es giert sein Bauch nach neuem Kapital. Kurzum, wir brauchen einen Schwiegervater. Grad' heut und hier erhoffte ich Entscheidung. Denn ich auch wüßte mir als Gattin für Frieder einen schweren Goldfisch!"

Wilma stutzte: „Am Ende meinen wir die gleiche?"

„Dann wär's geraten, daß wir uns vereinten."

„Ich denke an Sora, die geborne Hummer."

„Ich auch! Vortrefflich! Ausgezeichnet!" Hocherfreut streckte Basil ihr die Hand hin.

Feierlich schlug sie ein: „Bundesgenossen denn! Mein Plan ist fertig. Stehn Sie mir bei, so garantier' ich den Erfolg!"

„Ich bin gespannt, legen Sie los!"

Der freie Kiesplatz zwischen den Lagunen, auf dem

sie sich befanden, gehörte zu einer Gastwirtschaft, deren Aushängeschild die scherzhafte Inschrift „Trattoria delle zanzare“ trug. Die Gasttische, die eben gedeckt wurden, weil der Abend herannahte, standen mit den zugehörigen Stühlen unter den hohen Bäumen, näher der zeltartigen Weinstube. Nur eine alte, vereinzelte Silberpappel war weiter vorgeschoben, eine Rundbank umgürtete ihren mächtigen Stamm.

Auf dieser Bank nahmen die beiden Platz. Und während der Sommerabend langsam niederdämmerte und da und dort in der Ferne bunte Lichter aufflammten, begann Wilma den aufmerksam zuhörenden Basil in die Geheimnisse des von ihr ausgeheckten Anschlags einzuweihen.

*

„Die schöne Sora Hummer“, sagte sie, „liebt einen Jugendfreund, Alfred von Boldt, Weltmann und Kavalier, doch arg verschuldet, dem Spiel, dem Becher und den Weibern allzusehr ergeben, weshalb ihr Vater die Partie nicht zugibt. Boldt, hoffnungslos, den Goldfisch sich zu angeln, hat eine Liaison mit einer andern. Und ausgerechnet diese andere wieder, Filmdiva und berühmte Tänzerin, Beauté en vogue und große Dame, wünscht unser Freund, der liebeskranke Narr, trügt mich nicht alles, sich zur Frau.“

„Es wäre sein Ruin!“ warf Basil dazwischen.

„Sie dürften die Person von früher kennen, als Kollegin —?“

„Ihr Name?"

„Lia Vera."

Ingrimmig murmelte Basil zwischen den Zähnen: „Versagten sich ihm schnöde Bergfeen und Elfen, er wär' es imstand, eine Tänzerin zu freien!"

„Es trifft sich gut, daß grade Boldt sein Nebenbuhler. Der ist von je gewohnt zu siegen und läßt auf keinen Fall vom Kinostar. Wenn beide nun in Eifersucht erglühn, wird Boldt sich öffentlich zur Tänzerin bekennen und sie zu ihm, weil er als Don Juan den simplen Frieder in den Sack steckt. Ein bißchen Klugheit und Kabale, so kuppeln wir Frieder und Sora zum Paar. Verschmähte Liebe ist ein bittres Kraut: so wird der Stolz sie zueinander zwingen. Ein Fest, wie man's so glänzend selten sah, soll heute abend noch die Bombe platzen machen. Das weitre wird die Zukunft lehren."

„Ein Fest?"

„Hier im Giardino delle zanzare, Geburtstagsfeier des alten Hummer. Historische Tänze, Kostüm und so weiter. Lia Vera wird Tarantella tanzen, das bringt die Männer zur Raserei. Und besonderen Schmiß verlieh' es der Sache, stellten auch Sie Ihre Kunst zur Verfügung."

„In welcher Rolle?"

„Als Conférencier, wenn's Ihnen beliebt. Sie wären der Zaubrer, der löst und bindet, die Handlung widerspiegelnd und deichselnd, daß alles scheinbar von selbst geschieht und doch in unserm Sinne gelenkt wird."

„Nun, meinetwegen, ich will's versuchen. Es liegt mir um so mehr daran, Sora für Frieder einzufangen, als ich schon längst ihren Herrn Papa entsprechend präparieren ließ. Er spitzt die Ohren, streckt die Fühler dem Ponholzforste zu, wo ich Herrn Ehrmann-Beer, seinem Vertreter, die schönsten Potemkinschen Dörfer zeigte. Der schien befriedigt, mehr noch: überwältigt, heut mittag erst kam ich mit ihm aus Olsach an. Geläng es uns, Friedern zu Sora zu betten, wird Hummer sich um so lieber beteiligen. Es sieht sich alles viel rosiger an, wenn Familienbande das Urteil trüben, und selbst ein so eisiger Manichäer, wie Soras schwerreicher Vater es ist, wird wärmeren Herzens sein Geld investieren, gilt's eine Mitgift der einzigen Tochter . . . Wo, sagten Sie, findet das Festspiel statt?"

„Hier, im Giardino delle zanzare. Ich will Sie noch näher unterweisen. Doch lassen Sie uns im Verborgenen blühn, schon finden allmählich sich Leute ein."

Wirklich waren einige Tische in der Trattoria besetzt worden, auf den Bäumen leuchteten bunte Papierlampen wie große fremdartige Früchte auf, auch die Wege belebten sich mit Lustwandelnden, die die Abendkühle genießen wollten.

Die beiden Verschworenen erhoben sich und gingen plaudernd die breitere Wasserfläche entlang, jenseits deren man den Markusturm und ein paar Kuppelkirchen im Abendhimmelsblau schwimmen sah.

Basil fand die ihm zugeteilte Rolle nicht leicht und versuchte sich so gut wie möglich in sie einzufühlen, in-

dem er sich über alle Einzelheiten der geplanten Veranstaltung aufs genaueste unterrichten ließ. Und Wilma gab bereitwillig die gewünschten Auskünfte, beriet ihn auch in jeder Hinsicht aufs angelegentlichste, meinte aber im übrigen, ein keckes Stegreifspiel tue bei solchen Gelegenheiten oft bessere Wirkung als die peinlichste Vorbereitung.

„Haben wir nur ein bißchen Glück," schloß sie, „so mischt uns der Zufall nach Wunsch die Karten."

*

An einer andern Stelle des Vergnügungsparkes bewegte langsam und nach allen Seiten Ausschau haltend eine beleibte alte Frau sich vorwärts, trotz der Hitze mit mehreren gesteiften Röcken übereinander und einer dicken lodenen Schoßjacke bekleidet, wie eine Bäurin etwa anzuschaun, die für ein paar Tage über Land fährt.

An einer Wegkreuzung, wo einem die Wahl zwischen verschiedenen Richtungen freistand, machte sie halt und wendete sich bissig gegen einen livrierten Diener um, der ihr in einem Abstand von etwa zwanzig Schritt nachfolgte.

„Weshalb schleicht Er denn beständig hinter mir drein wie die Katze hinter der Maus?"

„Aus christlicher Nächstenliebe," antwortete der kurze dicke Loidl, denn das war der Mann in Livree.

„Aus christlicher —?"

Das Wort blieb ihr im Munde stecken, so verdattert war sie.

„Jawohl! Wenn eine Landmaus sich in die Stadt verirrt, noch dazu auf einen Rummelplatz wie dieser, so ist die Gefahr groß, daß sie nicht wieder herausfindet. Drum muß ich Obacht auf Sie geben, das fordert die Christenpflicht."

„Wüßte nicht, daß die Kohlrachin je eine Gouvernante gebraucht hätte!" erwiderte die Alte erbost. „Hat sie ohne Ihn hereingefunden, so wird sie auch ohne Ihn wieder nach Hause finden. Aber das Obachtgeben scheint schon einmal Sein Metier. Wie oft hab' ich, seit das Herrenhaus im Ponholzforst fertig dasteht, mit dem Frieder, dem Spitzbuben, ein Wörtel reden wollen! Aber da hieß es immer, es sei nicht sicher, wann er kommen würde, und ob er überhaupt kommt. Wenn ich dann aber nach dem Obergauner, dem Basil, fragte, von dem ich bestimmt wußte, daß er anwesend sei, dann gab's Ausreden über Ausreden. Immer hatte er gerade etwas zu tun, oder war soeben abgereist, oder aus sonst einem Grunde nicht zu sprechen. Ein Stacheldrahtverhau, undurchdringlich, daß es kein Herankommen gab. Wer aber stand als wachsamer Aufpasser davor aufgepflanzt wie der Engel mit dem Flammenschwert? Das war dem sauberen Halunken Basil sein sauberer Herr Haushofmeister."

„Einer Dame soll man nicht widersprechen," sagte Loidl mit ausgesuchter Höflichkeit. „Andernfalls würde ich mich verpflichtet fühlen, meinen Herrn gegen einen so unpassenden Ausdruck, wie es das Wort Halunke ist, in Schutz zu nehmen. Gegen den Titel eines Haushof-

meisters muß ich aber jedenfalls Verwahrung einlegen. Denn ihn zu führen, verbietet mir die christliche Demut."

„Ob Er Haushofmeister heißt oder bloß Hausmeister schlechtweg, gilt mir gleich. Jedenfalls lasse ich mich nicht mundtot machen und will dem Schlingel, dem Frieder, endlich meine Meinung sagen!"

„Und worin besteht diese Meinung, wenn man fragen darf?"

„Das möchte Er halt gerne wissen!" höhnte die Kohlrachin. „Vermutlich hat Er den Auftrag, mich auszuforschen."

„Er —? Wer —?" fragte Loidl.

„Er!" beharrte die Alte unwirsch.

„Ist noch einer da?" fragte er, sich nach allen Seiten umsehend. Und dann, sich besinnend: „Ah, Sie meinen mich? Von mir aus kann Sie Ihre Meinung auch bei sich behalten."

„Wer?" fragte nun ihrerseits die Kohlrachin.

„Sie!"

„Ich —? Ich will aber meine Meinung nicht bei mir behalten," kreischte sie auf; „im Gegenteil! Hinausschreien will ich es in alle vier Winde, daß das viele Gold, das der Frieder geraubt hat, nicht ihm, sondern von Rechts wegen meinem Mündel, der Vef, gehört!"

„Falsch! Der Tochter des Lattachbauern gehört es, und weil diese sagenhafte Person auf all die Aufrufe, die Basil in die ungelesensten Blätter einrückte, sich durchaus nicht melden wollte, so gehört das Geld jetzt von Rechts wegen dem Herrn Frieder."

„Erſt recht falſch! Denn die Lattachertochter iſt niemand anders als die Vef, von der ich rede. Das weiß der Baſil ſo gut wie ich, und der Frieder könnte es wenigſtens wiſſen, ließe er ſich von ſeinem geriebenen Herrn Oheim nicht mit dem Narrenſeil gängeln!"

„Schon in den zehn Geboten ſteht geſchrieben: Du ſollſt nicht falſch Zeugnis ablegen wider deinen Nächſten!"

„Es iſt kein falſches Zeugnis, ſondern die lauterſte Wahrheit. Und die lauterſte Wahrheit iſt es auch, daß der Frieder ſeine Verlobte im Stich ließ mit ihrem Kind, und daß die arme Vef zu früh niederkam in ihrem Elend . . . Genau ſo," ſchloß ſie, in Tränen ausbrechend, „wie es auch mir ergangen iſt."

„Das muß aber ſchon eine ziemliche Weile her ſein," bemerkte Loidl trocken.

„Auf der Unſchuldigen Gottsacker," fuhr die Kohlrachin, ohne auf ihn zu hören, weinend fort, „liegt es begraben, das arme Haſcherl, genau wie meines!"

Und dann, nachdem ſie die Tränen getrocknet, mit geballter Fauſt: „Das alles will ich ihm ins Geſicht ſchleudern, dem Frieder! Mitten ins Angeſicht! Deswegen bin ich da! Und daß auch er heut abend da ſein wird, das hab' ich klüglich in Erfahrung gebracht. Da gibt es dann endlich kein Ausweichen mehr und keinen Stacheldraht! Hier haben die Liſten und Ausreden ihre Grenze, und die erbärmlichen Kreaturen, die ſich mir bisher in den Weg ſtellten, ihre Macht verloren!"

„Dieſer Anwurf iſt ſo allgemein gehalten," bemerkte

Loidl kühl, „daß ich nicht verpflichtet bin, mich beleidigt zu fühlen. Damit Sie aber einsehen lernen, wie bitter unrecht Sie mir tun, will ich Ihnen aus Nächstenliebe gern behilflich sein, dem Herrn Frieder auf die Spur zu kommen."

Mißtrauisch äugte sie auf ihn hinüber, er aber trat ganz nahe an sie heran und flüsterte ihr ins Ohr: „Da drüben hab' ich ihn eben erst vorhin in einem Gartenpavillon sitzen sehn."

„Vermutlich hat Er den Auftrag, mich in die Irre zu führen?" fragte die Kohlrachin, argwöhnisch von ihm abrückend.

Loidls einfältige Miene nahm einen angestrengten Ausdruck an.

„Ich gebe zu, daß ein empfindliches Gewissen auf eine harte Probe gestellt wird, wenn es wählen soll zwischen der Pflicht, nicht zu lügen, und der Pflicht, seinem Herrn in Treuen zu dienen ... Trotzdem," beteuerte er feierlich wie ein Bekenner, „lüge ich diesmal nicht!"

„Dann geh' ich da!" entschied die Kohlrachin, höhnisch auflachend, und schlug den entgegengesetzten Weg ein, als den Loidl ihr gewiesen hatte.

Bedauernd zuckte dieser die Achsel: „Mein Herr sagt immer: Unsereins fährt noch am besten mit der Wahrheit!"

Und immer die gleiche Entfernung von etwa zwanzig Schritt hinter ihr einhaltend, folgte er bedächtig ihren Spuren.

*

Auf dem Kiesplatz vor der Trattoria delle zanzare hatte inzwischen ein lebhaftes Treiben eingesetzt. Die jungen Leute, die beim Fest mitwirken sollten, sammelten sich. Von diesem Treffpunkt aus würde man sich auf einen Wink Frau von Sikorskas gemeinsam nach einem nahen Kiosk begeben, wo die Kostüme bereit lagen, um dann in geordnetem Zug wieder auf denselben Schauplatz zurückzukehren, der als der geeignetste befunden worden.

So wenig wie bei einem Bienenschwarm, der sich sammelt, ging's ohne fröhliches Abundzu und Herundhin unter geschäftigem Geschwirr und Gesumse nicht ab. Plaudern und Gelächter stieg auf, helle Mädchenkleider flatterten durch die blausamtene Dunkelheit, aus der die Papierlampen wie Goldorangen glühten, die Lichter der Lagunen im Wasser zitterten oder gleich Wandelsternen am Bug einer in Finsternis gehüllten Barke vorüberglitten. Ein fernes Klingen lag in der Luft, schwoll an oder erstarb. Bald waren's Mandolinen, bald Lauten, bald Gesang, der sich von verliebten Lippen stahl. Die Sehnsucht jugendlicher Herzen dichtete den vorgetäuschten Zauber der südlichen Nacht zur Wirklichkeit um. Begreiflicherweise fehlte es nicht an hundertfältigem Anlaß zu Geschäker und tändelndem Liebesspiel voll Ausgelassenheit oder Gefühlsüberschwang.

Auch die Gesellschaft aus dem Palazzo Foscari hatte sich eingefunden, angeregt durch die „Lebende Plastik", deren prickelnde Reize man sich unter Raoul Huhns Anleitung als hohen Kunstgenuß eingeredet hatte. Die Heiterkeit der jungen Leute plätscherte denn auch in An-

züglichkeiten, während die älteren wie der Schöngeist selbst in der Wirtschaft Platz nahmen, von deren kleinen Tischen aus man bei Chianti und Spaghetti das bevorstehende Schauspiel am bequemsten würde mitansehn können. Noch fehlte Wilma Sikorska, die Seele des Ganzen. Ihr entgegenharrend, ward das Summen des Bienenschwarms immer ungeduldiger. Soweit sich's überblicken ließ, näherte man sich sonst der Vollzähligkeit, nachdem auch noch Sora, die Tochter des Jubilars, an der Seite des von ihr offenkundig und unbekümmert bevorzugten Herrn von Boldt zu den übrigen gestoßen war, mit freudigem Zuruf begrüßt und auch ihrerseits Freundinnen und Freunde aufs wärmste begrüßend unter aufrichtigen Dankesworten für deren Anwesenheit und Bereitwilligkeit zum Mitwirken.

„Nur Herr Frieder scheint noch zu fehlen?" wurde eine Äußerung laut.

Andre Stimmen widersprachen: Er halte sich nur abseits, launisch, wie er manchmal sein könne. Mädchen, die insgeheim ein Auge auf ihn geworfen hatten — denn er galt für eine der begehrenswertesten Partien — ergingen sich in Lästerreden: Anmaßend und hochnasig, dünke er sich was Besseres als seinesgleichen. Die Frauen hätten ihn verwöhnt, er warte förmlich darauf, daß man ihm den Hof mache.

Das Gezischel und Geflüster war von Seitenblicken nach einer der kleinen marmornen Bogenbrücken begleitet, die sich beiderseits über die den Platz begrenzenden Kanäle schwangen. Auf den ansteigenden Stufen dieser

Brücke hatte Frieder sich gelagert, in die Nacht hinauslauschend, seiner Umgebung entrückt. Schwermütige Gedanken zogen ihm durch den Sinn ...

Reichtum und großes Leben, Liebesfreuden ohne Liebe, was konnten sie der Seele schenken als Unrast und Überdruß? Ach, wie trügerisch war alles Genießen und wie unfähig, Sehnsucht zu beschwichten! Wer sich dem Genuß ergab, entsagte der nicht dem Wesen und wahren Sein? ...

„Hätt' ich meine Freiheit wieder!" seufzte er, aufs schmerzlichste bewegt.

In rätselhafter Weise, er wußte selbst nicht wie, hatte diese laue Nacht, in deren schwarzen Abgründen sich die Sterne spiegelten, weit mehr noch als die Kulisse der sehnsuchtsvollsten aller Städte, das Tiefste in ihm aufgewühlt.

Possenhaft kam ihm heute das hohle Treiben vor, in welchem er sich so lange verloren. Und wie eine Ahnung dämmerte es ihm auf, daß Weisheit und Kraft nicht aus dem Faßbaren blühen. Nur hinter Schleiern des Unbegreiflichen hervor bricht ein Hoffnungsstrahl.

Das Geklimper ferner Mandolinen schwoll zu vollerem Wohllaut. Allgemach erinnerte es ihn an das Klingen der Berge, darin der Gesang der hehren Huldinnen widerhallte. Aber es stand ihm keine himmlische Gestalt vor Augen, wenn er an die Quelle dieses Tönens dachte. Das holde Bild, längst versunken und nun in seiner unvergänglichen Schöne wieder aufscheinend, gehörte einem jungen Weibe irdischer Herkunft und floß ihm doch wie

durch ein unverstandenes Wunder mit dem Schmerzhaften Muttergottesbild in eins zusammen, das er auf dem Friedhof der Unschuldigen gesehn . . .

„Weib! . . . Mutter! . . . Geliebte! . . . Die ich hingab — wofür? Um dies nichtige Alltagsleben voll verächtlich leerem Tand!“ . . .

Wie Hochgesang der Geister klang ihm das ferne Tönen im Ohr, das leise durch die Nachtluft zitterte und aus den Tiefen eines geliebten Herzens aufzusteigen schien. Weinend warf er sich über die Stufen der Bogenbrücke, die Hände in Verzweiflung ringend: „Vef! Vef! Wie konnte ich dich verkennen! Warum habe ich dich verlassen!“

Eine kalte, höhnende Stimme an seiner Seite schreckte ihn auf: „Weshalb so elegisch? Weibernöten?“

Grimmig ballte er die Faust gegen Basil: „Unheilstifter! Könnt' ich dich erwürgen!“

„Na, mein Junge, du scheinst nicht in der rosigsten Laune,“ spottete Basil, sich unter Gelächter zurückziehend.

Er trat wieder zu den übrigen, wo Wilma, mit Jubel willkommen geheißen, inzwischen eingetroffen war. Sie wußte nicht sicher, ob es einer Vorstellung bedürfe, und wendete sich an einige junge Freundinnen: „Der Herr ist wohl allen bekannt?“

„Als Künstler natürlich!“ antwortete Emmy verbindlich.

Und Herta erkundigte sich mit unterstrichener Anteilnahme: „Kreieren Sie bald einen neuen Film?“

„Bin schon zu alt," scherzte der Befragte etwas geckisch.

Mit der überreizten Hingerissenheit, in der sie es für angemessen hielt, von Kunst zu sprechen, säuselte Herta: „Sie waren ein so waschechter Brigant!"

„Bin ich noch heute," erwiderte Basil trocken.

„Wie meinen Sie das?"

„Ich mache jetzt in Schwerindustrie."

Man lachte. Wilma aber, der es daran lag, einen Überblick über die zusammengehörigen Tanzpaare zu gewinnen, bevor man sich zur Verkleidung zurückzog, klatschte in die Hände: „Was sich liebt, das finde sich!"

Die jungen Mädchen beanspruchten für sich das Recht freier Wahl nach Gutdünken, und Frau von Sikorska wendete nichts dagegen ein. Schon bei den Proben hatte sich zusammengefunden, was zusammengehörte, sie wußte es. Nur Friedern die richtige Dame zuzuführen, wie es in ihren Plan paßte, mußte sie bedacht sein. Denn zwischen ihm und Lia Vera hatte es Spannungen gegeben, weil sie beide eifersüchtige Naturen waren. Alle übrigen konnte sie ruhig sich selbst überlassen.

Hilla ließ selbstverständlich nicht von Paul: „Wir bleiben vereint!"

„Wahl, heißt es, mache Qual?" meinte Hugo erwartungsvoll.

„In Wahrheit hat jede schon längst gewählt," erwiderte Emmy und nahm lachend seinen Arm.

Während Sora Herrn von Boldt eine große Chrys-

antheme in der gleichen hellen Fliederfarbe wie das Kostüm, das sie tragen würde, ins Knopfloch steckte, sah dieser unmutig zur Seite: „Ich weiß nicht, ob ich sie annehmen darf. Dein Vater ließ mir erst jüngst wieder sagen, sein Nein sei unabänderlich."

„Schon mancher gestrenge Papa hat nachgegeben!"

„Ich bin nicht zum Schmachten und Säuseln geschaffen, keine Bajazzo-Figur und kein Toggenburg!"

Er hatte es in einem so unwirschen Ton hervorgestoßen, daß sie stutzte.

„Du liebst eine andere!" flammte sie auf.

„Warum entflohst du nicht mit mir, wir wären längst vereint!"

„Du weißt, ich hasse Skandal und romantische Possen!"

Ein kurzes bitteres Auflachen von seiner Seite: „Gesellschaftsdame mehr als Weib!"

Empört biß sie die Zähne aufeinander. So schätzte er sie ein? Am liebsten hätte sie die Blume wieder an sich genommen. Das Aufsehen, das dabei unvermeidlich gewesen wäre, hinderte sie daran. Mitten im fröhlichen Gewühl schritten sie schweigend dahin, Groll im Herzen. Ella hatte inzwischen den Träumer an der Bogenbrücke herangeholt.

„Wo bleiben Sie, Frieder, fast scheint es, Sie dichten?"

Man neckte ihn mit der Drohung, daß er, weil nicht rechtzeitig erschienen, leer ausgehn und keine Dame mehr

bekommen würde. Er schien sich aber nicht viel draus-zumachen und ebensowenig zeigte er sich freudig erregt, als Wilma ihm zuflüsterte, obgleich er es keineswegs um sie verdient habe — denn mehr und mehr vernach-lässige er sie — so wolle sie doch Gnade vor Recht er-gehn lassen.

Abermals klatschte sie in die Hände, da stand, wie der Erde entrungen, Lia Vera in Schönheit strahlend neben ihr. Verliebt und dennoch merklich zögernd, weil sie seiner nicht ganz sicher war, schmiegte sie sich an Frie-ders Seite.

Ein Gemurmel des Beifalls erhob sich: „Das schönste Paar! Es muß das führende sein!"

Frau von Sikorska mahnte zur Eile. Der gefeiert werden sollte, Herr Hummer, sei bereits eingetroffen, hieß es, irgendwer wollte seinen Kraftwagen in einem andern Teil des Vergnügungsparks gesehn haben. So-bald man sich umgekleidet hätte, konnte das Fest begin-nen. Alles setzte sich in Bewegung.

An Frieders Arm hängend, flüsterte Lia ihm zu: „Und liebst du mich auch von ganzem Herzen und wirst mich immer lieben?"

„Erst jetzt so ganz!"

Eine merkbare Verwandlung war mit ihm vorge-gangen, die frühere Gleichgültigkeit einer sichtlichen Erschütterung gewichen. Er ließ die Tänzerin nicht mehr aus dem Auge, verzehrte sie mit seinen Blicken. Sie spürte es, und beseligt aufleuchtend, steckte sie ihm eine goldne Chrysantheme an die Brust. So goldig

war die Farbe des Kostüms, das sie beim Tanzen tragen würde.

Fast schien es aber, als wolle Frieder einen gewissen Abstand aufrechterhalten und betonen. Mit der Grausamkeit des Mannes, dessen Herz eigentlich anderswo gebunden ist, sagte er, in ihren Anblick verloren: „Du gleichst einer andern, nie früher bemerkt' ich's!"

„Bin ich nicht einzig und schön wie keine?" fragte sie enttäuscht.

„Laß mich in deinen Armen vergessen, daß ich jene verlor, um die ich immerdar traure."

In ihrer flammenden Leidenschaftlichkeit preßte sie seinen Arm, daß es schmerzte. Tränen traten ihr in die Augen.

„So liebst du in mir nur die andre?"

Es gelang ihm nicht ganz leicht, sie zu beschwichtigen. Ebenso wie bei Sora geschah's nur um der Leute willen, daß sie sich nicht von ihm löste und ihn stehen ließ. Als sie im Gedränge der abziehenden Paare zufällig an Boldt streifte, der Sora führte, flüsterte dieser ihr zu: „Einzig schön im Weinen wie im Lachen!"

Sie leuchtete auf und warf ihm einen dankerfüllten Blick zu.

„Darf ich bitten?" forderte Frieder schroff, sie an Boldt vorbeiführend.

Die beiden jungen Männer maßen einander mit feindseligen Blicken.

*

Kaum war der Kiesplatz vor der Trattoria frei geworden, als zwei ältere Herrn, angelegentlich miteinander redend, sich näherten: Direktor Hummer — kahl, mit gerötetem Gesicht, Lippen und Kinn glatt rasiert zwischen schneeweißen Bartkoteletten, wohlbeleibt, im schwarzen Rock, den er, wenn er die Stadt nicht verließ, niemals durch ein bequemeres Kleidungsstück zu ersetzen pflegte; sein Teilhaber und Berater Ehrmann-Beer, ein kleiner, hagerer, bartloser Mann mit Brille, dessen Beweglichkeit zu der fast schwerfälligen Ruhe des andern in auffallendem Gegensatz stand. Unter der großen Silberpappel machten die beiden einen Augenblick halt.

„Geschäft ist Geschäft," sagte Hummer. „Ich muß Sie, lieber Kommerzialrat, um einen schriftlichen Bericht bitten."

„Selbstverständlich, ein solcher ist schon dem Konzern gegenüber erforderlich. Hab' ihn auch bereits" — er legte die Hand auf die linke Brusttasche — „in die Maschine diktiert."

Basil, der sich mit der übrigen Gesellschaft entfernt, aber zufällig zurückblickend die beiden Herrn hatte ankommen sehn, war rasch umgekehrt und näherte sich grüßend dem hohen Baum.

„Mein Führer durchs Reich der hundert Schlote," stellte Beer verbindlich vor.

„Zu gütig, es sind höchstens ein paar Dutzend," wendete Basil bescheiden ein.

„Freut mich außerordentlich, Herr Präsident," sagte Hummer mit der gleichen selbstgefälligen und etwas ge-

ringschätzigen Unbewegtheit in Ton und Ausdruck, als hätt' er gesagt: „Bedaure sehr!“ Und ohne die Miene zu verändern, fügte er hinzu: „Über die richtige Schornsteinquote wird mich ja die vom Herrn Kommerzialrat verfaßte Betriebspartitur unterrichten.“

Mit aufgerissenem Mund lachte Basil heraus wie ein Neger, unnatürlich schallend und übertrieben. Und während er dachte: „Schmeicheleien kann man nie dick genug auftragen,“ rief er begeistert ein übers andremal: „Ausgezeichnet! Geistreich! Witzig!“

„Jawohl! Mich machen nur Zahlen kirre!“ sagte Hummer mit protzigem Behagen. „Erster Blick trügt oft. Atmen heißt für den Kaufmann kritisch prüfen.“

„Sehr richtig!“ stimmte Basil, scheinbar hingerissen, zu. „Genie ist die Kunst, sich vorzusehn!“

Ein Lächeln der Eitelkeit glitt über Hummers Züge.

„Es freut mich, daß wir so innig harmonieren. Und allerdings gibt es Leute, die behaupten — gegen üble Nachrede ist ja niemand gefeit — ich sei in geschäftlichen Dingen etwas wie ein Genie.“

„Um so wertvoller wäre es für die Ponholzwerke,“ antwortete Basil mit verbindlicher Verbeugung ... Er unterbrach sich. „Aber es liegt mir fern, vorzugreifen, und ich will auch die Unterredung nicht länger stören. Darf ich die Herrn zu dem für Sie reservierten Platz geleiten?“

Unter den Tischen in der Gastwirtschaft stand in der ersten Reihe ein mit Blumen reich geschmückter. Zu diesem führte der Herr Präsident die beiden Festgäste

und nötigte sie niederzusitzen, worauf er sich mit der Entschuldigung, es rufe ihn die Pflicht, taktvoll zurückzog, um Wilma und ihren Leuten in der gleichen Richtung, die diese eingeschlagen hatten, zu folgen.

„Ein einsichtsvoller, ein scharmanter Mann!“ stellte Hummer fest.

„Er hat etwas von einem — Künstler, möchte ich sagen, der er früher auch gewesen sein soll.“

„Und der eigentliche Besitzer der Eisenwerke, jener einnehmende junge Mann, der in der Gesellschaft meiner Tochter verkehrt, ist sein Neffe?“

„Wenigstens gilt er dafür.“

„Gilt nur?“

„Im Vertrauen, Herr Generaldirektor, — denn ich mußte dem angeblichen Oheim mein Wort verpfänden, es für mich zu behalten — er soll der natürliche Sohn eines Erzherzogs sein — eines abgesägten natürlich.“

„Was Sie nicht sagen, Herr Kommerzialrat! Und der Oheim oder — Präsident der Ponholzwerke?“

„Ursprünglich Prinzenerzieher. Jetzt, da der junge Herr großjährig ist, dessen Privatsekretär, Berater, Geschäftsführer, Vertrauensmann. Soll übrigens selbst von hohem Adel sein und es nur aus dem Grunde verheimlichen, um mit der Arbeiterbevölkerung im Ponholzforst leichter auf gewissermaßen kameradschaftlichem Fuß verkehren zu können.“

„Was Sie nicht sagen! Also gar aus fürstlichem Blut?“

„Ja, denken Sie mal an! Und so erklären sich auch die unermeßlichen Reichtümer."

Der Kellner brachte eine strohumflochtene Flasche und goß die Gläser voll. Herr Hummer nippte, wiegte begutachtend den Kopf, leerte entschlossen das Glas und stellte es hin. Er beugte sich jetzt ganz nahe zu seinem Gesellschafter vor, denn die Gastwirtschaft hatte sich gefüllt, alle Tische in der Nähe waren besetzt, ein lebhaftes Durcheinander von Stimmen nötigte zu lauterem Sprechen.

„Hören Sie, lieber Kommerzialrat, Sie sprechen von unermeßlichen Reichtümern. Wozu suchen die Leute dann Kapital?"

„Muß ich das einem Fachmann wie Ihnen erst erklären? Denken Sie mal an, vor drei, vier Jahren gab es in jenem weltverlorenen Waldwinkel noch nichts als Wald und wieder Wald. Heute qualmen dort — nicht hundert, das war eine scherzhafte Hyperbel der Höflichkeit halber — aber gut dreißig oder mehr Schlote. Dieses ganze Riesenunternehmen ist bisher fast ausschließlich aus dem Privatvermögen des Prinzen — ich meine Herrn Frieder — gespeist worden. Welchem Nabob ginge dabei nicht der Atem aus! Dazu kommt, daß anfangs vorwiegend auf Gold geschürft wurde, was zugegebenermaßen verlustbringend war."

„Auf Gold?" fragte Hummer überrascht. „Was Sie nicht sagen! Gibt es dort ein Goldvorkommen?"

„Reichlich sogar! Und doch zu wenig, um einen Ab-

bau einträglich zu machen. Roter Spateisenstein ist mir lieber als rotes Gold."

„Mir auch. So wie mir schwarze Diamanten lieber sind als weiße."

„Und nun denken Sie mal an, Herr Generaldirektor! Der rote Eisenstein steht dort ganze Berge hoch zutage! Das geologische Gutachten ist dem Exposé beigeheftet."

Er zog das Schriftstück aus der Tasche und überreichte es. Gespannt nahm Hummer es in Empfang und blätterte darin, mit fabelhafter Gewandtheit in unglaublich wenig Augenblicken die wichtigsten Tatsachen und ausschlaggebendsten Zahlen herauspickend. Der Kellner stellte ein leckeres Gericht Scampi vor ihn hin, befriedigt steckte er den Akt zu sich und machte sich übers Essen her.

„Das Erzlager scheint ja fast unerschöpflich," sagte er. „Ich frage mich nur: wohin mit all dem Eisen?"

„Wenn der nächste große Krieg ausbricht —"

„Ja — dann! Das wär' freilich ein Haupttreffer. Aber wer kann sich darauf verlassen? Für eine Zeitlang, fürcht' ich, ist Europa gewitzt."

„Möglich. Aber irgendwo sonst in der Welt gibt's immer Krieg."

„Das wäre allerdings eine Hoffnung," sagte Hummer und hob das Glas. „Na, prost!"

„Prost, Herr Generaldirektor! Hoffen wir das Beste!"

Sie stießen an.

„Ein guter Tropfen!“ meinte Hummer, setzte noch einmal an und trank aus ... „Der Sohn eines Erzherzogs, sagen Sie? ... Man sieht ihm die vornehme Rasse auch an.“

„Herr Generaldirektor —?“

„Nun?“

„Der wäre etwas für Fräulein Sora.“

„Kommt Zeit, kommt Rat. Na, noch einmal: Prost!“

*

In diesem Augenblick sahen Hummer und Ehrmann-Beer einander an und lauschten. Von einem der Kanäle her hatte Musik von Lauten, Theorben, Bratschen und Geigen eingesetzt.

Den Gondeln, die dort anlegten, entstiegen Gestalten aus verschollenen Zeiten, vornehme Venezianer und Venezianerinnen, wie sie vor fünf- oder sechshundert Jahren zwischen den Lagunen gewandelt haben mochten. In langem Zuge, eine Folge von Tanzschritten einhaltend, die man einst die Pavane genannt hatte, bewegten sie sich Paar für Paar über den freien Platz dahin, Herrn Hummer, wie sie an ihm vorbeikamen, der Reihe nach mit zierlicher Riverenza begrüßend. Und noch einmal die Runde um den großen Baum machend, der gleichsam die Achse der sich entfaltenden Bewegung war, stimmten sie vierstimmig ein altüberliefertes Reigenlied an:

„Belle qui tiens ma vie
Captive sous tes yeulx
Qui m'as l'âme ravie
D'un soubriz gracieux
Viens tôt me secourir
Ou me fauldra mourir."

Mit Umsicht war es so vorausberechnet, daß zugleich mit dem Verklingen des Liedes die Tanzpaare in der beabsichtigten Anordnung einander gegenüberstanden, und zwar als vorderste und erste Paare in der Reihe Boldt mit Sora links, Frieder mit Lia Vera rechts. Sora trug ein prachtvolles hellfliederfarbenes Kostüm, ihr Ritter war mit einer ausnehmend großen Chrysantheme von derselben Farbe geschmückt, während die Blume, die Friedern am Wams stak, goldigbronzefarben leuchtete, genau dem phantasievollen Tanzkleid entsprechend, das Lia Veras Reize nicht allzu ängstlich verhüllte. Lauter setzte von den Gondeln her die Musik ein, die während des Gesanges hinter die menschlichen Stimmen zurückgetreten war. So tanzten die in altvenezianische Tracht gekleideten schönen jungen Leute und Mädchen den alten Tanz der Mignotta mit Continenza, Ripresa, Tour de main, Volta del giocoso und wie die Figuren, Schwenkungen und Schnörkel alle heißen mochten. Es war ein entzückendes, farbenreiches Bild, das sich vor den Augen der Zuschauer entfaltete und aus den einzelnen bunten Bestandteilen immer wieder zu einer kaleidoskopisch wechselnden Gesamtheit zu-

sammenschoß. Und die Bewegung der Gestalten hatte etwas so Abgemessenes und Formgebundenes, daß jede Willkür aufgehoben schien und manchmal der Eindruck überwog, als habe man eines jener in früheren Zeitaltern beliebten mechanischen Theater vor sich, wo entsprechend herausgeputzte hölzerne Puppen durch ein Räder- und Triebwerk so pünktlich und natürlich gelenkt wurden, daß man sie für lebend hätte halten mögen.

„Prächtiger Anblick! Reizvolles Bild!" rief Hummer von seinem Platz aus.

„Und alles zweifellos echt venezianisch!" äußerte sich anerkennend Herr Huhn, der inmitten einer Schar Damen ebenfalls in der Gastwirtschaft saß.

Die übrigen Zuseher mochten das Bedürfnis fühlen, die zustimmenden Urteile zu bestätigen. Ein lebhaftes und anhaltendes Klatschen belohnte die Mitwirkenden für die Fülle von Schönheit, die sie freigebig darboten, ohne sie mitgenießen zu können.

Inzwischen hatte nach Beendigung der rhythmisch abwechselnden und figurenreichen Mignotta, die vielleicht eine frühe Stufe des Menuetts war, der blühende Strauß prächtiger Kostüme sich aufgelöst und fächerförmig um die Mitte ausgebreitet, jedoch in der Weise, daß Herrn Hummer der freie Überblick von seinem Platz aus stets gewahrt blieb. Die bereits erwähnten marmornen Bogenbrücken beiderseits bildeten gewissermaßen die äußersten Flügel dieser Anordnung, auf denen die beiden führenden Paare in ihren prunkvoll schimmernden Trachten als Kontrapunkte der rau-

schenden Farbensymphonie einander die Waage hielten. Und zwar hatte auf den ansteigenden Stufen der einen Brücke, auf der er vorhin in die Nacht hinausgelauscht, Frieder mit Lia Vera sich gelagert, auf denen der gegenüberliegenden Herr von Boldt mit Sora Hummer.

Die ringförmige Bank, die um den Stamm des mächtigen Baumes in der Mitte herumlief, war bis dahin leer geblieben. Plötzlich stand auf ihr eine hagere Gestalt in mohnroter Tracht, mit beherrschender Gebärde Aufmerksamkeit heischend: Basil, wie ein höllischer Schalksnarr anzusehn. Von seiner überragenden Warte aus sprach er:

„Die erste Abteilung war rein historisch,
Doch führen wir noch so manches im Schild.
Was nachfolgt, deute man mehr allegorisch,
Als Gleichnis, Parabel und Spiegelbild.
Denn menschlicher Sinne verängstigte Wirren
Und menschlichen Herzens sehnsüchtigste Lieder,
Blindeste Leidenschaft, glühendstes Irren
Spiegelt die Tarantella wider."

Ein Gemurmel der Spannung lief durch die Zuschauer: „Wer wird sie tanzen? Wer wagt sich daran?"

Der Name Lia Vera flog von Mund zu Mund. Aller Blicke richteten sich auf sie.

Raoul Huhn wurde lehrhaft: „Ein Spiel, das sich deuten läßt, ist immer poëtisch und alles Poëtische stets willkommen."

Lia Vera indessen, an Frieders Seite auf die Brückentreppe hingelegert, flüsterte knapp an dessen Wange: „Noch einmal sag es mir: Liebst du mich? Nur mich? Und gradeso, wie ich bin?“

„Unterpfand sei'n dir die Angebinde, deren ich dir in Fülle schenkte.“

„Gold und Juwelen genügen mir nicht, mich verlangt nach der Bürgschaft des Herzens.“

„Erkühnst du dich, mich ins Verhör zu nehmen?“ brauste Frieder auf. „So weigre ich dir die Antwort!“

„Dann liebst du in mir, wie du vorhin gestandst, eine andre, die du beweinst?“

„Wenn du es durchaus wissen willst, es ist so, wie du sagst.“

Basil, von seinem erhöhten Standpunkt, merkte, daß etwas nicht in Ordnung sei, er klatschte in die Hände: „Wo stockt's? Wir harren der Augenweide, die Lias Tanz uns verspricht!“

Da raffte die Tänzerin entschlossen sich auf. Sie trat in den freien Raum, den die Kostümierten halbrings um die Zuschauerschaft einschlossen. Ihre Bewegungen, die von vollendetem Wohlklang waren, drückten eine an Trostlosigkeit grenzende Schwermut, wo nicht wilde Verzweiflung aus. So begann sie, einem Tamburin, das sie mit unnachahmlicher Anmut handhabte, dumpfe Trauertöne entlockend, die Tragödie des durch den Stich der Tarantel liebestoll gewordenen Herzens darzustellen. Und der scharlachrote Schalksnarr begleitete ihre Stimmungen und Erlebnisse mit Glossen, die ihre künstleri-

schen Absichten vermutlich hätten andeuten sollen, sie in Wahrheit aber eher verzerrten.

„Der Tanz ist ein verstecktes Liebesspiel:
Die Scham verhüllt des Herzens freie Regung.
Geheime Leidenschaft, durch Zwang und Stil
Beengt, wirft sich auf rhythmische Bewegung.
Ihr meint, es sei der Stich der giftigen Spinne,
Was sie der Lust und Freudigkeit beraubt?
In Wahrheit seht ihr, wie der Durst der Sinne
Aus heißem Blut nach Kühlung lechzt und schnaubt.
Schuldlos kam in Verruf der Skorpion,
In Schwermut stürzten sie verruchte Triebe.
Und dies nennt dann — fast klingt es wie ein Hohn —
Das Heuchlervolk der Menschen: Liebe!"

Das Taktmaß wechselte, der beflügelte Puls neuaufflackernden Verlangens belebte die Ränie. Es war, als fände die Tänzerin allmählich sich selbst wieder, als erwachte sie. Ihre Glieder lösten sich aus dem Banne des Trübsinns und der Trauerstimmung. Mehr und mehr wurden sie zu freieren Bewegungen hingerissen. Und manches Tasten nach einem kühneren Herzschlag schien wiederkehrende Lebensfreude anzukündigen. Von teuflischer Laune beschwingt, fuhr Basil fort:

„Seht, wie sich's bessert! Wundertätige Weisen
Durchdringen sie mit Leben, heilen sie!
Den Trübsinn wirft sie bald zum alten Eisen,
Zersprengt die Ketten der Melancholie.

Schon regen frecher sich die schlanken Beine,
Das Herz faßt Mut, sich brünstig zu enthüllen!
Es ist natürlich und das Allgemeine:
Geheime Lüsternheit will sich erfüllen.
Heißes Verlangen, wie's am süßen Klang
Sich mehr und mehr zur Leidenschaft entzündet,
Das lockt und girrt in Sprung und Schwung und Schwang,
Scheinbar ein Tanz nur, der doch Wahrheit kündet.
Schon prickelt es wie Schaumwein in den Nerven,
Das Schleichegift der Liebe, das sie lähmte:
Bald wird sie buhlerisch, die eben sich noch schämte,
Dem liebsten Manne an die Brust sich werfen."

Die Musik wurde aufstachelnder, sie hatte sich der Tänzerin völlig bemächtigt. Die Schwenkungen ihrer Glieder, das Beben ihres Leibes, gaben sich mehr und mehr einem offenen Bekenntnis sieghafter Liebeslust hin. Um das zurückgeworfene Haupt flog wie Schlangen der Meduse das gelöste Haar. In jeder Bewegung offenbarte sich wollüstige Besinnungslosigkeit, die unter dem Girren und Stöhnen des Tamburins in einen wahren Wirbel von Liebeswahnsinn ausartete. Aus dem Tanz war ein mänadisches Rasen geworden. Und befeuernd wie die Peitsche des Zirkusstallmeisters knallten die Verse des roten Teufels in ihre Erregung:

„Noch schwankt sie unentschlossen, lüstern-züchtig,
Zwischen den Zwei'n, die ihren Sinn betören.
Am liebsten würde beiden sie gehören,

Doch Männerherz ist eng und eifersüchtig.
Zum Schluß wird sie sich doch entscheiden müssen,
Ob Weib auch und die schönste der Mänaden,
Die ganze Welt zugleich kann sie nicht küssen,
Die Treue ist der Liebe roter Faden.
Und rote Lippen, die sich willig finden,
Kann man in jedem Fall nur paarweis zählen . . .
Die Rhythmen peitschen, und die Sinne zünden,
Es bleibt nichts übrig, als nach Lust zu wählen.
So setzt nun die am Liebesgift Erkrankte,
Weil anders wohl der blinde Zufall paarte,
Als ihre heiße Brunst es sich verlangte,
Den Rest von Scham noch auf die letzte Karte.
Ein unterdrückter Schrei: Ich bin die Deine!
O nimm mich warm in deine Arm' und Beine!"

Basils Worte strahlten eine solche Kraft der Verführung aus, daß sie aufgehört hatten, erläuternder Text zu sein, und sich zum Zwangswillen aufreckten. Im rasenden Umschwung des Tanzes hatte Lia Vera sich der Stufenbrücke links genähert. Jetzt warf sie Boldt eine Kußhand zu und sank erschöpft zu seinen Füßen in den Sand. In diesem Augenblick sprang Basil, von dem viele nicht recht wußten, ob er eine in der Festordnung vorgesehene Nummer oder eine blutig höhnende Stegreifdichtung zum besten gegeben habe, mit wildjauchzendem Aufschrei von der Bank und stand hochaufgerichtet neben der regungslos Hingestreckten. Böswillig frohlockend wie ein richtiger Teufel, die Hand über die ohnmächtig auf

dem Boden liegende Tänzerin ausstreckend, setzte er mit erhobener Stimme den Schlußpunkt unter seine Paraphrase:

„Im mutigen Bekenntnis unumwunden
Hat die Verliebte nun sich selbst gefunden!
Tanzschritte führten sie ans Liebesziel.
War's Ernst und Leben? War's ein loses Spiel?
Erschöpfte Leidenschaft senkt sie in Schlummer.
Wenn sie erwacht, ist sie vom Wahn geheilt,
Vom Spinnenbiß der idealen Liebe,
Die gerne schmachtet und im Himmel weilt
Und nichts erreicht als aussichtslosen Kummer.
Und so gesundet, folgt sie ihrem Triebe
Und bringt auf dem der Lust geweihten Altar
Das Freudenopfer ihrer Sinne dar!"

Schon die ganze Zeit, während deren Lia sich der Seite näherte, wo Herr von Boldt saß, hatte Frieder an sich halten müssen. Als nun die Tänzerin sich so offen zu dem andern bekannte, den er irgendwie als Gegner empfand, war er einen Augenblick starr gewesen, dann wie ein Rasender aufgesprungen und über den freien Platz zu der gegenüberliegenden Brücke gestürmt. Roh packte er Lia am Arm und versuchte sie emporzuzerren: „Metze! Wagst du es, meiner zu spotten?"

Das junge Weib, durch den Gewaltgriff rasch zu sich gekommen — vielleicht hatte sie die Ohnmacht auch bloß gespielt — suchte ihr Heil in der Flucht. Frieders Augen rollten so wütend, daß sie sich vor ihm fürchtete.

Hals über Kopf sprang sie die Brückenstufen hinauf, Schutz hinter Boldt suchend, welcher jäh auffahrend mit einer fast unwillkürlichen Bewegung den Degen aus der Scheide gerissen hatte.

„Die Dame steht unter meinem Schutz!“ knirschte er, mit zusammengebissenen Zähnen auf Frieder eindringend.

Dieser, vorerst ein paar Schritte vor dem Angriff zurückweichend, zog ebenfalls. Erbittert fochten sie miteinander, beide zwar nach Regeln der Kunst, aber ohne Schonung. Plötzlich loderte wie eine Flamme der rote Teufel aus der Erde, fast blendend in seiner Grelle, daß sie beide zurückprallten. Und im Nu war er auch schon wieder verschwunden, niemand wußte wohin. Was war geschehn? Hatte er mit seinem Flederwisch eine Volte zwischen die Kämpfenden geschlagen? Boldts Klinge klirrte zu Boden. Da stieß Frieder die seinige in die Scheide, riß sich die goldne Chrysantheme, die Lias Farben trug, von der Brust und warf sie auf die Erde.

„So folge die Blume der lockeren Schönen!“

Mit rascher Bewegung hob Herr von Boldt zugleich mit seinem Degen die goldigglühende Chrysantheme vom Boden auf und steckte sie neben die fliederfarbene, die er von Sora empfangen hatte, an sein Wams. In seiner Wut wollte er hierauf abermals auf Frieder eindringen. Aber schon war Sora ihm in den Arm gefallen. Mit einem raschen Griff riß sie die Blume, die ihre Farben trug von seiner Brust und warf sie an derselben Stelle zu Boden, wo eben noch Frieders Chrysantheme gelegen.

„Geschändete Farben in Staub und Schmutz!“

Ganz nahe standen Frieder und Sora einander gegenüber. Ihr sonst so stolzer und unnahbarer Blick flatterte wie ein hilfesuchendes Vöglein zu ihm hinüber. Hierdurch gleichsam beschworen, beugte er sich zu Boden und hob die Blume, die Soras Farben trug, aus dem Staub. Tief versenkten sich ihre Augen ineinander. Und so, auf rätselhafte Weise zugleich bannend und gebannt, befestigte er die fliederfarbene Chrysantheme an seiner Brust.

*

Diese Vorgänge hatten sich Schlag auf Schlag, innerhalb weniger Augenblicke und jedenfalls in viel kürzerer Zeit abgespielt, als sie sich erzählen lassen. Ihr Ergebnis bestand darin, daß nunmehr Boldt das Goldgelb von Lia Veras, Frieder die Fliederfarbe von Soras Kleid in Gestalt einer Blume am Wams trug, und beide Paare sich auch den Farben entsprechend aneinanderhielten. Anders, als ursprünglicher Wille und Absicht es geplant, hatte der Zusammenschluß sich vollzogen. Alle vier empfanden darin etwas Schicksalhaftes.

Frau von Sikorska, die in Hummers Nähe in der ersten Reihe der Zuschauer saß, hatte den Eindruck einer erreichten Stufe. Mehr ließ sich im Augenblick nicht tun, das Weitere mußte von selbst kommen. Und es würde kommen, ihr fehlte es nicht an Zuversicht. Nach ihrer Meinung war es nun an der Zeit, abzublasen. Sie sah sich nach Basil um, konnte ihn aber nirgends entdecken.

Der rote Teufel war verschwunden, ohne auch nur einen Schwefelgeruch hinterlassen zu haben. Sie mußte sich entschließen, die Zügel selbst zu ergreifen, und klatschte in die Hände: „Pavane!“

Die Musik, die die ganze Zeit her eine ausgleichende und überleitende Unterlage für die vor den Augen der Zuschauer sich abwickelnden Vorgänge abgegeben hatte, ging nun in dieselbe Weise über, mit der das Spiel begonnen hatte. Wie eingangs ordnete sich ein Zug von Paaren, der sich an Hummer vorbei gegen die Gondeln bewegte. Auch Boldt mit Lia folgte. Frieder, dessen Beziehungen zu Sora bis dahin nur entfernte und eher kühle als herzliche gewesen waren, zögerte einen Augenblick. Nicht gerade Abneigung, eher vielleicht eine gewisse Unbeholfenheit, die ihm gelegentlich noch anhaftete, machte ihn bedenklich, ob er sie nunmehr als seine Dame zu betrachten habe. Bald aber begriff er, daß es das Natürliche und einzig Mögliche sei. Und als Sora mit einem fast demütigen Neigen des Hauptes seinen Arm annahm und ein Aufatmen der Erleichterung ihre Züge zu entspannen schien, gewährte ihm dies eine gewisse Genugtuung, er fühlte sich ihr angenähert und fast etwas wie Neigung für sie erwachen.

Als letztes Paar schlossen sie sich dem Zuge an. Da sie an Herrn Hummer vorüberkamen, nahm Sora Gelegenheit, dem alten Herrn ihren neuen Ritter vorzustellen. Mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit schüttelte dieser Friedern die Hand.

„Freut mich außerordentlich und ganz besonders.

Meinte schon fast, gute Lebensart sei aus der Mode gekommen."

„Ich bin dem Herrn zu Dank verpflichtet," stimmte Sora bei.

Ihr großes kaltes Auge erwärmte sich ein ganz klein wenig. So schön gewachsen das reife Mädchen war, es mußte aufwärts blicken, um Frieders Augen zu begegnen.

Er lehnte selbstverständlich ab: „Zu Dank —? Vielleicht hatte meines Oheims Satanslaune das Gute, daß wir beide, das gnädige Fräulein und ich, gleichzeitig erkannten, an wessen Seite wir n i c h t gehören."

Das war reichlich zurückhaltend. Dennoch sagte der Alte beim Abschied sehr warm und dringlich: „Ich hoffe, Sie schenken uns bald die Ehre in unserm Hause!"

Die Zuschauer und Gäste in der Wirtschaft hatten sich zu zerstreuen begonnen. Als Herr Ehrmann-Beer zufällig in Frau von Sikorskas Nähe geriet, flüsterte er ihr zu: „Ich kaufe morgen Ponholzaktien."

„Beteiligen Sie mich, bitte, ich halte mit!" gab sie ebenso leise zurück.

Und sich an Herrn Hummer wendend und Friedern nachblickend, der Sora gegen den Landungsplatz führte: „Ein reizendes Paar, das als letztes schreitet!"

„Ein Bild zum Malen!" bestätigte er mit dem Lächeln der Eitelkeit.

Überhaupt zeigte er sich entzückt von allem Gesehnen und Genossenen. Er konnte gar nicht genug Worte der Anerkennung und des Dankes finden.

„Mir war es von besonderem Wert," sagte er, „in

Herrn Frieder, an deſſen Geſchäftsunternehmungen mich zu beteiligen ich eben im Begriff ſtehe, auch menſchlich einen ſo vortrefflichen jungen Mann kennenzulernen."

Baſil, überraſchend ſchnell umgekleidet und wieder im eleganten Straßenanzug, ſtieß zu ihnen. Scherzend und ihn ein wenig aufziehend, kam der alte Herr auf ſeine ſchauſpieleriſche Leiſtung zu ſprechen.

„Ich hatte allerdings ſchon gehört, Herr Präſident, daß ein Künſtler in Ihnen ſteckt. Ein bißchen ſtarker Tabak war's, ha, ha, aber witzig, wirklich ſehr witzig, das muß ich zugeben. Sie hatten faſt etwas von einem Mephiſto an ſich. Die Tänzerin indeſſen durchſchauten Sie ganz richtig, die hat ja wohl nicht ſo ſehr ihre Rolle als ſich ſelbſt geſpielt? Dasſelbe läßt ſich von Herrn von Boldt ſagen, den ich ſchon länger kenne, und über deſſen wahren Charakter ich auch heute nichts Neues erfuhr."

Im übrigen äußerte er ſich auch Baſil gegenüber ausnehmend ſchmeichelhaft über deſſen Neffen, der die durch die Zügelloſigkeit Lia Veras geſchaffene peinliche Lage ſo taktvoll und ritterlich überwunden habe. Und er ſchloß mit der Bitte, der „Herr Präſident" möge ihn ſo bald wie möglich in ſeinem Büro aufſuchen, um das Nähere über ſeine Beteiligung an der Ponholz A. G. mit ihm zu vereinbaren.

Baſil und Wilma tauſchten einen einverſtändlichen Blick miteinander.

„Das deichſelten Sie virtuos!" flüſterte ſie ihm zu.

Er lachte. „Wie Puppen an Drähten, ſo ließen ſie

sich lenken. Und die Leute, ich wette, nahmen alles für Spiel."

Daß er sich hierin nicht täuschte, sollte sogleich durch Raoul Huhn bestätigt werden, der das Bedürfnis fühlte, ebenfalls seinen Senf dazuzugeben.

„Sie waren glänzend und wahrhaft satanisch!" sagte er in blaublütigem Tonfall. Und mit einer Art von schmachtender Verzücktheit fügte er hinzu: „Herr Boldt und Ihr Neffe spielten feudal!"

„Fast glaubte man an einen wirklichen Zwist!" spottete Wilma, ein Lachen verbeißend.

„Das ist eben Kunst: Daß Unwirkliches wahr scheint."

„Sehr richtig!" verulkte ihn Basil. „Und die ahnungslos Mitspielenden sind oft die echtesten Künstler. Das sahn wir schon damals im Rabenwald."

Er war von der Echtheit seiner Künstlerschaft so durchdrungen, daß er die Stichelei nicht merkte und die hohe Anerkennung, die er herauszuhören glaubte, befriedigt einsteckte.

Nach ihrem Abgang vom Schauplatz des Festspiels hatten Frieder und Sora einen Augenblick verziehen müssen, ehe sie Platz in einer Gondel fanden. Noch standen sie wartend am Rande des Kanals, als Geschrei sich erhob. Die Kohlrachin, von Loidl gefolgt, der sie vergeblich zurückzuhalten suchte, hatte sich über eine der kleinen Brücken genähert und Friedern erspäht.

„Da ist er! Ich kenn' ihn trotz Maskerade! Wo hat er das Gold, das der Vef gehört?" Und nun auch Sora

erblickend, kreischte sie auf: „Ei, hält er es jetzt mit dieser Person! Ist's nicht genug, daß er *Eine* verführte?"

Der Auftritt konnte leicht Staub aufwirbeln. Basil erkannte die Notwendigkeit, rasch Wandel zu schaffen. Im Befehlston wendete er sich an Loidl: „Wahnsinnsausbruch! Polizei verständigen!"

Die Kohlrachin, in Frieders Nähe strebend, woran aber Loidl sie mit Erfolg zu hindern wußte, schrie aus Leibeskräften: „Find' ich dich endlich? Hab' ich dich, Bube? Sollst mir so leicht nicht wieder entwischen! Wie ein Blutegel saug' ich mich an dir fest! Wie eine Klette kleb' ich an deinen Kleidern! Und schreie, so laut ich nur schreien kann: Zurück gib das unrechte Gut, das du raubtest!"

Basil überschrie sie noch: „Schweige Sie still, Sie übergeschnappte und schiefgewickelte alte Waben!"

Da zeterte sie aber nur noch um so wütender los: „Ja, das wäre euch freilich recht! Mundtot wollt ihr mich gerne machen! Aber solange in mir ein Hauch . . ."

Die Stimme erstarb ihr. Zwei Schutzleute, von Loidl mit Vorbedacht schon früher gedungen und nun auf seinen Wink herbeistürzend, hatten sich ihrer bemächtigt, legten ihr Handschellen an, banden ihr ein Tuch über den Mund. Noch immer versuchte sie durch Lärmschlagen die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Aber nur gedämpftes Gewinsel konnte hinter dem Knebel hervordringen, als sie nun trotz heftigen Widerstrebens, und obgleich sie sich mit Händen und Füßen zur Wehre setzte, abgeführt und fortgeschleift wurde.

Loidl hatte sie, so gut er konnte, mit der Versicherung zu beruhigen versucht, es würde ihr kein Haar gekrümmt, falls sie sich nicht etwa der Wachebeleidigung schuldig machen sollte. Und er gab ihr schließlich noch die gutgemeinte Mahnung auf den Weg mit, sich gottergeben ins Unvermeidliche zu fügen, indem er sagte: „Ein Christ soll nicht wider den Stachel löcken!"

Sora, soeben neben Frieder in der Barke Platz nehmend, die sich gleich danach in Bewegung setzte, fragte befremdet: „Was will die? Wer ist sie?"

„Ein sinnloses Weib!" gab er empört zur Antwort. Wohl hatte er die Kohlrachin wiedererkannt, doch ahnte er nicht, weshalb sie hier Lärm schlug, und noch weniger, daß sie es mit einem gewissen Recht tat.

Die Barke entglitt dem Gesichtskreis des Giardino delle zanzare. Herr Hummer, etwas ärgerlich über den Mißton, den das Geschrei der Alten noch knapp vor Torschluß in seine Festfeier gebracht, rüstete zum Aufbruch.

„Das kommt davon," sagte er, „weil man den Galgen abgeschafft hat."

„Ganz recht!" erwiderte Basil, der ihn zu seinem Kraftwagen geleitete. „Der Galgen ist das Sinnbild der Ordnung. An jeder Straßenecke sollt' einer stehn!"

„Ein guter Gedanke! Denn wirklich, ein solcher Zwischenfall wäre dann ausgeschlossen."

„Sie lassen sich doch hoffentlich die Stimmung dadurch nicht verderben?" sagte Basil noch, ihm in den Wagen helfend. „Freche Auflehnung gegen die Be-

sitzenden ist heut einmal Mode; aber eine Mode, die nicht von langer Dauer sein wird. Unsereins kann ruhig warten, bis es wieder anders wird — meinen Sie nicht auch?"

„Sehr richtig! Sehr richtig!" gab Hummer, wieder völlig aufgeheitert, zurück. „Warten wir ruhig ab! Und noch vielen, vielen Dank, Herr Präsident! ... Wie gesagt, es würde mich freuen ... vielleicht morgen zwischen drei und fünf? ... In meinem Büro —?"

„Gerne, Herr Generaldirektor! Mit Vergnügen!"

„Auf Wiedersehn also!"

„Auf Wiedersehn!"

*

Basil, ein Freund ausgefallener Spitzfindigkeiten, scherzte gern: „Kopulationen" und „Transaktionen" stünden oft in ursächlichem Zusammenhang. Mit dieser Fremdwörterei wollte er nichts anderes sagen, als daß Heiraten manchmal in der Absicht geschlossen würden, geschäftliche Verbindungen anzuknüpfen oder zu befestigen; und anderseits Geschäfte oft zustande kämen, um eine Eheschließung zu ermöglichen.

Der Fall Frieder-Sora bestätigte diese Behauptung. Die Hochzeitsfackel war entzündet worden, weil Basil, nachdem das aus dem Goldschatz gelöste Kapital eingebuttert war, in Soras Vater einen leistungsfähigen Geldgeber witterte; und Hummer ließ sich auf „Transaktionen" ein, weil er in Frieder den zusagenden Schwie-

gersohn, den lange vergeblich gesuchten, gefunden zu haben glaubte. Wer anderthalb Jahre ungefähr, nachdem der Handel abgeschlossen und die Trauung vollzogen war, das Resultat dieser Doppelrechnung hätte feststellen wollen, dem wären als Ergebnis vorwiegend zwei Tatsachen in die Augen gesprungen: Daß die notleidende Ponholz A. G. jetzt Hephaistos A. G. und ihr Präsident nicht mehr Basil, sondern Hummer hieß. Und dann, daß in einem vornehmen Stadtviertel ein feines Haus lag, darin ein vornehmes Kinderzimmer sich befand, darin ein feines Kinderwägelchen stand, darin, in feine und vornehme Babyausstattung gehüllt, ein armes kränkliches Kindlein so beharrlich schrie und quengelte, als wäre diese Erde genau solch ein Jammertal, wie's im Buch steht.

Als dieses Kind, mühselig aufgepäppelt, gegen drei Jahre zählte, empfahl der Arzt zu dessen Kräftigung dringend einen Aufenthalt im Gebirge.

Die Eltern, die im Getriebe des an Geselligkeit und Zerstreuungen reichen Großstadtlebens jedes seine eigenen Wege zu gehn pflegten, waren gewohnt, auch die gute Jahreszeit, insbesondre den Sommer, getrennt zu verbringen. Sora besuchte gern dieses oder jenes weltläufige Modebad, trank aus langer Weile irgendeinen mehr oder minder heilkräftigen Brunnen, oder ließ sich von Meereswellen schaukeln. Frieder, in dessen Nerven immer eine gewisse Ruhelosigkeit prickelte, zog es vor zu reisen. Er tat es noch ausgiebiger und anhaltender als in früheren Jahren, schon um Wilma Sikorska, seiner

ehemaligen Erzieherin und Geliebten, zu entkommen: denn er hatte sie gründlich satt, und je leidenschaftlicher sie ihn mit ihren Zudringlichkeiten verfolgte, um so lästiger wurde sie ihm. Fremde, ferne Länder mit märchenhaften Städten und unerhörten Naturwundern, unabsehbare Weiten, himmelsnahe Gipfel, bodenlose Abgründe liebte er über alles. Die Sehnsüchte des einst gegen die Enge sich bäumenden und nach den Höhen der Berge hinauflauschenden Ponholz-Frieder hatten sich auf unerwartet wirkliche Weise erfüllt. Es war fast etwas wie ein Weltbummler aus ihm geworden.

Aber wie leicht wird man des Guten, dessen man so viel haben kann, wie man mag, überdrüssig! Müde des Genießens, müde der Freiheit, die von keiner Überwachung, keinen Pflichten wußte, fanden beide Eheteile den durch die kinderärztliche Verordnung ausgelösten Gedanken, ihren Sommer ausnahmsweise einmal gemeinsam im Ponholzforst zu verbringen, gar nicht übel. Wenigstens war es etwas Neues. Denn wie nahe es auch lag, den eigenen Besitz, das stattliche Landhaus in herrlicher Hochgebirgsgegend zu bewohnen und zu benützen, oder gerade weil nichts näher lag als gerade dies, so waren sie doch nie darauf verfallen.

Allerdings hatte auch Basil das Seinige dazu beigetragen, das junge Paar vom Ponholzforst fernzuhalten. Fürchtete er, daß Frieders Natur- und Heimatgefühl durch die Zweckbauten der Technik, denen ein beträchtlicher Teil des Waldes zum Opfer gefallen war, und die keineswegs der Verschönerung dienten, sich ver-

letzt fühlen könnte? Wollte er das ausgesprochen schlechte Verhältnis verschleiern, in welchem er wegen seiner Härte, Willkür und engherzigen Pfennigfuchserei mit der Arbeiterschaft lebte? War in der Geldgebarung etwas nicht in Ordnung? Oder hatte er sonst etwas zu verheimlichen?

Genug, die prächtigen Räume in Villa Miramonti — so hieß das schloßartige Herrenhaus, weil man von der Veranda einen wundervollen Blick auf den Rauchenkatsch und die umliegenden Berge genoß — waren mit Ausnahme der wenigen Zimmer, die dem Gebrauch Basils dienten, seit Jahren unbewohnt geblieben. Frieder hatte sie überhaupt nie betreten, er kannte diesen seinen Besitz nur vom Reißbrett des Architekten her. Denn so oft er seit der Fertigstellung und Beziehbarkeit des Neubaues die Absicht geäußert hatte, ihn zu besichtigen, oder Aufenthalt darin zu nehmen, wußte Basil einen Aufschub durchzusetzen. Und da Frieder, ohne sich selbst recht klar darüber zu sein, weshalb, im Grunde ein gelindes Bangen davor verspürte, seine Heimat wiederzusehn, so war dann aus dem Aufgeschoben jedesmal auch ein Aufgehoben geworden.

In diesem Sommer dagegen blieben Basils Winkelzüge erfolglos. Es wäre doch auch ebenso umständlich wie ungereimt gewesen, für das kränkelnde Kind einen Gebirgsaufenthalt irgendwosonst zu suchen, während das eigene Heim im Gebirge leer stand. Und außerdem wünschte sich Frieder, dem das ewige Nichtstun schon bald zum Halse herauswuchs, wenigstens so viel Tätig-

keit, als nötig war, um einigermaßen einen Begriff von den Leistungen und Aussichten der Hephaistos A. G. zu bekommen. Seine völlige Unwissenheit in dieser Hinsicht bedrückte ihn nachgerade. Es hatte schon ein paarmal zu peinlichen Zwischenfällen geführt, daß er, obgleich dem Namen nach eine verantwortungsvolle Stellung im Verwaltungsrat bekleidend, auf Fragen, die Hummer oder andere Teilhaber an ihn richteten, ausweichend antworten mußte, weil er, in allem und jedem sich auf Basil verlassend, gänzlich ununterrichtet war.

Auch für Sora bestand neben den natürlichen Muttergefühlen, die sie an das Wohl des Kindes denken ließen, ein — selbstverständlich geheimgehaltener — Grund, der Wahl der Villa Miramonti als Sommeraufenthalt gerne zuzustimmen. Alfred von Boldt, mit dem sie zu wiederholten Malen in Seebädern und Kurorten verstohlene Zusammenkünfte gehabt hatte, befand sich in diesem Jahre auf einer Weltreise — ein Versuch, sich zu betäuben, wie er behauptete, denn er könne sie nicht vergessen und liebe sie heißer denn je. Da auch ihre Neigung zu ihm ungebrochen war, freute sie das Weltleben nicht, wenn es keine Aussicht bot, ihn wiederzusehn. Wie unglücklich Liebende sich einst ins Kloster zurückzogen, so fand sie sich willig darein, die gute Jahreszeit diesmal an der Seite ihres Mannes im Ponholzforst zuzubringen.

Und der Aufenthalt verlief still und friedlich bis in den Spätsommer hinein. Von Villa Miramonti aus bemerkte man nichts von Hochöfen, Schloten und Ar-

beiterhäusern. Der wundervolle Wildpark, der sie umgab, täuschte die einsame Unberührtheit des Urwaldes von ehedem vor. Aus der Höhe grüßte der Rauchenkatsch herein, die schimmernden Gletscher, die Matten der Kühbrantnerhalt, die wie Smaragde funkelten ...

Je kühler der Wind von den Bergen wehte, je mehr das Sonnengold auf Eis und Firn zu Silber blich, um so wehmutsvoller, entsagender und wunschloser ward die Stimmung in Soras Herzen. Bunte Astern blühten in den Gartenbeeten, den Zaun entlang brannten die Topase der Goldruten, der Gartenphlox glühte wie Amethysten ...

Ach, wie bald würde die Zeit kommen, wo auch dies späte farbige Blühn sich dem Ende zuneigte und das allerletzte Prangen sich in die gelb und rot verfärbten Laubbäume und Sträucher flüchtete! ...

*

Auf der geräumigen ungedeckten Veranda der Villa Miramonti stand ein Kinderbettchen auf Rädern, oder, wenn man will, ein für ein größeres Kind zum Schlafen im Freien eigens gebauter Kinderwagen. Ein großer, roter Gartensonnenschirm war gegen die manchmal noch allzu ausgiebige Sonnenstrahlung darüber ausgespannt. Und neben dem Bettchen saß still und aufmerksam Soras Zofe, den Schlaf des Kindchens fürsorglich bewachend.

Vor dem schmiedeeisernen Gartentor, hundert Schritt

von der Veranda entfernt, wartete auf der den Garten und Park entlang führenden Fahrstraße ein großer, vornehmer Kraftwagen. Mehrere Herren, Aufsichtsräte der Hephaistos A.-G., übersattgegessen und etwas schläfrig, planderten, ebenfalls wartend, an der Innenseite der Gartenpforte miteinander, lässig, gelangweilt, von Zeit zu Zeit ein Gähnen unterdrückend.

„Das Diner war exquisit," sagte Korkstein. „Sonst aber ist hier nicht alles, wie es sein sollte."

„Warum hat Hummers Schwiegersohn sich von der Besichtigung gedrückt?" fragte einer der Herren.

Und Kommerzienrat Eskeles erwiderte mit wegwerfender Handbewegung: „Für einen Strohmann wie der sind Geschäfte spanische Dörfer!"

„Einen andern, der sich solche Blößen gäbe, hätte Hummer längst an die Luft gesetzt."

„Ach, Hummer —! Er läßt's laufen, wie's laufen will, ihm genügt es, daß er selbst sein Schäfchen ins Trockene brachte, solange Eisen noch in Hochkonjunktur stand."

„Der hat eine Nase!" rief Korkstein neidvoll. „Oh, hätt' auch ich gleich anfangs mitgehalten! Dann wär' ich, wie er heut, ein steinreicher Mann."

„Jetzt ist in der Tat nicht mehr viel zu holen," meinte ein Herr Weigel. „So flau standen Hephaistos-Aktien noch nie. Die Börse wittert, daß etwas in der Luft liegt."

„Halten Sie wirklich einen Streik für wahrscheinlich?"

„Jedenfalls klang der Tusch, den die Werkskapelle blies, grundfalsch!“

„Und das Hochrufen, als Hummer die Ansprache hielt, fadenscheinig.“

Einer der Herren äußerte Zweifel, ob dies alles wirklich Absicht gewesen sein könne? Und Eskeles antwortete mit der Gegenfrage: „Empfängt man so einen Aufsichtsrat, wenn nicht irgend 'ne Spinne in der Suppe schwimmt?“

Sie brachen ihr Gespräch ab und richteten ihre Blicke gegen das Haus.

Herr Hummer war mit seinem Freunde Ehrmann-Beer und gefolgt von Sora, Frieder und Basil aus der doppelflügligen Glastür auf die Veranda getreten. Er näherte sich dem Kinderwagen, mit der Hand zärtlich hineinwinkend, obgleich das Kind unter dem roten Schirm fest schlief.

„Vom Kleinchen noch rasch Abschied genommen, so fordert's die Artigkeit.“

Beer, der etwas angeheitert war und fortwährend vor sich hinlachte, wiederholte behaglich mehrmals hintereinander: „Ja, der Großpapa! Der Großpapa!“ Und er schien diesen Ausspruch für sehr witzig zu halten.

„Die Herren warten!“ rief Hummer, die Aufsichtsräte an der Gartenpforte bemerkend. „Vergebung! Wir kommen! Ach, wie rasch die gemütlichen Stunden verflogen!“

Sie stiegen die Stufen der Veranda herab und schritten über den Kies gegen den Ausgang.

„Ich hoffe, Papa, du besuchst uns bald für länger?“ bat Sora. „Ruhe und Landluft täten dir not.“

„Ach, du weißt, die Geschäfte, die Geschäfte!“

Eskeles küßte Sora die Hand. Sein Mundwinkel verzog sich ironisch: „Der Hausfrau gebührt vor allem unser Dank! Das Mahl war zweifellos eine der wenigen ganz ungetrübten Freuden, die wir hier erlebten.“

Herrn Hummer, als Präsidenten, schwebte bereits der in aller Form abzufassende Bericht an die Generalversammlung vor. Die kritische Spitze, die sich hinter den eben vernommenen Worten verbarg, schien ihm einer Abschwächung zu bedürfen. Es drängte ihn, diesen Tag, der der Überprüfung der Bücher und Betriebe gewidmet gewesen, im letzten Augenblick noch mit einem Tropfen pathetischen Öles zu salben. Schon fast den Fuß auf dem Trittbrett des Autos, wendete er sich noch einmal zurück und setzte sich in Positur.

„Mehr als ein Lustrum ist verstrichen,“ begann er in gut gespielter Weihestimmung, „seit die Bevölkerung dieser Gegend, in die große Familie der aufwärtsstrebenden Menschheit einbezogen, der Segnungen des Fortschritts teilhaft wurde. Unzählige Arbeiter und deren Familien genießen seither der Wohltat eines regelmäßigen und ausreichenden Verdienstes. Wahre Kulturbringer verdienen diejenigen genannt zu werden, die, Natur durch Menschenwitz meisternd, aus ödem Waldland und versumpften Alpwiesen Stätten industriellen Gedeihens hervorzauberten. Aus diesem Grunde darf

sich die Hephaistos A. G. und jede ihrer leitenden Persönlichkeiten zu den Wohltätern der Menschheit zählen. Niemals aber wollen wir vergessen," fuhr er in feierlich gehobenem Tone fort, „daß das Schwierigste der Anfang war. Und darum werden wir auch immer der Initiatoren des großen, bewundernswerten Unternehmens gedenken, jener beiden Männer, die, einander ergänzend wie Orest und Pylades, in dem hier Geleisteten sich selbst ein Denkmal errichteten, aere perennius! Ihnen in erster Linie gebührt der unauslöschliche Dank des Verwaltungsrates, den ich als dessen Präsident hiermit feierlich zum Ausdruck bringe! In diesem Sinne", schloß er, Basil die Rechte, seinem Schwiegersohn die Linke reichend, „werden wir auch der Generalversammlung berichten."

Beschämt blickte Frieder zu Boden, keines Wortes mächtig. Basil dagegen, mit weltmännischer Verbeugung und sich liebenswürdig verabschiedend, beteuerte: „Nichts könnte uns höher ehren, als ein Lob aus solchem Munde! Es war uns ein ganz besonderes Vergnügen, unser bescheidenes Wirken von so hervorragenden Fachmännern begutachtet und — wie ich Ihren Worten, Herr Präsident, mit Freuden entnehme — auch anerkannt zu sehen!"

Unter vielen Umständen stiegen die Herren endlich ein, jeder dem andern mit ungeheurer Beflissenheit den Vortritt überlassend.

Weigel raunte seinem Nebenmann ins Ohr: „Was sagen Sie, Eskeles? Orest und Pylades!"

„Ich hätte lieber gleich gesagt: Hindenburg und Ludendorff!“

Unter Zurufen und Winken setzte das Auto sich in Bewegung.

Die Zurückbleibenden verweilten keinen Augenblick länger, als bis es hinter der ersten Straßenbiegung entschwunden war. Dann entfernte Basil nach kurzem Gruß sich eilends auf der Straße in der Richtung gegen das Werk. Frieder, seiner Frau flüchtig und mehr höflich als vertraulich zunickend, kehrte sichtlich verstimmt ins Haus zurück. Sora aber schritt sinnend über die Kieswege des Gartens dahin, dessen Blütenfülle schon fast erstorben war.

Sie neigte sich zu einer späten Rose, die, bleich und schneeweiß wie eine Lilie, ihr Haupt senkte, als wäre sie müde. Mit einem tiefen Seufzer atmete sie den süßen, schon etwas welken Duft ein. Und ohne daß ein klarer Gedanke sich geformt hätte, zogen, in trauriges Träumen eingehüllt, unausgesprochene Worte ihr durch den Sinn.

„Lauterkeit, wertvoller als Glut . . . Ach, nur der Mensch hat die Lüge erdacht! . . .“

*

Die herbstliche Sonne neigte sich schon gegen Untergang, als die Zofe, die auf der Veranda das schlummernde Kindlein bewachte, sich erhob und auf Fußspitzen gegen die offene Tür schlich.

„Konrad?“

„Wollen Sie auch noch was von mir?“ fragte der Diener aus dem Gartenzimmer tretend. „Heute geht's wahrhaftig schon in einem fort!“

„Sind Sie so angehängt?“

„Der Herr kramt wieder einmal in seinen Sammlungen, dabei ist er immer besonders schlecht aufgelegt und weiß gar nicht, was er alles von unsereinem verlangen soll.“

„Ich hätte gedacht,“ sagte die Zofe, „wenn einer etwas zu seinem Vergnügen macht . . . Übrigens hat die Gnädige mir befohlen, den Schirm fortzuräumen, sobald die Sonne nicht mehr so stark brennt. Können Sie mir helfen?“

„Hilf, so wird dir geholfen werden,“ antwortete Konrad, auf einen Stuhl steigend. Er klappte den Schirm zu, hob ihn mit Hilfe der Zofe aus dem Gestell und lehnte ihn in die Ecke.

„Sauber und in Ordnung halte ich den Plunder ohnedies, so weit's möglich ist,“ fuhr er über seinen Herrn und dessen Sammlungen sich zu beklagen fort. „Aber auf Museumsbeamter hab' ich nicht studiert. Überhaupt, wie man sich in solchen Trödel verlieben kann — ich begreif' es nicht!“

„Irgendwas muß halt der Mensch gern haben,“ meinte die Zofe.

Mit gutmütigem Wohlgefallen neben dem Kinderwagen verweilend, ließ Konrad sein Auge auf dem blassen Unschuldsengel ruhn, der nun in der vollen Sonne lag, auch ein wenig blinzelte, aber dennoch nicht

erwacht war, sondern nach einer ruckartigen Umdrehung wieder ruhig weiterschlief.

„Ich würde mich lieber mit sowas abgeben. Ist wenigstens was Lebendiges und, wenn's nicht heult, auch herzig, das muß ich sagen."

„Auf die Herzigkeit hin schaut er's selten an, kommt mir vor. Sondern meistens so merkwürdig . . . mißtrauisch, möcht' ich sagen . . . Ich mein' immer . . ."

„Na, was denn?" fragte Konrad neugierig, als sie schwieg.

„Besser ich sag' nichts. Wissen kann's ohnedies niemand. Aber das ist sicher, ähnlichsehn tut's ihm schon einmal gar nicht!"

„Hm!" machte Konrad verständnisvoll. „So was könnt' mir grad abgehn! Ich glaub', ich hätte das Zeug zu so einem Mohren in mir . . . im Theater, wie ich einmal war, hat der seine Frau abgekragelt — wegen einem Sacktüchel!"

„Was Sie nicht sagen! Aber das Sacktüchel kann doch nicht der Grund gewesen sein?"

„In solchen Fällen ist das nicht immer so ganz klar," belehrte sie Konrad, den Finger an die Nase legend. „Denn da gibt es meistens nicht bloß e i n e n Grund, sondern oft mehrere Gründe zugleich und außerdem auch noch einen Beweggrund, eine Ursache und einen Anlaß. Ferner einen Anstoß, einen Vorwand und ein sogenanntes Motiv. Was nun von all dem das Sacktuch gewesen ist, daran erinnere ich mich nicht mehr. Aber wenn unser gnädiger Herr auch so ein Sacktüchel hat, dann be-

greif' ich, daß ihm seine bronzenen und elfenbeinernen Olgötzen lieber sind als — ihr Kind."

„Ihr Kind, sagen Sie?"

„Na, in dem Fall wär's eben nicht sein Kind! begreifen Sie?"

„Ja, ja, ich versteh' schon," sagte die Zofe mit einem Seufzer. „Es ist ein wahres Kreuz . . . Wo halt kein richtiges Harmonium im Hause ist . . ."

„Wenn ich Ihnen einmal heiraten tu'," stellte Konrad ein für allemal fest, „so muß das anders aussehn!"

„Wie denn?" fragte sie gespannt.

„Ganz anders halt. Und meine Zukünftige wird auch damit, daß sie mich bedient und für mich sorgt, so viel zu tun haben . . ."

„So stellen Sie sich das vor?" begehrte sie auf.

„No, mit dem ganzen Haushalt, mein' ich, und mit der Kinderwirtschaft und so weiter . . . Da wird's schon gehörig zu schuften geben! Und ist auch immer noch das sicherste Mittel gegen alle Seitensprünge: daß man keine Zeit dazu hat. Wenn Ihre Gnädige etwas zu tun hätte . . ."

„Meine Gnädige? Was soll die zu tun haben? Hat vielleicht Ihr gnädiger Herr was zu tun?"

„Der hätte genug zu tun! Wenn er nur wollte! . . . Mehr als genug! Im Werk! Dort soll alles drunter und drüber gehn . . . Die Arbeiter sind ihm aufsässig, sie nennen ihn einen Ausbeuter und Blutsauger, wiewohl sie wissen, daß eigentlich der Basil derjenige ist, welcher."

„Warum legt er aber auch dem Basil nicht das Handwerk?“ wendete die Zose ein. „Schließlich wäre doch er der eigentliche Herr und Besitzer.“

„Das schon, aber verstehn tut er nichts!“ sagte Konrad. „Und dreinzureden hat er nichts! Und sogar noch weniger als nichts, seit der Hummer, der Schlauberger, die Hephaistos A. G. ins Leben gerufen und den Rahm für sich abgeschöpft hat. Und schon gar nichts dreinzureden hat er, seit es auch noch mit der Bilanz hapert. Aber die Arbeiter lassen sich's nicht ausreden, daß er eigentlich doch könnte, wenn er nur recht ernstlich wollte. Und so geht aller Zorn und Haß, der eigentlich dem Basil gilt, letzlich doch an ihm aus.“

Sie hatten im Gespräch den Kinderwagen eine Zeitlang unbeachtet gelassen, da war von der Straßenseite her eine ärmlich gekleidete Gestalt im farblosen Kittel der Arbeiterin die Stufen heraufgehuscht. Mit gefalteten Händen beugte sie sich über das schlafende Kind, unter verhaltenen Tränen flüsternd wie in schlafwandlerischer Benommenheit.

„Gleicht es dem meinen? Armes! Bleiches! Sein Kind! . . . Gott segne es!“

Sie machte, ohne es zu berühren, das Zeichen des Kreuzes über seiner Stirn, seinem Mündchen, seiner Brust. Und dann mit erwachendem Zweifel die wieder gefalteten Hände an die Lippen pressend: „Ist es sein Kind —?“

Konrad bemerkte sie: „Was will die Person? Mir scheint, die ist verrückt?“

Und die Zofe näherte sich: „Was suchen Sie hier?"

Aber Vef war mit allen Sinnen derart in den Anblick des Kindes verloren, daß sie nichts andres sah noch hörte.

„Wie es träumend die zarten Händchen ballt! Und im Schlaf die Lippen bewegt, als wollte es etwas sagen ... Die Decke steigt und sinkt unter seinen kleinen Atemzügen ... Armes Kleines! ... So arm, so schwach, so blaß, so ähnlich dem meinigen — nur daß es lebt!"

Unerwartet trat Sora aus dem Gartenzimmer. Scharf herrschte sie das erschrockene Mädchen an: „Was soll's? Wer hat Ihnen erlaubt —?" Und mit jäh aufsteigendem Zorn gegen die Dienerschaft gewendet: „Seid ihr blind? Kommt alles Gesindel hier herein?"

Demütig stammelte Vef: „Verzeihung! ... Ich wollte ... nur ein einziges Mal ... das Kind ..."

„Der Eintritt hier steht unter Verbot!" antwortete Sora streng.

„Ich geh' schon! ... Zürnen Sie nicht! ..."

Plötzlich sank sie der stolzen jungen Frau zu Füßen, tastete nach ihren Händen, versuchte sie zu küssen.

„Fliehn Sie!" rief sie. „Entfliehn Sie, es droht Ihnen Gefahr! Verreisen Sie unter welchem Vorwand immer, Sie ... das Kind ... ihr Mann! Ein längeres Verweilen hier ist nicht geheuer!"

„Wer sind Sie?" fragte Sora betroffen.

„Fragen Sie nicht, und folgen Sie meinem Rat!"

Damit eilte sie gegen die Gartenpforte zurück und war verschwunden.

Abermals flammte Soras Entrüstung gegen Diener und Zofe auf: „So kann man sich auf euch verlassen?"

Schweigend zog Konrad sich durch die Flügeltür zurück. Auch die Zofe hielt es für klüger, nicht zu widersprechen. Da die Sonne eben unterging, nahm sie das noch immer schlafende Kindchen in die Arme und trug es fürsorglich ins Haus. Wie erschöpft ließ Sora sich in einen der Korbstühle gleiten, die am anderen Ende der Veranda um einen Tisch herumstanden. Ihr Unmut war plötzlich verflogen, hatte einer weichen besinnlichen Stimmung Platz gemacht.

Seltsam! Was war dies für eine Erscheinung gewesen? Sie mußte früher durch ihre Schönheit vor vielen hervorgeleuchtet haben. Noch heute ließen sich trotz der Zerstörungen, die harte Arbeit und Elend angerichtet hatten, Spuren davon wahrnehmen ... Sollte vielleicht Frieder sich einst mit diesem Mädel gemein gemacht haben?

„Ich hätte sie nicht so barsch verscheuchen sollen!" sagte sich Sora. „Ihre Absicht kann ehrlich und selbstlos gewesen sein. War's nicht, als hätte Angst, echt und ungeheuchelt, aus ihrer Stimme geklungen, als sie von drohenden Gefahren sprach?"

Und Sora überlegte, ob denn Anlaß zu irgendwelchen Besorgnissen gegeben sein könnte. Gärte es wirklich unter den Gewerkschaftlern? Die Behauptung tauchte immer wieder auf, bald von dieser, bald von jener Seite. Und wenn Basil ihr ebenso entschieden wie beharrlich widersprach, so hatte es schließlich wenig zu bedeuten.

Er war so verschlagen, daß er oft ohne jeden Grund, nur aus reiner Neigung und Gewohnheit log wie gedruckt. Um wieviel weniger durfte man seinen Worten trauen, wenn die Wahrheit ihm Schaden bringen konnte, wie in diesem Falle, wo ihm daran liegen mußte, den Aktionären Sand in die Augen zu streuen!

Aber wozu zerbrach sie sich den Kopf? Dies alles war Sache Frieders, ihres Vaters, des Aufsichts- oder Verwaltungsrates — was ging es sie an?

Ach, eigene seelische Bedrängnis ließ ihr keinen Gedanken übrig für die Sorgen anderer. Reibereien, Zerwürfnisse, vielleicht sogar scharfe Kämpfe zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern — gab's das nicht überall und beständig auf der ganzen Welt? Und immer wieder erfolgte irgendwie ein Ausgleich, das Ergebnis des Lärms war ein Nichts ... Stürme im Wasserglas, nicht wert, sich darüber aufzuregen!

Um wieviel näher an den wahren Nerv des Lebens rührten die Zweifel, deren Raub ihr Herz war! Sie zog einen Brief aus dem Handtäschchen, überlas ihn noch einmal, ihre Augen wurden feucht.

Und nach einem flüchtigen Umblicken, ob niemand sie beobachte, drückte sie verstohlen ihre Lippen auf die geliebten Schriftzüge.

*

Und wieder saß Sora, noch näher dem Blätterfall, auf der Veranda von Villa Miramonti. Und wieder

lag ein Brief vor ihr, der ihr eine schlaflose Nacht verursacht hatte.

Die Eisfelder des Rauchenkatsch glissen in der herbstlich sichtigen Luft so eigen — lautlos! Ach, wo blieb das geheimnisvolle Tönen, das der oder jener, wie man ihr erzählt hatte, wenigstens in früheren Zeiten, von den Gefilden der Firne und Gletscher hernieder manchmal vernommen haben wollte? Wie hochwillkommen wäre der jungen, schönen unschlüssigen Frau in ihrer Herzensnot ein Wink, ein Rat, ein zustimmendes oder warnendes Zeichen aus verklärten Höhen gewesen, wo der Sage nach Lichtgestalten walteten, die die Sorgen der Menschen mit ihrer Teilnahme begleiteten! Aber wie immer, so schwiegen ihr auch heute die Berge. Niemals hatte sie das Klingen vernommen, das die Auserwählten mit einer ungeahnten Annäherung an die himmlischen Geister beglücken sollte, Übersinnliches, Unerforschliches in ihnen auferweckend.

Hirngespinste von Schwärmern und Fablern! Sora glaubte nicht daran, hatte nie daran geglaubt. Ganz für sich allein mußte ein jeder aus seinen Verworrenheiten ins Freie finden, sie wußte es.

Ihre Briefmappe zur Hand nehmend, schrieb sie: „Laß mir Zeit, mein Freund, nur Zeit! Bis ich mich dreinfinden kann, dieser Welt Mißbilligung stark und stolz für nichts zu achten, daß die Lüge von mir fällt und der Wahrheit hehre Schönheit endlich meine Ketten sprengt!“ . . .

Und dann wieder innehaltend, überlegte sie. Falscher

Stolz war es gewesen, der ihr diese Ketten geschmiedet. Warum versteifte sie sich damals in Trotz, als Alfred von Boldt, den sie still im Herzen trug, jener liebestollen Tänzerin ritterlichen Schutz gewährte? Hätte sie nicht besser daran getan, verstehende Nachsicht zu üben? Konnte man von einem so lebensgierigen und lebenskundigen Manne, wie Boldt es war, Ausschließlichkeit in der Liebe fordern? Genug, daß er immer wieder zu ihr zurückgekehrt war, daß sie ihn festhielt wie ein Kind am seidenen Band ein Vögelchen! Und welch unsägliche Freuden hatte er ihr seither geschenkt, indem er sie die heimliche Liebe lehrte! Gerade in der Heimlichkeit lag deren erlesenste Süße. Warum sollte es nicht auch in Zukunft so bleiben können wie bisher? Weshalb mit dem ungeliebten Manne, dem sie ohnedies nicht angehörte, offen brechen? Sie sah keine Nötigung, ihr verstohlenes Paradies gegen die Ungewißheit eines Lebens an der Seite des Freundes zu tauschen, der viele blendende Eigenschaften, aber sicherlich nicht das Zeug zum Ehemann hatte.

Schon einmal, als Mädchen, da er sie entführen wollte, hatte sie ihm gestanden, daß ihr nichts verhaßter sei als öffentliches Aufsehn in Liebessachen. Was drängte er sie jetzt, unerwartet von seiner Weltreise zurückgekehrt, zu verzweifelten Schritten?

Halblaut, wie um sich ihre eigene Auffassung und Denkweise zu bekräftigen, sprach sie vor sich hin: „Dem Weibe ziemt nur ein heimliches Wagen! Durch den Lärm wird sie entehrt."

„Nein!“ antwortete ihr eine Männerstimme. „Entehrend ist nur die Lüge! Und wagen um der Liebe willen des Weibes höchstes Heldentum!“

Knapp an der Veranda hinter Gebüsch verborgen, war wie eine Erscheinung die Gestalt Alfred von Boldts unerwartet aufgetaucht. Mit fliegendem Atem fuhr er fort, auf sie einzusprechen: „Hab' Geduld genug bewiesen, da Gefahr nun im Verzug, tut es not, zur Tat zu schreiten, zögre nicht, entschließe dich! Eine kleine halbe Stunde, und die Sonne geht zur Neige, meine Hupe gibt das Zeichen, drüben an der Brücke. Kind und Koffer aufgepackt! Wie auf Flügeln trägt mein Wagen uns zur Freiheit durch die Nacht — Liebste, komm mit mir!“

„Schrieb ich dir nicht, daß Enterbung mir droht, handle ich wider Vaters Willen?“

„Schrieb ich dir nicht, was du heimlich gegeben, müsse vor aller Welt ich besitzen?“

„War eben dabei, dich anzuflehn, mir Zeit, nur ein wenig Zeit noch zu lassen!“

Unbekümmert seine Deckung preisgebend, lehnte er sich über die Balustrade, sie noch näher mit dem heißen Hauch seiner Leidenschaft überflutend.

„Zeit heißt Leichtsinn, heißt Gefährdung, rasches Handeln gilt es nun! Tod den müheloſen Erben schwört die aufgehetzte Menge. Heute bricht der Sturm los, meine Späher wittern gut. Dich und unser Kind zu retten, nehm' ich euch in meinen Schutz. Schon ist alles vorbereitet, euch in Sicherheit zu bringen, an der kleinen

Brückenpforte harr' ich deiner, sei bereit! Feige Rücksicht zu den Teufeln! Ich befehle dir, du mußt!"

Wie der Föhn manchmal die Eisfelder des Rauchenkatsch zermürbt, so schmolz unter seinen Worten ihr kaltes Herz dahin. Im Gebüsch war es plötzlich still geworden, kein Blatt regte sich mehr, die Erde schien den verwegenen Eindringling verschlungen zu haben. Fassungslos zurückgeblieben, bäumte sich Sora innerlich gegen den herrischen Zwang, den der tollkühne Gewaltmensch auf sie auszuüben versuchte. Und doch fühlte sie ahnungsvoll, daß sie außerstande sein würde, sich dem Einfluß seines Willens zu entziehn.

Vom Garten kommend schritt die Zofe über die Veranda, einen Korb Gemüse am Arm, das sie vom Gärtner geholt. Sie hielt einen Augenblick an: „Die Sonne ist unten, es wird empfindlich kalt. Soll ich einen Umhang bringen?"

„Danke, ich komme selbst," antwortete Sora, ihre Briefschaften zusammenraffend. „Bereite rasch dein Köfferchen, dann hilf mir den meinen packen. Das Nötigste nur, für mich und das Kind. Wir reisen ab."

„So darf ich mit?" fragte das Mädchen sichtlich erfreut. Und als ihre Herrin sie befremdet anblickte: „Ich fürcht' mich so! Wer weiß, was hier noch geschieht?"

„Unsinniges Gerede!"

„Jedenfalls bin ich froh, fortzukommen. Lieber heut als morgen!"

„Um so besser. In dieser Stunde noch. Sofort! Ich

dachte, es paßt dir etwa nicht, wegen . . . wegen des Konrad."

„Ach, deswegen! Der kommt mir doch nicht aus, wenn ich ihn überhaupt mag!"

Und lachend durch die offenstehende Flügeltür ins Haus. Sora, im Begriff ihr zu folgen, stand noch einmal still und horchte zusammenschreckend auf.

Die Hupe? Nein! Es war die Werkssirene. Wie jeden Abend. Schichtwechsel. Aber um so viel früher als sonst? Was hatte das zu bedeuten?

Noch einmal schrak sie zusammen. Ein herabgekommener Mensch, offenbar betrunken, hatte sie von der Straße her angerufen.

„Heda, Sie —! Sie haben's freilich bequem! Den ganzen Tag Maulläpfel feil halten, Maul . . . Maulapfen! Und wir, wir können schuften, damit denen da . . . nichts abgeht . . . denen Maulaffen da . . ."

„Geh'n Sie heim und schlafen Sie Ihren Rausch aus!" herrschte Sora ihn an.

„Was sagt sie? Rausch —? Ich werd's ihr geben! Das Dach soll man euch anzünden überm Kopf, daß ihr auch einmal wißt, wie's ausschaut im Elend, Burschoagesindel, vermaledeites! Maulläpfel . . . . . Maulapfen, niederträchtige!"

Schimpfend torkelte er die Straße entlang. Ein Schauer lief Sora über den Rücken. Vielleicht hatte Anna recht? Wer weiß, was hier noch geschehn konnte! War es nicht ihre Pflicht, das Kind in Sicherheit zu bringen? Zum dritten Mal stand sie im Begriff, ins

Haus zu treten, zum dritten Male wurde sie daran verhindert. Erregten Schrittes stürmte Frieder ihr entgegen.

„Jeder weiß es, nur ich allein tappe im Dunklen! Was spinnt sich hier an?“

Alles Blut wich aus Soras Wangen. Sie wähnte Boldts Anwesenheit verraten und wußte im Augenblick nichts zu erwidern. Frieder aber hatte die Veranda überquert und war die Stufen gegen den Garten hinuntergestiegen. Zwischen den Gebüschen spähte er nach der Gegend hinüber, wo man in der Ferne einige hochragende Schlote erblicken konnte, sie qualmten nicht, wie sie doch sollten. Unmutig stampfte er mit dem Fuß auf, kehrte zur Treppe zurück und wendete sich, auf der untersten Stufe stehen bleibend, wieder an sie.

„Das Werk soll in Aufruhr sein!“ rief er außer sich. „Hörtest du etwas darüber?“

Erleichtert atmete Sora auf. Rasch vollzog sich der Übergang von der Bestürzung zur Ironie: „Jetzt erst bemerkst du das, reiner Tor?“

„Ich höre, es wollte dich eine warnen, die sich durch Keckheit hier Zutritt gewann?“

„Die Warnung galt vor allem wohl dir,“ sagte sie boshaft. „Die herabgekommene Dirn', anscheinend ein Mädel aus dem Werk, hat offenbar viel für dich übrig.“

Ehrlich befremdet antwortete Frieder: „Wüßte nicht, wieso. Ich kenne von den Werksarbeiterinnen nicht eine.“

„Rede das einer anderen ein!“ lachte Sora spöttisch auf. „Mir brauchst du nichts abzuleugnen. Von mir aus mach sämtliche Mädels des Rabenwaldes zu deinen Mätressen!“

Peinlich berührt von ihrem unziemlichen Ton, zuckte Frieder die Achsel.

„Der einst mein Herz gehörte, die ist seit Jahren tot,“ sagte er ernst. „Nach ihr kann ich keine mehr lieben.“

„Danke! Nun wüßt' ich ja, was ich dir bin, wenn ich es leider nicht längst schon wüßte.“

„Bitterkeit ist ein untaugliches Mittel gegen tiefwurzelnde Unstimmigkeiten. Übrigens, jenes Arbeitermädchen — es riet dir, hör' ich, die Flucht zu ergreifen?“

„Ja, und ich will auch heute noch reisen.“

„Daran ist überhaupt gar nicht zu denken!“ erklärte Frieder ebenso trocken wie entschieden,

„Willst du mich etwa in Ketten legen?“ fragte sie mit verächtlich zugekniffenen Lidern.

„Hoffentlich genügt es, wenn ich mich an deine Einsicht wende.“

Seit sie miteinander sprachen, waren auf der Straße außerhalb des Gartengitters fortwährend Arbeiter, einzeln oder in Gruppen, vorbeigezogen. Nun kam ein ganzer Haufe vorüber, in der Richtung gegen das Werk. Die Leute redeten laut und in wüstem Ton miteinander, manche schrien und johlten, einzelne blieben ein paar Augenblicke lang stehn, faßten die Eisenstangen des Git-

ters an und riefen Schimpfworte herein. Nicht ohne Sorge hatte Frieder diese Anzeichen beobachtet.

„Sieh, wie sie ungebärdig tun!“ sagte er. „Würden wir das Feld räumen, so wäre unser Ansehn dahin.“

„Falls ihr überhaupt eins genießt,“ wendete Sora ein — „durch m e i n e Abreise würde es kaum geschmälert. Ich stehe nicht im Kampf, kann also auch keine Schlacht verlieren.“

„Als meine Frau bist du mir, bist du uns die Rücksicht schuldig, nichts zu unternehmen, worin die Aufrührer einen Erfolg ihrer Willkürlichkeiten erblicken könnten. Deine Flucht würde wirken wie ein Eingeständnis von Schuld.“

„Gäb's keine Schuld hier, so wären euch die Leute nicht so auffässig.“

„Meine Hände sind rein wie die deinen.“

„Dank deiner Stellung im Verwaltungsrat der Hephaistos hast auch du teil am Mißbrauch der Macht.“

„Ich hielt mich jedem Einfluß fern.“

„Sich verstecken, heißt nicht unschuldig sein.“

„Ich wäre, wenn's irgend angeht, bereit, die Hand zur Versöhnung zu bieten.“

„Wenn das Haus einmal lichterloh brennt, kommt das Löschen zu spät.“

„Solange nur Funken glimmten, ahnte ich nichts davon.“

„Du warst eben immer und bist noch heute“, höhnte sie — „der reine Tor!“

Über dieses hartnäckige, geringschätzige und verständ-

nisloſe Widerreden hatte er ſchließlich die Geduld verloren.

„Und kurz und bündig: Du bleibſt hier!“ brauſte er auf.

„Und kurz und bündig: Lebe wohl!“

„Ich verbiete es dir, dich von hier zu entfernen!“ ſchrie er halb raſend vor Wut.

„Darf ich fragen, mit welchem Recht?“ fragte ſie kühl und von oben herab.

„Weil du die Mutter meines Kindes biſt!“

Sie ließ ihn ſteh'n und machte ein paar Schritte gegen das Gartenzimmer. Schon den Fuß auf der Türſchwelle, wendete ſie ſich noch einmal zurück: „Weißt du das ſo ſicher? Gott, ſind die Männer blind!“

Ein grauſames Auflachen, dann war ſie ins Haus verſchwunden.

Der vergiftete Partherpfeil hatte getroffen und ſaß. Mit einem verzweifelten Aufſchrei war Frieder zu Boden geſtürzt. Das Antlitz in die verſchränkten Arme vergraben, lag er auf den Stufen der Veranda hingeſtreckt wie damals auf der marmornen Treppenbrücke, von der er ſich, Lia zu erkämpfen, erhoben, um ſtatt ihrer — gewiſſermaßen irrtümlich — Sora zu gewinnen. Schmerz wühlte in ihm. Sehnſucht nach jener heiligen Reinheit des Weibes, die er einſt ſchnöde von ſich geſtoßen . . .

Eine Zeit war vergangen, dämmernde Dunkelheit umhüllte bereits Nähe und Fernen. Eine Hupe tutete, deren Ton er nicht kannte. Gleich darnach raſt ein ge-

schlossener Kraftwagen mit grellen Scheinwerfern am Gartengitter vorüber.

Bestürzt trat Konrad aus der Tür: „Die gnädige Frau ist . . . ist durchgegangen!“

Frieder hob den Kopf und blickte verstört um sich.

„Mit einem . . . einem fremden Herrn.“

Schweigen.

„Die Anna hat sie auch mitgenommen und die Kleine . . . Es ist ein hier unbekanntes Auto, die Nummer war verdeckt.“

Schweigen.

„Wollen der gnädige Herr vielleicht nachfahren? Unser Wagen holt jeden ein.“

Schweigen.

„Man sieht noch die Lichter. Dort, wo die Straße über den Ponholzsattel führt.“

Er streckte den Arm aus, in die Ferne zeigend. Frieder hatte sich erhoben. Eine abweisende Handbewegung.

Der treue Diener verstand. Stumm und leise auftretend kehrte er ins Haus zurück.

*

An die Balustrade gelehnt, lauschte Frieder in die herbstlich früh niedergesunkene Nacht hinaus.

Dröhnen ferner Glocken hatte eingesetzt. Das war kein Abeläuten. Sturmglocken waren es, Aufruhr kündend und Gefahr. Und dennoch willkommener Schall!

Das Höhnen der Teufel im Innern übertönend und darum Erleichterung schaffend. Und gält' es Not und Tod, lachend würde er seinen Untergang grüßen!

Mit großen Schritten stürmte von der Straße her Basil in den Garten.

„Die Hetzer halten Versammlungen ab, und Beifall brüllt die Bestie Mob. Auf staatliche Hilfe ist kein Verlaß, das Kuschen ward amtlich abgeschafft — helfe sich jeder, so gut wie er kann!" Und gegen Loidl gewendet, der ihm bedächtiger gefolgt war: „Unsre Pistolen sind doch noch geladen? Stell dich oben ans Fenster damit! Wer weiß, kommt uns heut noch die Kunst zustatten, in der wir's einst zur Meisterschaft brachten: dem Gegner heilsame blaue Bohnen mit Grazie zwischen die Rippen zu pflanzen."

Gehorsam trat Loidl ins Haus und stand bald darnach wie ein verläßlicher Turmwächter an einem offenen Fenster des Stockwerks, einen Karabiner schußbereit in der Hand und ein paar Revolver vor sich auf dem Fensterbrett.

Das Sturmläuten war jetzt verstummt, dafür leuchtete vom Werk her Feuerschein auf und breitete sich aus. Der nächtliche Himmel darüber färbte sich blutrot.

Auf Basil, der vom Garten aus in die Ferne gespäht hatte, wirkte die Erwartung bevorstehender Ereignisse sichtlich anregend, sein eingebornes Abenteurertum erwachte. Diebisch belustigt, rief er Friedern zu: „Ei sieh doch! Die wissen sogar, was sie wollen, dort flammt schon ein ganz präsentables Fanal! Bald wer-

den sie hier sein und nach dir suchen, die Gier nach Rache an dir zu kühlen, du wirkst auf sie wie das rote Tuch. Ich rate dir, Freundchen, verkrieche dich raschest und laß, die Rebellenbrut zu bezwingen, nur ruhig meine Sorge sein."

„Arbeiter, die zu Gewalttaten schreiten," erwiderte Frieder, „haben gewöhnlich Anlaß dazu. Hätte ich was mitzureden, so wäre es nie so weit gekommen. Warum also sollte der Massen Erregung just gegen meine Person sich kehren? Kommt es auf mich an, so fließt kein Blut, meine Haltung wäre versöhnlich."

Mitleidig lächelnd maß Basil ihn mit einem geringschätzigen Seitenblick.

„Zugeständnisse dutzendweise, wenn's drauf ankommt, mache ich auch. Nur — daß ich mich besser darauf verstehe, die Leithammel, deren Einfluß entscheidet, schön sachte im Kreis an der Nase zu führen, die blökende Herde dreht sich dann mit. Was aber du versprächst, wäre bindend, es wär' Utopie und Zukunftsmusik, auf Menschenrechte und Manneswort und ähnliches Zukkerwerk gegründet, du warst ja von jeher ein Ehrenmann. Mit einem Wort, du würdest todsicher uns binnen kurzem zugrunde richten durch Ideale und Edelmut. Hier aber gilt's stark, nicht gütig und fromm sein! Drum rat' ich: Verkriech dich in deinen Bau, noch besser: Such dein Heil in der Flucht!"

Frieder aber, sich stolz aufreckend, wies eine solche Zumutung entrüstet zurück.

„Dein Rat gilt einem unreifen Jungen! Was sinnst

du mir an? Der Gefahr will ich trotzen und selbst der Leute Beschwerden anhören, nicht feige mich hinter dich verkriechen! Fürchte nicht, daß ich, kost's was es wolle, die Segel vor roher Gewaltsamkeit streiche! Ich möchte nur, Recht gegen Recht abwägend, zu einem billigen Ausgleich gelangen. Den du einst kanntest, der bin ich nicht mehr, der Träumer, der wehenden Nebeln nachjagte, den ein fernes, herzbetörendes Klingen wie Orgelschauer um Gottes Altar empor zu den Höhn, hinaus in die Fernen mit unwiderstehlicher Sehnsucht lockte. Bin der Schwärmer nicht mehr, der Wirrkopf und Narr, dem nichts daran lag, Geld und Gut zu erraffen, dem Erfolg und Gewinn verächtlich schienen und wertvoll nur jenes selige Klingen, jener hoch über Bergen schwebende Ton. Heut weiß ich's: mich täuschte mein junger Mut, Vorspiegelung sind jene blassen Schemen, Erfindung müßiger Faselhänse! Zur nüchternen Wirklichkeit bin ich bekehrt: H i e r gilt's, sein Teil an der Welt sich zu sichern mit starker Faust und eherner Stirn, nur was man greifen kann, hat Bestand!"

„Ein treffendes Wort! Bravo, mein Sohn!" rief Basil begeistert aus. „Aufs Geld kommt's an, nicht auf Idole!"

Und die Hand auf Frieders Schulter legend, als wollt' er ihn segnen, fuhr er in vertraulichem Ton fort: „Und nun, da du reif ward'st, laß dir erklären, warum gegen dich, der du zahm und versöhnlich, mit besonderer Wut die Fäuste sich ballen."

„Ist's so, erführe ich gern den Grund."

„Weil ein Arbeitermädel im Werk sich herumtreibt, ein Frauenzimmer von übelstem Ruf: die sei, so setzten sie sich's in den Kopf, das vergeblich gesuchte, einst viel besprochne, seit langem verschollene Lattacherkind."

„Und wäre sie's wirklich?" fragte, aufs höchste gespannt, Frieder.

„Das reine Gefasel! Nichts spricht dafür. Kein Anhaltspunkt stützt die freche Behauptung. Und dennoch benützen die Wühler und Wiegler, die gerne im Trüben fischen möchten, das gänzlich unhaltbare Gerücht heimtückisch zu der infamen Verleumdung, du hättest das Gold, das dem Mädel gehörte, entwendet und hinterlistig veruntreut. Darum sollt' dich als ersten der Teufel holen."

„Wer zeiht mich solch einer Niedertracht?" brauste Frieder empört auf.

„Es spukt da so eine alte Vettel, eine böse Sieben mit losem Maul, die schreit es tagtäglich in jedermanns Ohren. Natürlich steckt Berechnung dahinter und schlaue, betrügerische Absicht. Denn jenes angebliche Lattacherkind ist der alten Drud angebliches Mündel — in Wahrheit vermutlich ihr eigener Bankert."

„Man wird die Person gerichtlich belangen. Wer ist diese Alte?"

„Die Leute nennen sie die Kohlrachin."

Frieder stutzte. In fieberhafter Erregung, hoffend und bangend zugleich, fragte er: „Und wie heißt ihr Mündel?"

Unwillkürlich zögerte Basil, wiewohl er wußte, weshalb er in diesem Augenblick das lange gehütete Geheimnis preisgab, und sich auch nur aus ganz bestimmten und dringenden Gründen dazu entschlossen hatte. Obenhin und zerstreut tuend, sagte er endlich: „Wenn ich nicht irre, nennt sie sich Bef, und auch die Leute nennen sie so."

„Die Bef —?" stieß Frieder hervor. „Die ich liebte? Die ich treulos verließ —?"

„Im Werk gibt's mehrere, die so heißen."

„Du sagtest mir einst, die sei gestorben —?"

„Kann sein, kann sein auch, daß sie noch lebt, man kann nicht alle Arbeiter kennen."

„Aber jene, die der Kohlrachin Mündel —?"

„Die lebt, ich hab' sie selbst gesprochen."

„Mein Gott!" stöhnte Frieder, die Hände im Nacken verschränkend, das Antlitz zum nächtlichen Himmel erhoben . . .

Über dem Rauchenkatsch schwebte die Sichel des aufnehmenden Mondes. Im bleichen Zwielicht schimmerten fahl die Gletscher. Ein wunderbares Singen und Klingen schien von den Höhen zu tönen, seit langem ersehnt, beseligend ins Herz sich schmeichelnd wie ein Lied von unvergänglicher Liebe . . .

Basil faßte ihn am Arm, ihn wach zu rütteln.

„Spare Empfindeleien für später! Höchste Zeit jetzt für dich, zu verduften! Beharrst du dickköpfig drauf, hier zu bleiben, so sieh dich wenigstens achtsam vor! Hier, eine Waffe!"

Er versuchte, ihm einen kleinen Browning aufzudrängen, den er aus der Brusttasche hervorgezogen hatte. Angewidert wich Frieder vor einer Berührung mit ihm zurück. Jetzt erst merkte er, daß er sich getäuscht habe. Was er für Gesang aus den Höhen gehalten, war das Schwingen und Klingen der fernen Sturmglocken, das wieder eingesetzt hatte. Auch Geschrei aufgeregter Massen, anscheinend tausendstimmig, näherte sich. Aber so beängstigend dies alles vielleicht in einem andern Zeitpunkt auf ihn gewirkt hätte, in diesem Augenblick ließ es ihn gleichgültig. Drängenderes, Näherberührendes brannte ihm auf der Seele.

„Bring sie mir! Hol sie mir!" herrschte er den Menschen an, den er haßte, wie niemanden sonst auf der Welt.

„Bist du verrückt?"

„Daß auf den Knien ich ihr Abbitte leiste!"

„Willst du dich durchaus lächerlich machen? Noch nie hätte schlechte Reputation so leicht und unverdient Lorbeern gepflückt!"

„Eine Lilie bleibt das Sinnbild der Reinheit, auch wenn eine Schmeißfliege sich darauf setzt, und ein Mensch wie du wird niemals vermögen, den Ruf dieses Mädchens anzutasten! So wenig wie an die Schmerzensreiche auf dem Friedhof der Ungetauften, so wenig reicht an die einsame Höhe ihres leidvollen Herzens ein Zweifel hinan."

„Gut gebrüllt, Löwe!" spottete Basil. „Aber lassen wir es dahingestellt. Auf jeden Fall kommst du wohl-



EIGENTUM
der Arbeitsgemeinschaft
der Deutschen Vereine

feiler draus und brauchst nicht erst einen Kniefall zu machen, ein paar blaue Scheine tun es auch. Die Leute hier sind nicht anspruchsvoll."

„Bestie!"

„Willst du aber ein übriges tun, so kauf ihr ein kleines Bauerngut, dort mag sie mit ihrer Alten hausen. Sie hat es insofern um dich verdient, als sie behauptet, der Goldschatz sei dein von jeher und immer dein gewesen."

„Sei mein und immer mein gewesen?" rief Frieder die Hände zusammenschlagend und von Rührung übermannt.

„Dein Vater habe nur irre geredet, da er das Lattacherkind, das sagenhafte, als Erbin nannte, und jedenfalls habe sie allen Ansprüchen zu deinen Gunsten schon damals entsagt . . . Einer solchen Behauptung zu widersprechen, wär' selbstverständlich hirnverbrannt. Du kannst dich jedenfalls drauf berufen, sie wird sie im Notfall auch öffentlich, vor aller Welt gern wiederholen. Und dies ist der Grund, weshalb ich dir die ganze Geschichte haarklein erzähle," schloß Basil. „Du wärst sonst vielleicht imstand gewesen, Tor, der du bist, die Rechtmäßigkeit deines Besitzes selbst zu bestreiten."

„Bestie!" wiederholte Frieder, schäumend vor Wut. „Und die Vef wäre wirklich das Lattacherkind?"

„Hab' die Genealogie so genau nicht studiert."

„Dann hätt' ich das arme, verlassene Mädchen auch noch um ihr Hab und Erbgut betrogen?"

„Sagt nicht schon Kaiser Justinian: Volenti non

fit injuria? Das heißt ins geliebte Deutsch übertragen: Wer sich gutwillig schröpfen läßt, wird geschröpft."

„Und ihr Kind, mein Kind, das ich so schnöde wie sie im Elend zurückgelassen?"

„Dem Kindlein ist wohl, es ruht schon längst in der Gottseligkeit Huld dort eben, auf dem Gottesacker der Ungetauften."

Die geballten Fäuste gegen den teuflischen Verführer erhoben, brach Frieder los: „Du — du lenktest mit schlauer Absicht mich auf die falsche Fährte, du Hundling, und steuertest mich mit Bedacht ins Verbrechen! Und das Weib," rief er sich vor die Stirn schlagend, „das damals zu schreien begann, als ich eben mit Sora die Barke bestieg —!"

„Der Hexe lag selbstverständlich daran, mit dem Gelde sich selbst gute Tage zu machen."

„Ich schwör's ich zahle mit Zinseszinsen im baren den ganzen Goldschatz zurück!"

Grell auflachend erwiderte Basil: „Du bist mir ein schöner Verwaltungsrat! Weißt du denn nicht, wie schwer wir passiv sind? Und das wir uns nur durch gefälschte Bilanzen notdürftig noch über Wasser halten?"

Das Antlitz in beide Hände bergend, war Frieder zusammengebrochen, unaufhaltsam flossen seine Tränen.

„Ein Auswurf bin ich, wert, mich zu hassen! Erdrükkend, zu Bergen häuft sich die Schuld!"

*

Das Geschrei der Menge ertönte nun schon ganz aus der Nähe. Der Ton der Sturmglocken schwoll, von dem aus derselben Richtung wehenden Nachtwind herübergetragen, lauter an. Beides klang zu einer aufreizenden, schier unterweltlichen Musik zusammen, die Dunkelheit mit Schauern durchdringend.

Plötzlich wurden Windlichter sichtbar. Eine johlende Arbeitermasse, deren Kern ein Bataillon stramm marschierender junger Leute bildete, wälzte sich heran. Sie besetzte die Straße, flutete durchs Gittertor, ergoß sich in den Garten. Wilde Drohungen, Rufe, die zu Mord und Plünderung aufreizten, stiegen aus dem allgemeinen Lärm hoch. Eine breite Woge brandete gegen die Veranda vor, auf die Frieder und Basil sich zurückgezogen hatten, entschlossen, dem Ansturm die Stirn zu bieten.

Ein älterer Mann, Hammer mit Namen, Vorarbeiter im Werk — man achtete und fürchtete ihn als einen rechtlichen, unbeugsamen Charakter — warf sich mit ausgebreiteten Armen der vordrängenden Menge entgegen.

„Genossen! Halt! Bewahrt kühles Blut! Wir wollen nicht ungeprüft richten. Unsre Sache ist die der Gerechtigkeit, Verfehlungen sühnt man nicht durch Fehler. Laßt uns den Tatbestand vorerst erforschen!"

Die Menge wurde ruhiger, das Brausen und Brodeln legte sich. Auch der Ton der Glocken verstummte. Allmählich trat vollständige Stille ein. Mit einer gewissen Feierlichkeit wendete Hammer sich an Frieder.

„Euren Vater, den Ponholzer erbgesessen, den kannte ich noch, war ein rechtschaffener Mann, wir sprachen manch gutes Wort miteinander, ich werde seiner immer gedenken. Seid Ihr nicht ganz aus der Art geschlagen, so gebt uns Antwort: Ist's wahr, daß Ihr treulos die Tochter des Lattacher Veit, Eure Liebste, samt Eurem Kinde im Elend verlassen und eine Truhe voll Gold, die ihr eigen, listig der also Verstoßenen raubtet? Und ist es auch wahr, daß Ihr, mit dem Erlös des Sündengolds Eure Macht begründend, als Ausbenter Euch hier aufgetan, zur Fron die Bewohner der Wälder verlockend, die einst zufrieden in Freiheit lebten und nun um schandbare Hungerlöhne, indessen Ihr schwelgt und Euer Weib mit anderen Männern sich erlustet, in Tag- und Nachtschichten hundsmäßig schuften, nur um Euch immer noch reicher zu machen, als Eure Veruntreuung Euch schon gemacht? Ist's wahr oder nicht? Ein Ja oder Nein!"

Friedern war es zumut, als hätte der öffentliche Ankläger vor Gericht seine Stimme wider ihn erhoben. Mit gesenktem Haupt stand er unbeweglich und schwieg. Gemurmel lief durch die Menge: „Er verstummt!" — „Ist er schuldig?" — „Wird schon so sein!"

Eine Stimme kreischte auf, die Kohlrachin war es: „Es ist so! Ist wahr! Gott helfe mir, Amen!"

Abermals Gejohle und wüstes Vordrängen gegen die Stufen.

„Packt ihn und schlagt ihn nieder den Hund! Rächt den Raub an Mutter und Kind!

Abermals stemmte mit ausgebreiteten Armen Hammer sich gegen die Flut.

„Zurück! Wartet erst seine Antwort ab!"

„So tu' doch endlich, du Laffe, den Mund auf!" rief Basil ihm zu. „Erklär' ihnen, daß sie im Irrtum sind!"

Und zur ungebärdigen Herde gewendet, wollte er zu reden beginnen: „Wär's so, wie ihr meint, ihr wäret im Recht; doch — Freunde! . . ."

Aber heftige Zwischenrufe schnitten ihm das Wort ab: „Wer redet?" — „Basil!" — „Der Gauner?" — „Der Schuft!" —„Still, Frechling, er soll selber sprechen!"

Auf ein Zeichen Frieders, daß er ihrem Wunsch nachkommen und sich äußern wolle, wurde es fast plötzlich wieder still, totenstill.

Laut und allen vernehmbar, das vom Licht der Fackeln beschienene Antlitz zum nächtlichen Himmel erhoben, sagte er: „Es ist wahr! Ja! Ich bin schuldig!"

Ein Gebrüll der Wut: „Drauf Kameraden!" — „Richtet ihn!" — „Schlagt ihm den ruchlosen Schädel ein!"

Noch einmal versuchte es Hammer, Gewalttaten zu verhindern: „Laßt ab, nicht er allein ist schuldig, der ganze Klüngel büße den Schaden!"

Aber so wenig man einem wilden Tier einreden kann, von der greifbar vorhandenen Beute zu lassen und sich mit einer unbestimmten anderen, nicht sichtbaren und gegenwärtigen, zu vertrösten, so wenig hatten die Mahnungen dieses Besonnenen Erfolg. Tosend strampfte die

vielhundertbeinige Bestie die Stufen hinan und hielt nun knapp vor dem niedrigen schmiedeeisernen Gatterchen, mit dem man die Veranda abschließen konnte, und das, für gewöhnlich offenstehend, von Basil rasch ins Schloß geworfen wurde. Es hätte selbstverständlich einem weiteren Vordringen keinen ernstlichen Widerstand entgegengesetzt, wäre der Strom des hinaufflutenden Gelichters nicht von selbst zum Stillstand gelangt, verblüfft durch eine hagere Gestalt, die plötzlich vor den erstaunten Augen hochwuchs. Basil war es, der sich auf die Balustrade geschwungen hatte und nun, von oben auf das Gedränge herabblickend, mit aufreizender Lustigkeit zu reden begann.

„Recht so! Krieg dem Kapital! Dem Volk nur darf ein Ehrlicher dienen!"

„Herunter mit dem heimtückischen Heuchler!" erhoben sich Stimmen.

Unentwegt fuhr Basil fort: „Hört meine Botschaft, dann erst urteilt! Wißt, ich stehe auf eurer Seite! Den Ausbeutern streute ich Sand in die Augen, scheinheilig mußte ich tun — als ob. In Wahrheit hasse ich sie wie ihr! Vor Gott sind alle Menschen gleich, für ihn gibt es kein Mein und Dein. Besitz ist Diebstahl, Reichtum Verbrechen, das ganze System überlebt und korrupt. Laßt uns unsre Ketten sprengen! Bin ich nicht wie ihr enterbt?"

„Hoch! Er hat recht, alle Menschen sind gleich!" riefen einige Stimmen.

Sie wurden niedergezischt. Gegenrufe, und sie waren

in der Mehrzahl, erschollen: „Der Gauch! Er will uns überlisten!"

„Listen gebraucht' ich, doch nicht gegen euch," fuhr Basil fort; „nur gegen die Schurken und Mammonsdiener, die wie die Pest im Lande wüten, die falschen Christen und Kapitalisten, die sich an eurem Schweiße mästen! Wollt' ich mich in ihr Vertrauen schleichen, so mußt' ich natürlich den Frommen spielen. Es fiel mir nicht leicht, ich überwand mich, ich tat' es nur zu eurem Besten!"

Wieder Stimmen aus der Menge: „Glaubt ihm doch nicht, dem Abgefeimten!"

Aber neuerdings erhob sich Zischen, diesmal gegen die Gegner Basils gerichtet. Die Mehrheit stand zum Unterschied von früher nun schon auf seiten derjenigen, die für ihn eintraten. Sie riefen: „Er meint es ehrlich, er will uns wohl!" — „Er konnte nicht anders, der Ehrenmann!" — „Er mußte den Kapitalisten schmeicheln und tat es nur zu unserem Besten!"

„Bekennst du dich offen zum Proletariat?" fragte eine Stimme aus der Menge.

„So ist's! Und dies ist mein wahres Gesicht! Genossen! Laßt euch nicht irreführen! Vertraut mir, die Freiheit erkämpfe ich euch! Wir stürmen der Bluthunde Burgen und Festen und stürzen des Geldsacks verruchte Herrschaft: Gemeinsam ist alles, ein jeder Besitz, der Boden, die Weiber, die Häuser, das Land! Gemeinsam die Rechte! Hoch Freiheit und Gleichheit! Die Pflichten, die werden abgebaut!"

Die Begeisterung kannte keine Grenzen mehr: „Sei unser Führer! Basil lebe hoch!“

Aber da drängte die Kohlrachin sich auf die Stufen, daß sie trotz ihrer gedrungenen Gestalt über den Mob hinwegblicken konnte.

„Was seid ihr für alberne Schafe!“ rief sie. „Der Wolf verändert wohl jeweils den Pelz, sein Gebiß bleibt das gleiche, Winter und Sommer, mit Haut und Knochen wird er euch fressen! Ist euer Erinnern denn so kurz? Wißt ihr nichts mehr von den tausend Fällen, wo Basil sich filzig und schuftig benommen? War er nicht päpstlicher als der Papst, härter als selbst die Unternehmer? Und nun, weil der siebenmal schlaue Fuchs euch schmeichlerisch um den Bart geht, wähnt ihr, er hätt' über Nacht sich umgestülpt? Der bleibt sein Lebtag, der er war, ein Heuchler und Gleisner, Spitzbube und Lump, ein Schurke und Glücksritter, kurz: Basil!“

Überraschend schnell war die Stimmung abermals umgeschlagen. Der Anblick der Kohlrachin rief das ihrem Mündel widerfahrene Unrecht ins Gedächtnis zurück, über das sie hundertmal mit flammenden Worten gepredigt. Im Handumdrehen verfügten die Gegner Basils wieder über die Mehrheit. Einige junge Burschen aus dem stramm organisierten Bataillon, die persönlich mit ihm ein Hühnchen zu pflücken hatten, machten sich dies zunutze, schürten und wiegelten, begnügten sich schließlich nicht mehr mit Worten, schritten zur Tat.

„Ja, sie hat recht, er will uns betrügen!“ — „Wir

lassen uns nicht an der Nase führen!" — „Herunter mit ihm! Stellt ihm ein Bein!"

Noch einmal versuchte Basil die Oberhand zu gewinnen und das Wort an sich zu reißen, das seine starke Seite war.

„Genossen! Verkennt nicht den treuesten Freund!"

Aber ein wüstes Getöse antwortete ihm.

„Jagt ihn zum Teufel!" — „Stopft ihm das Maul!" — „Gerbt ihm das Fell!" — „Schlagt ihn zu Brei!"

Von der Balustrade jäh herabgestoßen, krümmte er sich, stumm und stolz seinen Schmerz verbeißend, unter den Fäusten und Stöcken, die unbarmherzig auf ihn eindroschen. In diesem Augenblick hörte man einen scharfen Knall. Vor einem der offenen Fenster des Stockwerks schwebte ein Rauchwölkchen.

„Es fiel ein Schuß!" — „Dort hinter der Gardine!" — „Mörder! Sie knallen uns nieder!" — „Versteckte Gendarmen!" — „Auf Wehrlose schießen!" — „Bluthunde! Räuchert sie aus!"

In wildem Schwall wehte der aufgewirbelte Haufe über die Veranda, durch die Tür des Gartenzimmers. Die Fenster flogen auf, solchen, die noch außen standen, das Eindringen zu erleichtern, im Nu war das Haus erstürmt. Frieder, völlig unbeachtet gelassen und seitlich gegen die Balustrade vorgedrängt, wo ein vom vorüberstürzenden Menschenstrom unberührter Raum freiblieb, mußte wehrlos und notgedrungen untätig zusehn, wie die Kanaille sich mit Wollust an die Plünderung und Zer-

störung seines stattlichen Sommersitzes, der Villa Miramonti, machte. Plötzlich war ein Mann, ein Jagdgewehr in den Händen, auf den steinernen Sockel des Gartengitters gesprungen und legte auf ihn an.

„Den Schuß aus dem Fenster soll er uns büßen!"

Im gleichen Augenblick stand eine Frauengestalt mit ausgebreiteten Armen vor Frieder, ihn mit ihrem eigenen Leibe deckend.

„Ihr habt nicht zu richten! Ich stehe zu ihm!"

Der Schuß krachte, das Mädchen stürzte zu Boden.

*

Man hörte kein Geschrei mehr und kaum noch Zurufe, nur das Krachen der Äxte, die Türen und Einrichtungsgegenstände kurz und klein schlugen, das Klirren von Fensterscheiben, Spiegelglas und Porzellan, das Knattern und Sausen der Scheiterhaufen, die in einzelnen Zimmern bereits lichterloh brannten.

Niemand kümmerte sich um Frieder, der, das sterbende Mädchen in den Armen, auf der Erde kniete.

„Vef! Liebste! Mein Gott! Wie ist dir?"

Wie durch einen Schleier sah er die Kohlrachin stehn. Sie rang die Hände und jammerte: „Da liegt sie, die Armste! Hingeopfert!"

„Den Bader!" herrschte er sie an.

Der Mann, der auf Frieder geschossen, drang plötzlich mit geschwungenem Gewehrkolben auf ihn ein.

„Nicht ihr — dir, Hund, wollt' ich zur Ader lassen!"

Mit Blitzesschnelle aufgesprungen, hatte Frieder ihn an beiden Handgelenken gepackt. Erbittert rangen sie miteinander. Es gelang Friedern, ihm das Jagdgewehr zu entwinden. Verächtlich schleuderte er es von sich, der Meuchelmörder war entflohen, unter der mit Plündern beschäftigten Menge verschwunden. Wieder kniete Frieder am Boden, er hatte seinen Rock abgelegt und bemühte sich, der Schwerverwundeten Erleichterung zu verschaffen, indem er ihn zusammenfaltete und ihr bleiches Haupt darauf bettete wie auf ein Kopfkissen.

„Schändlicher ich, der dies alles verschuldet!"

„Es lockte die Welt . . . Ich bete für dich."

„Das Leid, das du littst! Die bittere Qual!"

„Mein Herz ist reich, ich habe obsiegt und segne die ewige Güte!"

„Und hassest mich nicht? Und trugst doch so schwer!"

„Ich durfte dich lieben, so warst du mein."

„Das Kindlein, in Kummer geboren, blieb tot?"

„Mir träumte manchmal, du hätt'st es geherzt."

Sie lächelte, schon halb benommen, versuchte sich aufzurichten, der Widerschein des im Hause aufflammenden Feuers hatte sie geblendet.

„Sieh, das Leuchten! Ist's Himmelsglanz? Strahlt Gottes Glorie mir schon entgegen?"

Er redete ihr zu, still zu liegen und sich nicht zu bewegen, wollte sie weicher betten. Sie schien eine Erscheinung in ihm zu erblicken, mit großen, überhellen Augen hauchte sie beglückt: „Willst du dich wirklich mein erbarmen?"

Dann aber, ihn plötzlich wieder erkennend, starrte sie ihn erschrocken an. Ihre Miene wurde ernst, Sorge malte sich in ihren Zügen, und mit einem gewaltsamen Ruck sich auf den linken Arm stützend, zog sie ihn mit der Rechten ganz nahe an sich heran, als hätte sie ihm noch ein Geheimnis zu vertrauen.

„Auf der Unschuldigen Gottesacker droben, da weiß ich ein kleines Grab. Dort bette mich, willst du's versprechen? Knapp neben dem kleinen Liebling, da ist ein sicherer Platz, dort hab' ich meine Ruh'. Und kommst du mich besuchen und legst ein Kränzel hin von Goldlack oder Veiel — wir wollen es redlich teilen, das Kind und ich. Wär's dir so recht und nach deinem Sinn? Oder — ist es zuviel gefordert? Du sollst, Liebster, mich nicht ganz vergessen, das ist's, wovor mir bangt!"

„Wie könnt ich dich jemals vergessen!" rief er von Schmerz zerwühlt und schloß sie warm in seine Arme. „Ich säte Schuld und ernte nun Reue, doch halt' ich dich fest und lasse dich nicht! Immer will ich nun bei dir bleiben, das Glück, um das ich dich betrog, dir hundert- und tausendfältig entgeltend!"

Den Kopf leise bewegend, sagte sie traurig, mit mattem Lächeln: „Das Glück, fände es jetzt sich ein, es käme zu spät!"

„Die Kraft meiner Liebe wird dich erretten!" rief er, sie in wahnsinniger Angst umklammernd.

Da leuchtete etwas wie Verklärung über ihr Antlitz, von Schwäche überwältigt, sank sie zurück. Mit dem

Hauch des letzten Atems kam es von ihren Lippen: „Für die Liebe . . . ist es . . . niemals zu spät."

Weinend warf Frieder sich über die Tote. Er meinte diese Stunde nicht zu überleben.

Die Kohlrachin rückte mit dem Bader und einigen Nachbarn an. Sie erkannte sofort, daß irdische Hilfe hier nichts mehr helfen konnte. Haßerfüllt packte sie Friedern am Arm und riß ihn von der Leiche zurück.

„Hinweg! Du hast hier nichts mehr zu suchen! Laß sie in Reinheit und Frieden ruhn, eine Tote kann man nicht mehr betrügen!"

Jäh hatte er sich aufgerichtet und starrte entsetzt die Alte an, neben dem entseelten Körper der Geliebten knieend.

„Wage es nicht, sie anzurühren!" schrie die Kohlrachin, ihm außer sich vor Schmerz und Wut einen Stoß versetzend, daß er seitlich hinsank. „Vernichtet hast du dies junge Leben! Nun pilgre zum Gottesacker hinauf, wo die unschuldigen Kinder ruhn! Wirf dich der Schmerzensreichen zu Füßen, vielleicht kann *sie* dir Verzeihung gewähren, ich vergebe dir nicht! Ich niemals! Nie!"

Über das Dach der Villa Miramonti züngelten die roten Hähne, in wildem Tanz hüpften sie übereinander hinweg, von Balken zu Balken. Die Menge verlief sich, ein paar Gendarmen, die sich verspätet eingefunden, trieben die noch Zögernden vor sich her. Dem wie eine Fackel brennenden Haus drohte Einsturz.

Noch immer hatte die Alte nicht das volle Maß

ihres Zornes über Frieders Haupt ausgegossen. Auf das Feuermeer weisend, das die Umgebung gespenstig erhellte, fuhr sie fort, den ohnedies bis zur Verzweiflung Erschütterten anzuklagen.

„Wie mit Flammenschrift in den Himmel geschrieben, so bleibt dir für alles, was du verbrochen, ein Schand- und Brandmal aufgedrückt! Gernegroß, der sich was Besseres dünkte, brechend der Berge geheiligten Bann, du warst's, der die huldreichen Frauen verscheuchte, so öffneten sich des Unheils Schleusen. Hoffart hat schon die Engel gestürzt, da kamen die Teufel ans Ruder. Und seit, durch dein eitles Beginnen verhöhnt, die Himmlischen dieser Gegend entflohn, regiert hier Basil, dieses Scheusal! Wie böse Krankheit um sich frißt, wo heilende Kräfte versagen, so wußte dieser Gottseibeiuns die Sünde hier zu verbreiten, bis unser einst so friedliches Tal, erstickt in rauchigen Schwaden, durch Ausbeuterei und Geldsackwirtschaft in hellen Aufruhr geriet. Und alles dies mit gestohlenem Gut! Basil, der war dein Verführer. Du konntest sein Herr sein und wurdest sein Knecht und seiner Schandtaten Genosse — jetzt stehst du am Ende, entehrt und verfemt, und willst du dein Gewissen befragen: du hast es nicht besser verdient!" Ihre keifende Stimme überschlug sich, während sie mit ausgestrecktem Finger auf Vefs Leiche wies: „Der riefst du einst zu: Ich komme wieder! Wer nicht kam und ihrer vergaß, das warst du! So trug sie im Verborgnen ihr Leid, schlug beharrlich jeden Bewerber aus und dachte nur an dich Ungetreuen, die

Törin in ihrem Kränzel aus Stroh! Ja, töricht war sie — oder groß, ganz wie man's nimmt! Wie sagt Basil? Es kommt alles auf den Standpunkt an. So predigt dein sauberer Herr und Meister. Geh nur zu ihm und bleib ihm treu! Von ihr laß ab! Du bist nicht wert, die Scholle auf ihren Sarg zu werfen!"

Sie gab den Bauern, die sie begleiteten, einen Wink, diese hoben behutsam, als faßten sie etwas Heiliges an, Vefs Leiche. In diesem Augenblick krachte ein Teil des brennenden Hauses nieder, man sah in einen wahren Höllenkrater hinein.

„Dir Elender aber und deinem Dasein", so schloß die Alte, in höchster Erregung schreiend, „fluch' ich mit aller Kraft meiner Seele! Im Höllenfeuer sollst du braten und, wie du kein Erbarmen kanntest, keins finden!"

Damit folgte sie den Nachbarn, welche die irdischen Überreste Vefs langsam und feierlich aus dem Garten trugen und sich durchs Gittertor entfernten. Wie zerschlagen an allen Gliedern erhob Frieder sich von der Erde. Zögernd, aber unwiderstehlich angezogen, schlich er aus einiger Entfernung dem Trauerzug nach.

In dem Augenblick, wo er sein Grundstück verließ und auf die Straße hinaustrat, stürzte der letzte Rest des Gebäudes unter lautem Donner zusammen. Ungeheure Rauch- und Staubwolken entzogen es seinem Blick.

Dieses völlige Zerstörtsein und in Glut und Asche Versinken der stattlichen, schloßartigen Villa Miramonti, die sich an derselben Stelle erhoben hatte, wo einst

die Ponholzkenſche geſtanden, empfand er wie ein Gleichnis ſeines eigenen Lebens.

Kein Fluch des aufgebrachten Weibes konnte ihn härter treffen, als das Verdammungsurteil, das er über ſich ſelbſt geſprochen.

*

Auf dem Gottesacker der Unſchuldigen war ſelten ein anderer Ton zu hören als das Plätſchern des Steinkaſerbrunns, der außen an der Friedhofsmauer ſeinen klaren Waſſerſtrahl in den Brunnentrog ergoß. Wer aber an dieſem kühlen, wolkenverhangenen Herbſtnachmittag — Schnee war gefallen und an ſchattigen Stellen ſogar liegen geblieben — zufällig an jenem Brunnen vorübergekommen wäre, der hätte außerdem auch noch im Innern des Friedhofs Geräuſche vernehmen können, das Klirren von Hane und Schaufel gegen die zahlloſen Steine, die in dieſem hochgelegenen Moränengrund dem Erdreich beigemengt waren, und auch zwei Männerſtimmen, die ſich bei der Arbeit miteinander unterhielten.

Bauernburſche aus Olſach, der Sohn und der blutjunge Knecht eines Nachbarn der Kohlrachin, waren damit beſchäftigt, knapp neben der holzgeſchnitzten Bildſäule der Schmerzensreichen ein neues Grab auszuheben.

„Ich glaubte bisher, nur Neugeborne dürfen hier beerdigt werden?“ ſagte das Knechtlein.

„Stimmt. Für gewöhnlich iſt es ſo,“ antwortete der Bauernſohn. „Die Ungetauften, die als ruheloſe Seelchen geiſtern müſſen, kommen da herauf. Denn was keine

Taufe hat, gehört in ungeweihten Boden und in die Nachbarschaft der Einöde. Wenn diesmal eine Ausnahme gemacht wird und eine erwachsene Leiche hier liegen soll, die mindestens so gut getauft war wie du und ich, so geschieht es auf eigenen Wunsch."

„Wäre ich eine Leiche, noch dazu eine richtig getaufte," sagte das Knechtlein, „so wüßte ich mir was anderes zu wünschen. Einmal in die Christenheit aufgenommen, fiele es mir nicht ein, mir einen so unheimlichen Platz wie diesen eigens auszusuchen. Im Gegenteil! Mit Händ' und Füßen würde ich mich dagegen wehren, hier begraben zu werden, falls ich zufällig gestorben wäre."

„Wärst du einmal tot, so könntest du dich auch nicht mehr wehren," meinte der Nachbarssohn. „Aber bei deinen Lebzeiten, wenn du um dich schaust und hättest weit und breit niemanden mehr auf der Welt als dein verstorbenes Kind —"

„Wenn es verstorben wäre, dann hätt' ich's doch nicht mehr! Und überhaupt hab' ich gottlob noch keins."

„Ich sage ja auch bloß: W e n n und H ä t t e s t! Also, für den Fall, daß du auf der weiten Welt nichts mehr hättest als dein Kind —"

„Wenn ich dir schon sag' — willst mir's durchaus nicht glauben? Ich h a b' kein Kind!"

„Himmelkreuzdonnerwetter! W e n n du eins hätt'st und es läg hier begraben — so mein' ich's — wer weiß, würde es dir dann nicht auch Spaß machen, an seiner Seite beerdigt zu werden."

„Spaß machen würde es mir auf keinen Fall!“ sagte das Knechtlein mit Überzeugung. „Und schon gar nicht, wenn ich mitten unter Ungetauften liegen müßte. Mich wundert nur, daß die hohe Geistlichkeit so etwas erlaubt.“

„Der Herr Pfarrer, Hochwürden, war auch dagegen, aber die ehrwürdigen Brüder Kapuziner in Olsach haben's durchgesetzt und sich sogar erbötig gemacht, das Grab eigens einzuweihen. Weil es sich nämlich um ein ganz besonderes Frauenzimmer handelt, du begreifst!“ Er spuckte in die Hände, faßte das Grabscheit fester an und tat einen kräftigen Stich in das Geschiebe der Grube, in der sie nun schon tief bis über die Knie standen . . . „Um ein Frauenzimmer nämlich,“ sagte er, „das beinahe so etwas wie eine Heilige gewesen wäre, wenn es in unseren Tagen dergleichen überhaupt noch geben würde.“

„Eine Heilige —?“

Der junge Knecht wunderte sich, wollte vor lauter Verwunderung sogar die Schaufel an die Erdwand lehnen und mußte erst ermahnt werden, seine Arbeit deswegen nicht zu unterbrechen.

„Eine Heilige?“ wiederholte er, gehorsam weitergrabend. „Unsinn! Hab' sie doch auch gekannt, die Vef, ein Mädel aus dem Werk wie andere auch!“

„Na, gut kannst du sie keinesfalls gekannt haben, wenn du behauptest, sie war wie die andern.“

„Anders wie die andern schon,“ gab das Knechtlein zu. „Aber jede andre ist anders als die andern. Und des-

wegen gleich eine Heilige? Da hätte sie ja müssen Wunder verrichten können, und hätte die Vef das gekonnt, so wär' es ihr ein Leichtes gewesen, in Wohlstand und Ehren zu leben und sich schließlich in einer marmornen Gruft beisetzen zu lassen. Denn hätte sie Wunder wirken können, wie eine richtige Heilige, so hätte sie nur mit dem kleinen Finger zu winken brauchen, und das viele Gold, das ohnedies ihr gehört haben soll, hätte ihr nie gestohlen werden können. Und dann wäre sie selbst Herr über das ganze große Werk gewesen, oder zum mindesten Verwaltungsrat in der Hephaistos A. G., und hätte mit einem ganzen Hofstaat in der stattlichen Prachtvilla gewohnt, worin jetzt die Herrschaften wohnen — oder vielmehr gewohnt haben; denn in einem rauchenden Trümmerhaufen kann überhaupt kein Mensch mehr wohnen."

Nun war die Reihe an dem andern, daß er seine Schaufel beinahe an die Erdwand gelehnt hätte. Mit mitleidigem Kopfschütteln sagte er: „Ich sehe, daß du von diesen Sachen aber schon einmal gar nichts verstehst! Sonst müßtest du wissen, daß eine Heilige niemals Verwaltungsrat sein und in einer Prachtvilla wohnen kann. Im Gegenteil! Die Heiligen, wenn ihnen ihr Hab und Gut durch die Bosheit ihrer Mitmenschen entwendet worden ist, machen in der Regel nicht einmal den Versuch, wieder zu dem ihrigen zu gelangen! Alle durch die Bank sterben sie mit besonderer Vorliebe in Armut und Entblößung, genau so wie diese da!"

„Sterben in Armut und Entblößung — meinetwe-

gen!" sagte das Knechtlein. „Aber in Armut und Entblößung leben — das wäre mein Fall nicht!"

„Von dir verlangt es auch niemand. Dafür mußt du eben liegen, wo die andern liegen und kannst dir dein Platzel nicht extra aussuchen."

„Verlang' mir auch keine Ausnahm'! Ist mir eh' lieber im Dorf unter meinesgleichen, um die Kirche 'rum, als da heroben, wo die Füchse einander Gute Nacht sagen und halbscheid Sommers noch Schnee liegt."

Gleichzeitig hielten sie beide mit Arbeiten inne und lauschten in die Ferne hinaus. Aus dem Geplätscher des Steinkaserbrunns konnte man manchmal verschiedene Töne heraushören. Aber diesmal war's doch anders, es klang wie eine zusammenhängende Tonfolge, wie ferner Gesang.

„Du — mir ist, die kommen schon!" mahnte der Ältere von den Burschen. „Noch geschwind ein paar Schaufeln! Je tiefer wir sie betten, um so eher gewinnen wir in ihr eine Fürbitterin."

*

Bald näherte sich der Trauerzug, auf die Berghöhe emportragend, was an Vef sterblich war, und ihr das letzte Geleit gebend. Kinder in weißen Kleidchen, Lilienstengel in den Händen, eröffneten die Prozession. Ihnen folgten unter Führung des Olsacher Dorflehrers Chorknaben, ein feierliches Totenlied singend, dann im roten

Ministrantenmantel ein Junge, der ein schwersilbernes Stangenkreuz vortrug, und andere, ebenfalls rot gekleidete Knaben, Weihrauchfässer schwingend, denen bläuliche Wölkchen entströmten, die trotzig herbe Alpenluft, in der es nach Thymian und Zirbelkiefern roch, mit frommen kirchlichen Düften durchdringend. Dann kamen Bauern mit harten, ausgearbeiteten Gesichtern, den schmucklosen, schwarzgestrichenen Sarg auf den Schultern, hierauf ein Kapuziner, ein jugendlich kräftiger Mann in mächtigem Vollbart von derselben rötlich braunen Farbe wie die strickumgürtete Kutte. Dahinter sah man die Kohlrachin wallen, das gramgefurchte Gesicht von einem schwarzseidenen Kopftuch umrahmt. Den Beschluß machte ein langes ländliches Trauergeleit, Bauern und Dorfbewohner, Männer und Frauen, die brennende Wachslichter trugen. Worauf zu allerletzt noch ein kleines Tränblein Arbeiter und Arbeiterinnen sich anschloß, nur wenige — teils weil die Zerstörung der Werksgebäude und Arbeitsstätten den Zusammenhang der Masse aufgelöst hatte, teils aus dem Grunde, weil den meisten die Vef als Anlaß zu einem Putsch zwar gerade gut genug, im übrigen aber gleichgültig, wo nicht gar verdächtig gewesen war.

Unter Gesängen schloß sich der Kreis der Trauergäste um die offene Grube, auf welche die Schmerzhafte Muttergottes, das ragende Schwert im Herzen, trotz der verblichenen und vom Holze vielfach abgeblätterten Farben wie eine Leidtragende, die zu leben schien, herab-

blickte. Nachdem der Kapuziner das Grab geweiht und die Leiche eingesegnet hatte, ward der Sarg an Stricken hinabgelassen. Mit gutgemeintem Stimmaufwand sang der Diener des Herrn: „Requiem aeternam dona ei, Domine!"

Der Chor der Knaben und Meßdiener antwortete: „Et lux perpetua luceat ei!"

„Requiescat in pace!"

Schon kollerten die Schollen auf den Sargdeckel. Des Nachbars Sohn und Knechtlein arbeiteten mit ihren Schaufeln, den vorhin ausgehobenen Schacht wieder aufzufüllen. Bald häufte sich ein Hüglein, das letzte Dach, unter dem der Mensch wohnt, und das einzige, das jedem unbestritten gehört, auch wenn er bei Lebzeiten nie ein eigenes über seinem Haupt hatte.

Während die teilnehmende Menge, die den Hügel in dichtgedrängter Runde umstand, das Vaterunser und den Englischen Gruß mit fromm ausdauerndem Gemurmel oftmals wiederholte, erhob sich, leise einsetzend und allmählich anschwellend, ein wundersames, weihevolles Klingen in den Lüften. In diesem Augenblick brach die Abendsonne, knapp vor Untergang, aus Wolken vor und überflutete das frisch aufgeworfene Grab, die Schmerzhafte Muttergottes dahinter, die nahen Felsen und Geröllhalden mit rotgoldenem Licht. Alles sank in die Knie. Nur der Kapuziner blieb aufrecht stehn, Blick und Arme gegen Himmel erhoben, er glaubte Gesang aus den Wolken oder von der Höhe der Berge herab zu vernehmen:

„Irdischer Schatten ist gewesen,
Schein zur Wahrheit heimgekehrt,
Wo kein Sehnen mehr beschwert
Und sich, frei, von Leid genesen,
Zur Vollkommenheit verklärt,
Ewig rein und unversehrt.
Göttlich offenbart — das Wesen."

Die Stimmen verhallten. Das Klingen in den Lüften, das auch die gesenkten Hauptes um den Grabhügel knieende Schar der Andächtigen vernommen hatte, hielt noch eine Weile an. Als es leiser wurde und allmählich erstarb, bekreuzten sich die Leute tief ergriffen, erhoben sich einer nach dem andern und verließen nach und nach den Ort des Wunders, um den Abstieg ins Tal anzutreten.

Nur die Kohlrachin war noch zurückgeblieben, stumpfsinnig und tränenlos am Grabhügel kauernd, den sie mit einem Mosaik von weißen Steinchen und gesammelten Beeren schmückte, bunte brennende Wachskerzchen dazwischen pflanzend. Auch der Kapuziner hatte sich noch nicht entfernt. Stumm und unbeweglich wie eine Bildsäule stand er nach wie vor auf derselben Stelle, den Blick in inbrünstiger Verzückung gegen Himmel gerichtet . . .

Ein Augenpaar, das vom Steinkaserbrunn her über die Friedhofsmauer spähte, beobachtete die beiden verstohlen eine Zeitlang und zog sich dann in aller Stille wieder zurück. Es gehörte einem zerschlagen und herab-

gekommen aussehenden Menschen, der, um dem Leichenzug auszuweichen, die Höhe von der steileren und weniger begangenen Bergseite her erklommen hatte. Auf allen vieren, wie eine Katze hinschleichend, stahl er sich jetzt dem vom Brunnen absickernden Wässerchen entlang, in fieberhafter Aufregung eine Stelle suchend, die seinem leidenschaftlichen Trachten Erfüllung verspräche. Er hoffte nämlich, es könnte hier seit der Zeit, da seinem Bruder, dem Ponholzkeuschler Niklas, der Zufall so hold gewesen, von dem verwünschten und doch so erwünschten gelben Metall sich wieder einiges angesammelt haben.

Ach, wie gut hätten ihm ein paar Körnlein roten Goldes getan! Dem Dürftigen ist die Welt verschlossen, wie sollte er, von vorne anfangend, wieder hinaufkommen, ohne einen Kreuzer Geld in der Tasche? Denn gegenwärtig stand er völlig mittellos da, abgebrannt bis auf die schäbige Kluft, die er auf dem Leibe trug, ohne Erwerb und Verdienst und ohne jede Aussicht, nach diesem blamablen Kladderadatsch noch irgendwo Aufnahme zu finden. Ja, sogar ohne die Möglichkeit, auch nur um ein Stück trocknen Brots zu betteln — lief er doch Gefahr, sein Leben aufs Spiel zu setzen, wenn er es wagte, das verbergende Dunkel der Wälder, den schützenden Wall der Berge zu verlassen, um bei wem immer in dieser Gegend Unterschlupf und Hilfe zu suchen. Und ewig konnte er doch nicht, wie seit jener Schreckensnacht, in der Wildnis umherstromern!

„Der dümmste Streich meines Lebens," sagte er sich, „daß ich die Kanaille mit schönen Worten zu ködern glaubte! Hätte ich ihr lieber den Herrn gezeigt — an Schußwaffen fehlte es uns nicht — so wäre ich wenigstens auf der andern Seite Liebkind geblieben."

Zum erstenmal in seinem Leben bereute er. Ja, er hatte auf die falsche Karte gesetzt! Hatte es, indem er plötzlich kommunistisch aushängte, mit den Kapitalisten vielleicht für immer verdorben und in der sicheren Erwartung, sich dank seinem Mundwerk zum Führer der Massen aufzuschwingen, auf Sand gebaut. Nun vertraute er in einer Art Aberglauben darauf, daß der Sand ihm gewissermaßen Genugtuung dafür gewähren und ihn Schätze finden lassen müsse. Und sobald er eine Stelle entdeckte, die ihm Aussicht auf Erfolg zu bieten schien, begann er mit der Hast und Gier der Verzweiflung im Sandgrus zu wühlen.

Während dessen war der Bruder Kapuziner aus seinem inbrünstigen Entrücktsein zu sich gekommen und mit seinen Gedanken aus dem Himmel wieder auf die Erde herabgestiegen. Wie ein Erwachender blickte er um sich und fand sich auf dem menschenleer gewordenen Friedhof mit der Kohlrachin allein.

„Wie lieblich hat's aus den Bergen geklungen!" sagte er, noch immer aufs tiefste erregt und bewegt. „Oder war's ein Gesang der Engel, da wir dem Himmel hier so nah'? Und dann der goldig strahlende Schein, als leuchtete Gottes Angesicht — mich dünkt, wir erlebten ein Wunder!"

Die Kohlrachin hatte sich erhoben, sie näherte sich an seiner Seite dem Ausgang des Friedhofs.

„Oft hört' ich's klingen in früheren Jahren, so schön wie heut jedoch noch nie, so himmlisch und so einzig schön!"

„Ganz eigen, ganz eigen!" sagte der Kapuziner, sich von ihr verabschiedend. „Es ist, wie ich sage, es war ein Wunder!"

Und erfüllt von Gottesgedanken, wendete er sich bedächtig dem Pfade zu, der ins Tal hinabführte.

*

Kaum hatte die Kohlrachin, um sich für den Heimweg noch durch einen kühlen Trunk zu stärken, ein paar Schritte in der Richtung gegen den Steinkaserbrunn getan, als Basil ihr unerwartet in den Weg trat.

„Trini! Geliebte meiner Jugend! Kennst du mich noch?"

Und da die Alte, sich von ihrem Schrecken erholend, eine entrüstet abweisende Handbewegung machte, fuhr er fort: „Ja, leider Gottes, du beliebst mich zu hassen! Aber heißt das christliche Nächstenliebe, einem armen ins Unglück geratenen Teufel Zuspruch, Trost und Hilfe versagen? Mittellos bin ich, nah am Verhungern und unterstandslos. Liebchen von einst! Dein Herz ist gut, nur die Schale ist rauh, ich weiß es! — Gelt, du wirst mir was borgen?"

Anfangs sprachlos vor Wut und mühsam nach Luft

schnappend, kreischte die Kohlrachin auf: „Du hier? Entweihst du selbst *diesen* Ort mit deines Atems Pesthauch, Verworfener? Mir aus den Augen! Mach, daß du fortkommst!“

„Hier ist's jedem erlaubt, spazieren zu gehn.“

„Jawohl, den Menschen und den Tieren, nicht Ungeheuern von deinem Schlag!“

Mit einem heuchlerischen Seufzer sagte Basil: „Ach Gott, ich wollte das Grab unsres Kindleins, des beklagenswerten, das du in Schmerzen gebarst, ein letztes Mal noch mit Blumen schmücken, bevor ich für immer ins Elend wandre.“

„Jahrzehntelang hast du dich nicht drum bekümmert,“ erwiderte die Kohlrachin, schon merkbar milder gestimmt. „Hätt'st Ursach, am Grab Abbitte zu leisten, könnt's Kindlein reden, es würde dir fluchen!“ Und in Tränen ausbrechend rief sie: „Drei Gräber hier hast du nun schon auf der Seele! . . .“

In gespielter Zerknirschung senkte Basil das Antlitz auf die über der Brust gefalteten Hände nieder.

„Wie tief bereue ich, was ich verbrach! Schwer sündigen wir alle im Menschengetriebe, am schwersten sündigen wir doch am Weibe! Für mich gilt höchstens als Milderungsgrund, daß ich dich damals so schwärmerisch liebte . . .“ Er näherte sich ihr und redete wie in neu aufflammender Leidenschaft auf sie ein: „Mein Herz hing an dir in verhaltener Glut, du warst so jung und schön und minnig, wie sehnlich wünscht' ich mir dich zum Weibe! Schon sah ich dich herrlich in Schleier und

Myrte, da kam aber leider etwas dazwischen . . . Wie schwer hab' ich, ach! mich an dir vergangen!"

Trotz alles Mißtrauens wohltuend berührt, trocknete die Alte ihre Augen.

„Wenn du's nur einsiehst, ob auch zu spät. Laß ruhn! Längst wuchs schon Gras darüber."

„Einsah ich's stets!" beteuerte Basil, Rührung vorspiegelnd. „Und doch bin ich, glaub es mir, teuerste Trini, ein gutes Stück besser als mein Ruf. Das Leben war schuld, es hämmert uns hart, von Haus aus bin ich gemütvoll und treu! Stand auch im Begriff heimzukehren und ehrbar mit dir vor den Altar zu treten, da plötzlich — sperrten sie mich ein. Nicht schuldlos — doch streng weit über Gebühr! Zerknirscht, beschämt, gedemütigt, fühlte ich: Nein, Basil! Du bist ihrer nicht wert! Und fest stand's in mir: Du mußt verzichten! Was auf der Welt dir das Liebste ist, dem mußt du entsagen! . . . Wie schwer es mir fiel, das ist nicht zu schildern. Ich trug's und leerte den bitteren Kelch."

„Das Unglück versöhnt mit mancher Schuld," sagte die Kohlrachin weich geworden und ergriffen. „Auch dich hat das Schicksal hart mitgenommen."

„Ich vertraue der läuternden Wirkung der Buße, denn im Grunde bin ich ein guter Christ . . ." Und den demütigen Ton plötzlich fallend lassend, fuhr er, wieder kühner geworden, fort: „Ein besserer vielleicht sogar als du, die den ins Elend geratenen Dulder, den reuigen Sünder hartherzig verstößt! . . ." Hierauf wieder gefaßt und still ergeben, mit scheinheilig gesenktem Haupt:

„Wie immer . . . Ich hab' es verdient, das ist wahr. G e r e c h t mag's ja sein. Ob auch menschlich —? Auch christlich —? Der Richter da droben, der mög' es entscheiden."

Er streckte ihr zum Abschied die Hand hin.

„Leb wohl! Vergiß, daß es einen gab, der Basil hieß und dich liebte wie keiner! Der das Gute wollte und doch menschlich irrte und bußfertig im tiefsten Unglück verstarb. Leb wohl! Und mögen deine Wege dornlose Rosen und Lilien umblühn! Gott segne deinen Lebensabend!"

Fast ängstlich, daß er sich wirklich zum Gehen wenden könnte, hielt sie ihn am Ärmel zurück.

„So warte noch! Niemand soll ungetröstet von der alten Kohlrachin scheiden!" Und ihre Röcke aufhebend, deren sie eine ganze Anzahl übereinander trug, und aus dem untersten einen gestrickten Beutel hervorziehend, sagte sie: „Hier, nimm alles, was ich in meinem Leben, reich an Arbeit, ersparte! Helf' dir's, eine bessere Zukunft gestalten!"

Wie ein ausgehungerter Hund nach dem Bissen schnappt und ihn verschluckt, so erhaschte Basil den schwer gefüllten Beutel, der im gleichen Augenblick auch schon in seiner Tasche verschwunden war.

„Schön Dank! Fürs erste wird es wohl langen," rief er aufgeräumt; „inzwischen bring' ich's schon wieder zu Wohlstand. Nicht leicht verkommt einer meinesgleichen in dieser verteufelten Gotteswelt."

Die Kohlrachin stutzte und sah ihn zweifelnd von der Seite an.

„Das klingt fast wie Lästerung oder Hohn? Vergiß nicht, noch gibt's einen strafenden Gott!"

„Die strafende Gerechtigkeit ist zum Glück mehr aufs Jenseits begründet," lachte Basil auf, der keinen Grund sah, sein wahres Gesicht noch länger hinter der Maske zu verstecken. „Nun meinetwegen, mir ist es egal, komm' ich *hier* flott durch, mag ich *drüben* rösten!"

Die Alte, plötzlich ernüchtert und mit Schrecken erkennend, daß sie ihre Ersparnisse einem Unwürdigen geschenkt, rang verzweifelt die Hände: „Du Schurke! So ging ich dir auf den Leim?"

Frech höhnend erwiderte er: „Trösten Sie sich, Madame, jede Vettel, sei sie so alt und häßlich wie immer — auf Süßholz fällt sie totsicher herein!"

„Mir geschieht recht, warum war ich so dumm!" schrie die Kohlrachin, mit den Fäusten ihre Stirn bearbeitend. „Was einmal schwarz war, bleibt auch schwarz, das hätte ich Schöpsin wissen müssen! Dir aber mög' Gott nichts Gutes mehr gönnen! Verkommen sollst du wie ekles Geschmeiß, damit du erkennst, daß *Er* noch regiert!"

„Dran zu zweifeln kam mir nie in den Sinn," fuhr Basil zu höhnen fort; „hat doch der Brave mir immer bisher mein Leben so ziemlich nach Wunsch gestaltet."

„Das war nicht Gott, und gedieh es dir gut, so ging's ihm sicher wider den Strich!"

„Wie immer, ich bin wie die Hundskamille, die, niedergetreten, erst recht prosperiert. Und falls mir in Zeit oder Ewigkeit noch einmal das große Vergnügen

gegönnt wär', dich alte Klatschbase wiederzusehn, so mach dich gefaßt, ich bin dann bestimmt wieder obenauf und ein großer Herr!"

Außer sich vor Empörung, kehrte sie ihm den Rücken zu und humpelte eiligst davon. Erst in einiger Entfernung blieb sie stehn und rief mit vor Wut kreischender Stimme zurück: „Kommt's auf mich an, so sehn wir uns niemals wieder!"

Hierauf machte sie noch ein paar Schritte weiter, dann drehte sie sich abermals um: „Auf Erden geh' ich dir schon aus dem Weg, und kämst du durch einen Dreh in den Himmel, so erbäte ich mir vom Herrgott als Gunst einen Platz in der Hölle, recht weit von dir!"

Etwas erleichtert setzte sie hierauf, ohne noch einmal anzuhalten, ihren Weg fort, während Basil ihr belustigt nachblickte, bis sie um die Ecke der Friedhofsmauer verschwunden war.

Auch so eins von den Vogelhirnen, dachte er, denen es eine unerklärliche Schicksalsfügung dünkt, daß gerade die, die sie böse nennen, manchmal gar nicht übel gedeihn. Dann klagen und zetern sie wohl, das Schlimme triumphiere hinieden, Gottes Weltenplan durchkreuzend! Und merken nicht, was für ein sonderbarer Gott das wäre, der sich vom Teufel überlisten ließe. Sollte man der Reputation des Herrgotts nicht lieber aufzuhelfen versuchen, indem man die landläufige Moral ein bißchen revidierte?

„Täten dies die Tugendbolde," sagte er sich, „so kämen sie vielleicht zu demselben Ergebnis, das der Inbe-

griff meiner Erfahrungen und der Weisheit letzter Schluß ist: Es kommt alles auf den Standpunkt an!"

Zum Brunnen zurückgekehrt, zog er den Geldbeutel der Kohlrachin aus der Tasche.

„Wollen mal sehn, ob sich's halbwegs lohnte . . ."

Er zählte, schüttelte den Kopf, zählte noch einmal. Das sollte der Ertrag eines ganzen arbeitsamen Lebens sein? Mehr hatte die Alte sich nicht zurücklegen können? Warum mußte sie aber auch ein Halbdutzend Röcke übereinander tragen! Tät's nicht einer allein auch? Ja freilich, wenn man solchen Aufwand treibt! . . . Mit einem Seufzer steckte er den Beutel wieder zu sich.

„Na, da läßt sich nichts machen, man nimmt es eben."

Und mit neu aufgestachelter Leidenschaft begann er abermals im Quellsand zu wühlen.

*

Seit jener Unglücksnacht, da der Fluch der Kohlrachin ihn von der Leiche der Geliebten fortgescheucht, hatte Frieder in der starrenden Einöde der Gletscher umhergeirrt, der nagende Schmerz in der Brust ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

In verlassenen Almhütten nächtigend, hörte und spürte er den Sturm durch die Ritzen sausen, das leidvolle Toben seines Innern schien sich im Kampf der Naturgewalten widerzuspiegeln, der um die bereits völlig winterlichen Berghöhen wütete. Bei Tag trieb es ihn

unstet über Firnfelder und Eiswüsten, ohne daß trotz der Gefahren, Unbilden und Entbehrungen, die er bestand oder litt, sein namenloses Weh sich hätte lindern wollen.

Auf dem Hochgipfel des Rauchenkatsch, auf dessen Riffen, Zinken und massigem Felsunterbau, lag fußhoch Neuschnee, so daß der Bereich der Ferner eine unbegrenzte Ausdehnung gewonnen zu haben schien. Oft setzte im Wehen plötzlich aufgestandener Nordböen so ungestümer Flockenwirbel ein, daß kaum die Hand vor den Augen zu sehen war. Und an jenem frostigen Herbstnachmittag, da Vefs Irdisches der Erde übergeben wurde, zwang ein wahrhaft nordpoliges Unwetter den armen Büßer, ins tiefer gelegene Gebiet der Moränenwälle herabzusteigen.

Über die unabsehbaren Halden von Gletscherschutt wandernd, wo der Schnee nur schattseitig liegen geblieben war, glaubte er plötzlich das Klingen der Berge zu vernehmen, das lange nicht gehörte, nach dem er sich in seinen frühen Jahren gebangt, den Gesang der Huldinnen, die auf den Höhen thronen. Stillstehend und lauschend, merkte er indessen bald, daß der Ton nicht aus Himmelsnähe niederschwebte, sondern umgekehrt von unten, durch die aufsteigende wärmere Luft emporgetragen wurde. Und da gewahrte er auch schon in der Tiefe, wo man die Matten der Kühbrantnerhalt und in deren Nähe den Gottesacker der Unschuldigen erblicken konnte, eine Ansammlung von Menschen auf dem kleinen Bergfriedhof und wußte in diesem Augenblick, daß das Ge-

pränge da unten der Bestattung des geliebten Mädchens galt und es Grabgesänge waren, die der Wind zu ihm heraufwehte.

Tiefstem Leid versagen Worte, und das Gebet, das dem auf die Knie Gesunkenen aus dem Herzen stieg, war stumm und wortlos . . .

Tiefstem Leid versagt auch der Trost, den Menschennähe gewähren kann. Friedern war es Bedürfnis, die Menschen zu fliehen, wie er sie in den Tagen seit Vefs Tod geflohen hatte. Aber er sah, daß das Trauergeleite sich nach und nach verlor, daß der Gottesacker der Unschuldigen allmählich menschenleer wurde und schließlich so still und verlassen zwischen kahlem Fels und schwärzlichem Zirbelgrün lag wie sonst. Der Ort, der ihm für immer heilig sein würde, zog ihn jetzt mächtig an, es drängte ihn, da es nun in Einsamkeit geschehen konnte, mit unwiderstehlicher Sehnsucht, am Grab des Liebsten, das er auf Erden besessen, hinzusinken und seine Schmerzen auf dem frisch aufgeworfenen Hügel auszusäen, um hundertfältig neuen Schmerz dafür zu ernten.

Und ebenso zagend wie unaufhaltsam stieg er zu der Tiefe nieder, die aus dem Tal besehn eine ansehnliche Höhe war.

Denselben steinigen Pfad verfolgend, der vor Jahren den von der Sehnsucht, die Bergfeien zu schauen, Angelockten in die Gletscherwelt emporgeführt, gelangte er an den Fuß des Moränenzuges, wo die kahlen Schutthügel in die lebhafter begrünte Mulde des Gottsackers der Unschuldigen übergingen. Eben näherte er sich dem

Steinkaserbrunn, um den Eingang zu der mit einem Mäuerchen umfriedeten Begräbnisstätte zu gewinnen, als ein Anruf ihn zusammenschrecken machte.

„Da ist er schon! Dacht' ich mir's doch! . . . Zieht es dich auch zum Golde?"

Aufblickend erkannte er Basil, der sich, durchnäßt, beschmutzt und auch sonst loddrig genug aussehend, aus dem zwischen Sand absickernden Gerieſel aufrichtete und grinsend näherkam. Verständnislos sah Frieder ihn an.

„Du hier? Zum Golde, sagst du? Was ist — Gold?"

„Ein bißchen schiefgewickelt scheinst du?" versetzte Basil belustigt. „Gold ist was Schönes für den, der es hat."

„Ja, ja! Was Schönes . . . Gewiß! Du hast recht," erwiderte Frieder völlig geistesabwesend.

„Und wenn man eins findet, so hat man eins," fuhr Basil in einer Art Galgenlaune fort. „Du kommst doch auch her, um zu suchen? Gut Glück! Viel, scheint es, ist hier nicht mehr zu holen."

„Ich — suchen? Ich —? Was tät' ich damit?"

„Dann geh und mach' mir nicht Konkurrenz! Aufrichtig gesagt, such' ich lieber allein."

„Hier —?"

„Wo's deinem Alten so gut geriet."

Nachgrübelnd faßte Frieder sich an die Stirn. Ja, doch! Allmählich entsann er sich.

Müde sagte er: „Gewiß, du hast recht, das ist der Ort, wo er in jahrelangen Mühen den Goldschatz sam-

melte . . . den unseligen. Warum? . . . Wozu? . . . Ich frag' mich vergeblich: Wozu —?"

„Na, so eine Truhe voll hat was für sich."

„Mir ekelt vor Gold. Es zeugt Verruchtheit."

„Ich wäre nicht eklig, fänd' ich bloß eins! Schon sind meine Hände wundgegraben."

Er zeigte die zerschundenen Finger und Handflächen und schnapperte und bibberte, naß wie er war, wie ein fröstelnder junger Hund in der Kälte.

„Grad fällt mir die alte Sage ein," erinnerte sich Frieder, „daß man begnadet sein muß, um zu finden. Denn die Wildfrauen, heißt es, verwalten die Schätze . . . Du siehst, w i r beide suchen vergebens."

Er wendete sich zum Gehn. Im Begriffe, die Wasserader zu überschreiten, bückte er sich und hob von derselben Stelle, wo Basil eben noch gewühlt und gegraben hatte, einen Stein auf. Es war ein gut faustgroßes Stück weißen Quarzes, in den kreuz und quer kleinfingerdicke Goldadern eingesprengt waren.

„Da liegt ja ein mächtiges Trumm in der Quelle!"

„Gold —? Wirkliches Gold? Laß sehn!" rief Basil und langte gierig wie ein Wolf nach dem Fund. Da aber Frieder sich verächtlich abwendete, stieß er mit gehässig verzerrter Miene hervor: „Gib her! Ich war früher als du zur Stelle!"

Das Gold vor seinem kecken Zugriff bergend, sagte Frieder: „Gemach! Entreißen laß' ich mir's nicht, so wenig ich drauf versessen bin."

Er trat ein paar Schritte von Basil fort und betrach-

tete geringschätzig den wertvollen Stein in seinen Händen. Seltsam! Gerade ihm, dem ein Finden gar nicht im Sinn gelegen, war's gegeben; dem andren, der finden wollte, nicht. Schien's doch, als fiele uns nur, was wir gering achten, mühelos in den Schoß, während das Schicksal uns versagt, wonach wir mit heißem Verlangen gieren.

Behutsam war Basil ihm nachgeschlichen. Unerwartet tat er abermals einen raschen Griff, sich des Goldes zu bemächtigen. Wieder wich Frieder aus.

„Du hörst doch: Entreißen laß' ich mir's nicht!"

In Wut und Angst bemühte sich Basil, sein Recht nachzuweisen: „Ich wühlte es auf, so lag es zutage! Willst du mich tückischer Weise drum bringen?"

Und zum dritten Male schnellte die Hand mit der Geschwindigkeit einer Wurfleine nach dem begehrten Stein.

„Hand weg, zum Donner! Nie wirst du's erlangen, geb' ich dir's nicht aus freien Stücken!" Und indem er ihm das Gold vor die Füße warf, sagte Frieder im Ton tiefster Verachtung: „Da hast du's! Ich schenk' dir's, erbärmlicher Wicht!"

Wie ein Geier hatte Basil sich auf die erwünschte Beute gestürzt.

„Die Form läßt zu wünschen, doch — einerlei! Nun bin ich doch wieder ein ganzer Mann!"

Er packte den Klumpen und entfernte sich eilfertig mit großen Schritten in der Richtung gegen die Berglehne, die er heraufgestiegen war. In einiger Entfernung

erst machte er noch einmal Halt, sich endgültig von Frieder zu verabschieden.

„Leb' wohl! Wir hatten kein Glück miteinander, sieh zu, wie du ohne mich weiterkommst. Gelingt es dir, nun, so soll es mich freuen. Wo nicht, so weiß ich mir's zu erklären. Ein Mensch, der im kritischen Augenblick bekennt: Jawohl, meine Herren, ich bin schuldig! verdient nichts anderes, als mit Pauken und Trompeten zugrunde zu gehn. Addio, caro bambino mio! Ich will's jetzt wieder allein versuchen, so ist der Starke bekanntlich am stärksten. Addio!"

Ein bißchen läppisch tuend, wie man allenfalls einem albernen Kindchen winkt, fächelte er seinem Neffen mit hocherhobener Hand einen Abschiedsgruß zu. Und bald darnach war er hinter Wald und Felsen auf Nimmerwiedersehn verschwunden.

*

Ein Schauder war Friedern über den Rücken gelaufen, erst da Basils Schritte verhallten, atmete er auf, erleichtert trotz Herzensnot und Gram. Wenigstens hatte der eine Wunsch sich erfüllt, der einzige, den er noch zu hegen vermochte: Allein sein mit seinem Leid!

Einem Traumwandler gleich betrat er den Gottesacker der Unschuldigen. Ja, unschuldig, unschuldiger noch als die Ungetauften, deren arme Knöchelchen hier moderten, war die mit dem Feuer grausamsten Seelenschmerzes, mit der Glut entsagungsvoller Aufopferung Ge-

taufte, die unter dem frisch aufgeworfenen Erdhügel zu Füßen der Schmerzensreichen Muttergottes schlummerte.

Fast wagte er nicht, sich ihrem Grabe zu nähern, noch hallte der Fluch der Kohlrachin ihm in den Ohren, bestätigt durch sein eigenes anklagendes Gewissen. Nur zögernd trat er an den Hügel heran, stand scheu davor, sich unwürdig dünkend, ihn zu berühren. Und in quälendem Selbstgespräch erweckte er das Andenken der Toten, deren vollen Wert er allzu spät erkannt, ließ sein nichtiges Weltleben an sich vorbeiziehn und erschöpfte sich in zwecklos gewordenen Ausbrüchen von Reue.

„Mögen, die nah' sich noch dem Blendwerk fühlen, nach Schätzen graben, die in Tiefen gleißen — ich würde wund mir meine Hände wühlen, könnt' ich die Teure ihrem Grab entreißen! Der Tod hält fest, mein Eifer wär' vergebens, er läßt nicht los erworbnes Eigentum. Wie niemals gegen mich, Zeit ihres Lebens, ihr Mund gezeugt, bleibt er nun ewig stumm. Und wie so lange auf ein Wort der Liebe aus meinem Mund vergeblich sie gelauscht — sprächʼ ich es jetzt, doch taub und dunkel bliebe es wie der Wind, der in den Zirben rauscht ... Zu denken, daß, befaßt mit nichtigen Dingen, ich meines Lebens höchsten Wert entweiht! Nun bleibt mir nichts mehr als ein Händeringen, Reue, Verzweiflung und Trostlosigkeit. Nicht wert bin ich, an ihrem Grab zu beten! Nicht wert, die Erde, die sie deckt, zu küssen! So will ich zu der Gottesmutter treten, der Gnadenreichen werfen mich zu Füßen, erflehend — nicht Vergebung

meiner Fehle, der unsühnbaren — von der himmlisch Reinen, nein! Daß vom Leib sie löse meine Seele, um sie geklärt der Liebsten zu vereinen! . . ."

Knapp neben Vefs Grab erblickte er, sich der Bildsäule Marias nähernd, das Hügelchen, unter welchem ihr Kindlein, sein eigen Fleisch und Blut, ruhte. Und ringsum noch andere ganz kleine Kindergräber. Fast schien es ihm ein beneidenswertes Los, vom Leben so wenig erfahren zu haben wie diese Frühvollendeten.

Und wieder fand er Anlaß zu einem Rückblick: „Gleich den Ungetauften hier trat ich schuldlos ins Leben ein, o wäre das erste Lallen auch mir erstickt in einem kleinwinzigen Schrein! Friedlich wär' heimgekehrt dann meine Seele im Unschuldskleide, woher sie stammt. Atmen schon ist Schuld und Fehle, jedes Willens Keim verdammt! Tiefer nur stürzt uns der Drang nach den Höhen, tiefer nur in den dunkelnden Schacht, und das Licht, das wir sehnend erflehen, endet in undurchdringlicher Nacht!"

Schmerzlich bewegt sank er vor der Gnadenreichen in die Knie. Sein Antlitz zu ihr emporhebend, gewahrte er, daß über dem Rauchenkatsch, der den näheren Gletschermoränen über die Schulter lugte, von ziehenden Wolken und Nebeln zeitweise verhüllt und dann wieder zwischen ihnen hervortretend, der aufnehmende Mond stand, schon fast bis zur halben Rundung gefüllt. Auf dem Gottesacker der Unschuldigen begannen Flocken zu fallen, spärlich, aber beharrlich, die Umrisse der Dinge verschwammen bereits im sachten Dämmern. Der Himmel aber,

soweit er über den Gletschern sichtbar blieb, war noch zu hell, als daß das Gestirn bereits vollen Schein hätte geben können. Immerhin genügte sein fahles Licht, die ausgedehnten Flächen frisch gefallenen Schnees geisterhaft erschimmern zu lassen.

Während Frieders Blick an diesen von ihm einst so heiß umworbenen Höhen haftete, horchte er plötzlich auf — täuschte er sich? oder spiegelten ihm nur seine erregten Sinne das liebliche Klingen vor, das er von den Gletschern her zu vernehmen glaubte? Nein, es narrte ihn kein Trug, jetzt drang auch Gesang, an dessen Wirklichkeit nicht zu zweifeln war, an sein Ohr, er konnte sogar die einzelnen Worte unterscheiden.

„Eins mit Wolke, Fels und Baum,
Eins das Wachen und der Traum,
Seligkeit im Sein ...
Wo kein Sollen ängstlich mahnt
Und die Seele Gottheit ahnt,
Frei und rein.
Wunschlos wiegen leichten Schwebens
Weisheit gleich wie Wahn,
Liebe, Quelle alles Lebens,
Strahlend aufgetan.
Liebe, Weltalls Mutterkraft,
Die, was sonst sich widerstreitet,
Zum verklärten Bilde weitet
Und zur Einheit schafft:
Erde, Himmel, Berg und Tal,

Wolke, Baum und Wasserfall,
Alles Sein und alles Wollen
Ewig schöpfend aus dem Vollen."

Verzückt lauschend, klagte Frieder zu den Gletschern empor: „Klang, der hold verführte, pochte er ans Herz — leichter schiene die Bürde, ginge es himmelwärts. Reue, erdbedungen, lindert nicht die Qual. Nur der ausgerungen, eint sich mit dem All."

Wieder wurden Stimmen laut aus den Lüften:

„Reinheit weht vom Felsenthrone,
Himmelslicht umstrahlt den Firn,
Lichte Reinheit auch zum Lohne
Winden wir dem Erdensohne,
Der aus ehrfurchtsvoller Weite
Unsre heiligen Stätten scheute,
Um die makellose Stirn."

Und als wechselten Chöre miteinander ab, klang es aus anderen Himmelskreisen:

„Ewiges spiegelt sein Inneres wider,
Ward er fromm sich des Wesens bewußt.
Aber in Fesseln der Enge hernieder
Zwingt der Ursünde menternde Lust."

Etwas wie eine Anklage aus den letzten Worten heraushörend, die offenbar an die Überhebung und den Fall der hoffärtig gewordenen Engel erinnerten, fühlte Frieder das Bedürfnis, sich dagegen aufzulehnen.

„Locktet ihr nicht mit Schimmern und Gleißen? Hat euer Lied nicht ans Herz mir gerührt? Ach, mir schien es ein himmlisch Verheißen ... Hoffnung, nicht Hoffart hat mich verführt!"

Die Antwort blieb nicht aus, sie klang streng wie die Fanfare des Gerichts:

„Weg ins Weite, Weg ins Ferne
Holt vom Himmel nicht die Sterne,
Nur die Liebe, erdentrafft,
Sprengt der Seele Kerkerhaft,
Um zum All sie zu erlösen.
Menschenherz wird Weltenkraft,
Und des Weltgotts Eigenschaft
Ist Wesen."

Verzweifelt umklammerte Frieder die Füße der Schmerzhaften Muttergottes, ein demütig Hilfesuchender: „Wo gäb's zu mir selbst eine Wiederkehr, der ich die Liebe verkauft und verraten?"

Eine milde, gütige weibliche Stimme antwortete ihm: „Kommt zu mir, so spricht der Herr, die ihr mühselig seid und beladen!"

Er neigte den Kopf zurück und blickte die hohe Gestalt Marias hinan, denn sie war's, die gesprochen. Und mit frendiger Bestürzung gewahrte er, daß ihr Antlitz, atmend und lebensvoll, nicht wie das eines Bildwerks, sondern wie das eines Menschen von Fleisch und Blut, unverkennbar die Züge der verewigten Geliebten trug. Wunder über Wunder! Es war Maria, die

Himmelskönigin, die Gottgebärerin, deren Füße er in Zerknirschung umfing, und es war zugleich auch die Unvergeßliche, bis in den Tod Getreue, die in beispielloser Aufopferung ihr Leben um das seine hingegeben.

„Weh! Geliebte! Gottmutter! Du Reine! . . . Oder bist du der Bergfeien eine?"

„Ich bin dein Hoffen und dein Sehnen, entrückt dem irdischen Bereich; dein Glauben bin ich und dein Wähnen, dein schuldvoll Irren und dein Trost zugleich."

„Gäb' es denn Trost für meine Schuld?" fragte er, angstvoll an den Lippen der Erscheinung hängend.

„Ich bin die Sanftmut und die Huld, die Milde und die ewige Güte, die Langmut bin ich, die Geduld, der Gottesfrieden im Gemüte, die Treue und die Seelenkraft, der Liebe Unvergänglichkeit — so lös' ich dein Herz aus Erdenhaft, ist es in Wahrheit für Gott bereit."

„Es ist bereit für Gott und Christ! Erlöse es, wenn du kein Trugbild bist!"

Und weiter redete, eins mit der verklärten Geliebten in Gestalt und Erscheinung, die Muttergottes zu ihm: „Ich bin die heiligste der Frauen und gab dir hin doch meinen Leib. Willst du geheimstes Wunder schauen, sieh mich: Geliebte! Mutter! Weib! Ursprung der Menschheit ist mein Schoß, aus ihm keimt ihrer Zukunft Blüte. Drum ist die Liebe grenzenlos, die mich, das Weib, der Welt vermählte; und grenzenlos die ewige Güte, die mich, die Mutter, auserwählte, als

arme, niedrige Magd den hehren Heiland und Gotterlöser zu gebären. Das Menschenleid, das unser Gott erlitten, hat Menschenherzen Göttliches erstritten. Denn wie die Gottheit wandelte auf Erden, so kann der Mensch auf ihr auch göttlich werden, es wirkt dieselbe Himmelskraft in beiden aus dem Mysterium: In Liebe leiden! ... Begreifst du es und willst vom flüchtigen Sein heimkehren und zur Ewigkeit genesen, so fühle: Nichtig ist alles, alles Schein! Nur Liebe — Wesen!"

In Frömmigkeit versunken, wiederholte Frieder: „Nichtig ist alles, alles Schein! Nur Liebe — Wesen!"

Da neigte die Muttergottes ihr Haupt und lächelte so hold und milde, wie Vef in ihren frühen Jahren hatte lächeln können.

„Selig sind, die aus Dunkelheiten ewigem Lichte entgegenschreiten!"

Ein süßes Benommensein umnebelte Frieders Sinne. Er fühlte etwas wie ein sanftes Hinschwinden in Seligkeit.

„Schon dämmert Erkenntnis, schon zögert die Zeit, o laß mich zu deinen Füßen sterben!"

„Selig sind, die da tragen Leid, denn sie werden den Himmel erben."

Es hatte stärker zu schneien begonnen und immer stärker, je dunkler es wurde. Bis schließlich die ganze Landschaft ein einziger dichter Flockenwirbel war. Das Angesicht in den aufgestützten Armen bergend, lag Frieder unbeweglich hingegossen auf den Knien, zu Füßen Vefs, des liebenden Weibes, zu Füßen Marias, der schmerzhaften

Mutter. Flaumiger Schnee setzte sich an seinem Haar, seinen Kleidern fest, breitete nach und nach eine weiche, weiße Daunendecke über seine Gestalt. Er merkte es nicht, oder achtete nicht darauf.

Der Glückseligkeit nahe, seufzte er zu der Heiligen empor: „Liebe erwärmt, allzulange versäumt, sanfter mein Herz schon wie stummes Gebet."

Er vernahm noch die Worte: „Alles frühere war nur geträumt, und das Erwachen kommt niemals zu spät!"

Und dann hörte er nichts mehr und wußte nichts mehr von sich. Es war ganz still geworden auf dem Gottsacker der Unschuldigen. Leise wirbelten die Flocken, unaufhaltsam, leise, leise. In sanfte weiße Wellen verwandelt, schlossen die Hügel weichwallend sich aneinander. Ein einziges, makelloses Bahrtuch, stumm wie der Tod und von nichts überragt als von der stummen dunklen Gestalt der Schmerzhaften Muttergottes, verhüllte mit Schweigen all die unsagbaren Leiden, die in dieser verschollenen Bergeinsamkeit Ruhe gefunden . . .

Ende.

# Werke von Emil Ertl

## Ein Volk an der Arbeit

Vier Menschenalter Deutsch-Österreich im Roman

Band 1: Die Leute vom Blauen Gugucksхaus 25. Tausend
Band 2: Freiheit, die ich meine . . . . . 19. Tausend
Band 3: Auf der Wegwacht . . . . . 19. Tausend
Band 4: Im Haus zum Seidenbaum . . . . . 5. Tausend

Alle vier Bände zusammen, einheitlich in Ganzleinen gebunden, M. 27.–

Jeder Band ist in sich abgeschlossen
und auch einzeln käuflich

Einzelpreise:

Band 1: M. 6.50; Band 2: M. 6.50; Band 3: M. 6.–; Band 4: M. 7.50

„Über allen Vorzügen thronen zwei: der tiefe Humor und die weiten Ausblicke ins Leben. Ein Bild, wie es kein zweiter Stamm von seiner Heimat und ihrer neueren Geschichte besitzt." (Neue Freie Presse, Wien)
Liebevoll ausgeführte, mächtig wirkende, monumental herausgearbeitete Zeitbilder." (Vossische Zeitung, Berlin)

## Karthago

Kampf und Untergang / Roman / 10. Tausend

Geh. M. 5.50, Leinen M. 7.50, Halbleder M. 11.50

„Ein Kolossalgemälde von fabelhafter Anschaulichkeit . . . Ein spannendes vielfarbiges, aufrüttelndes Buch, das unsere Phantasie und unser Mitgefühl gleich stark in Brand setzt und sich über den Durchschnitt der historischen Romane entschieden erhebt." (Leipziger Neueste Nachrichten)

## Geschichten aus meiner Jugend

3. Tausend / Geh. M. 3.50, Leinen M. 5.–

„Kindheitserinnerungen und Jugenderlebnisse, vom Dichter bald humorvoll, bald in philosophischer Beschaulichkeit entworfen, die sich dem Besten aus seiner Feder würdig anreihen." (Reichspost, Wien)

## Der Berg der Läuterung

Novellen / 5. Tausend / Geh. M. 3.50, Leinen M. 5.50

Halbleder M. 6.—

„Eine Auswahl von Zeitbildern, die halb mit grimmem Ernst, halb mit satirischem Humor in die besonderen Errungenschaften und Annehmlichkeiten dieser glorreichen deutschen Gegenwart hineinleuchten."
(Rhein.-Westf. Zeitung, Essen)

L. Staackmann Verlag / Leipzig

# Werke von Emil Ertl

## Die Maturafeier

Sieben kleine Novellen / Mit Buchschmuck von Marta E. Fossel / 3. Tausend / Geh. M. 3.50, Leinen M. 5.–

„Wieder ein Buch des alten, jungen Emil Ertl, ein Buch, das seine Jugendfrische kennzeichnet, das so voll anheimelnder Anregungen und seelenfroher Heiterkeit ist wie ein wohltuendes, gutes Lächeln. – Diese köstlichen Erzählungen sind dazu geschaffen, still zu erheitern und zu trösten."
(Neue Freie Presse, Wien)

## Teufelchen Kupido

Lachende Liebes- und Ehegeschichten / 5. Tausend
Geh. M. 3.–, Leinen M. 4.50

„Acht lustige, anmutige Novellen ... Mit kecker, übermütiger Laune, mit neckischer Bosheit und gesundem Humor leuchtet Ertl in alle Schwächen und Schrullen des Menschenherzens hinein."
(Berliner Lokalanzeiger)

## Der Halbscheid

Erzählung / Mit Bildschmuck von Norbertine Breßlern-Roth / 5. Tausend / Leinen M. 4.50, Ganzleder M. 20.–

„Eine kurze, einfache Landgeschichte von künstlerischer Wahrhaftigkeit, ein hohes Lied auf die Macht überfließender Güte, als Novelle ein kleines strahlendes Juwel in verdientem Ehrenkleid." (Volkszeitung, Wien)

## Das Lächeln Ginevras

Roman / 7. Tausend / Gebunden M. 4.–

„Diese Erzählung ist in ihrer Mischung von süßer Romantik und bitterer Ironie ein Meisterstück." (Nationalzeitung, Basel)

## Der Neuhäuselhof

Roman / 11. Tausend / Geh. M. 3.50, Leinen M. 5.50

„Ein humoristischer Roman, dessen Humor doch niemals aufdringlich wirkt, sondern der wie ein stilles, verträumtes, aber darum um so mehr von Herzen kommendes Lächeln wirkt." (Salzburger Volksblatt)

## Liebesmärchen

5. Tausend / Leinen M. 4.50

„Ein kleines, feines Buch ... Erzählungen, die überfließen von der großen Liebe zweier Menschen zueinander ... Ein rechtes Märchen für jung und alt ... (Universum, Leipzig)

L. Staackmann Verlag / Leipzig

ERTL, EMIL

DAS LATTACHERKIND